

Judith Burckhardt

«Der Mann
ohne Eigenschaften»
von Robert Musil
oder das Wagnis der Selbstverwirklichung

Basler Studien

zur deutschen Sprache und Literatur

48

Judith Burckhardt

«Der Mann ohne Eigenschaften»
von Robert Musil
oder das Wagnis der Selbstverwirklichung

*Alles was im Leben ist
ist beständig in Bewegung
und in Veränderung*

Francke Verlag Bern

Basler Studien
zur deutschen Sprache und Literatur

Herausgegeben von Ernst Erhard Müller, Karl Pestalozzi,
Heinz Rupp, Martin Stern und Louis Wiesmann

Band 48

In Dankbarkeit Elli Muschg gewidmet

© A. Francke AG Verlag Bern, 1973

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Druck: Graphische Anstalt Schüler AG, Biel

Printed in Switzerland

INHALT

<i>Einleitung</i>	5
<i>Erster Teil: Die Eigenschaftslosigkeit als Vorstufe zur Selbstverwirklichung</i>	9
1. Der Begriff der Eigenschaftslosigkeit	9
2. Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, hat Eigenschaften	12
3. Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, ist tatsächlich eigenschaftslos	14
4. Der Mann ohne Eigenschaften lebt in einer Zeit der Eigenschaftslosigkeit	16
5. Musils Verhältnis zu seiner Zeit als einer politischen Wirklichkeit	22
6. Ulrichs Verhältnis zu seiner Zeit als Romanwirklichkeit	26
7. Ulrichs praktischer Versuch der Eigenschaftslosigkeit	29
<i>Zweiter Teil: Die Moral als Versuch einer neuen Lebensgestaltung</i>	33
1. "Moral" als Gegenbegriff zur Eigenschaftslosigkeit	33
2. Die Auswirkungen des Moralverlustes	36
3. Ansätze zu einer neuen Moral	53
4. Die Kritik der Eigenschaftslosigkeit	68
<i>Dritter Teil: Die Geschwisterliebe als Versuch, Eigenschaften zu erwerben</i>	75
1. Bedeutung und Rechtfertigung der Geschwisterliebe	75
2. Ulrichs Schwester Agathe als Frau ohne Eigenschaften	78
3. Die Geschwisterliebe als ein Protest gegen das Leben	87
4. Von der Gesellschaftsmoral zu der Amoralität des Gefühls	95
5. Die Bedingungen der echten Begeisterung	100
6. Die Säkularisierung der Mystik	105
7. Die Geschwisterliebe als mystische Lebenserfüllung	114
8. Auch die Geschwisterliebe ist ein mißglückter Versuch der Selbstverwirklichung	120
<i>Vierter Teil: Robert Musil und das Problem der Selbstverwirklichung oder der Dichter und sein Verhältnis zum Werk</i>	130
1. Ulrich als Abbild Robert Musils	130
2. Ulrich als Gegenbild Robert Musils	135
3. Ist Robert Musil als Dichter eigenschaftslos?	142
<i>Anmerkungen</i>	149
<i>Literaturverzeichnis</i>	155

Durch meine jahrelange Beschäftigung mit dem dichterischen Werk Robert Musils ist für mich das Problem der Selbstverwirklichung immer deutlicher in den Vordergrund seines Schaffens gerückt. Obwohl es in der Sekundärliteratur nirgends besonders hervorgehoben wird, scheint mir die Frage nach der Ichbildung schon in der negativen Formulierung des Titels "Der Mann ohne Eigenschaften" implizite aufgeworfen und in jedem der großen Themenkreise des Romans, in dem der Moral und in dem der Mystik, wieder neu gestellt zu sein. Wilhelm Emrich behandelt in seiner Untersuchung "Formen und Gehalte des zeitgenössischen Romans"¹ die Autoren Marcel Proust, James Joyce, Franz Kafka, Thomas Mann und Robert Musil und hält einen durchgehenden Wesenszug in ihrer Lebensauffassung fest: "Die Welt ist in keinem Sinne mehr – im Gegensatz zur Welt des traditionellen Romans – vorkonstituiert. Vielmehr werden die Möglichkeiten ihrer Konstituierung unausgesetzt neu erfragt." Im Werk Musils ist aber der Zerfall der Welt so stark fortgeschritten, weil der Mensch selbst die Einheit seines Wesens und damit sein Ichbewußtsein verloren hat. Der Mensch wird nicht mehr bloß mit einer Welt konfrontiert, die er zu bewältigen hat: vielmehr wird er sich selbst als Lebensaufgabe gesetzt. Er tritt nicht mehr als ein geschlossenes, vorkonzipiertes Ganzes seiner Umgebung gegenüber, sondern er ist in der Bedeutung, die J.P. Sartre diesem Wort gibt, "Entwurf": "L'homme est d'abord ce qui se jette vers un avenir, et ce qui est conscient de se projeter dans l'avenir"². Aus dieser starken existentiellen Unsicherheit erklärt sich die fortgesetzte unablässige Selbstreflexion des Mannes ohne Eigenschaften und sein drängender Wunsch nach Selbstverwirklichung.

In den ersten drei Teilen meiner Untersuchung befaße ich mich fast ausschließlich mit dem Hauptwerk Robert Musils "Dem Mann ohne Eigenschaften". Dieses Vorgehen halte ich für berechtigt, weil einerseits sämtliche Themen der Randwerke in diesem großen Fragment wieder aufgenommen sind, und weil es andererseits galt, die zunächst unübersehbar scheinende Stoff- und Gedankenfülle zu überblicken und den weitgespannten Sinnzusammenhang zu erkennen, in den sie sich einordnet. Es sind wohl Gesamtdarstellungen von Robert Musil und seinem Werk vorhanden, etwa die stark psychoanalytisch orientierte Abhandlung von Ernst Kaiser und Eithne Wilkins³ oder die Würdigung des Menschen und Dichters von Wilfried Berghahn⁴; es gibt auch eine ganze Reihe sorgfältiger Einzelstudien, etwa die stilistischen Analysen von Beda Allemann⁵ und Helmut Arntzen⁶; was aber bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt zu fehlen scheint, ist eine Untersuchung, die sich zwar auf das Hauptwerk beschränkt, in diesem aber das Zusammenspiel der verschiedenen Themen gleichmäßig, ohne einem Einzelaspekt den Vorzug zu geben, zur Geltung bringt. Aus diesem Grunde habe ich Stoffgebiete, die mir erst in zweiter Linie wichtig scheinen, z. B. die literaturhistorische und geistesgeschichtliche Einordnung Robert Musils in seine Zeit, außer Acht gelassen. Die Aufgabe, die mir gestellt war, betraf auch nicht das historische und textkritische Quellen-

studium oder die Beschäftigung mit den Vorbildern zu Schlüsselfiguren des Romans, z. B. Walter Rathenau, Ludwig Klages und Franz Werfel. Statt dessen bemühte ich mich, das weitverzweigte und kunstvoll verflochtene Werk aus sich selbst und in seinem Kompositionsprinzip zu verstehen. Durch diese Methode der immanenten Textinterpretation habe ich mich allerdings nicht so sehr eingelenken lassen, daß ich die Hilfsmöglichkeiten, die sich mir zu dem Verständnis des Werkes boten, nicht benützt hätte. So zog ich z. B. die Dissertation Robert Musils über Ernst Mach herbei, um den Begriff der Eigenschaftslosigkeit besser fassen zu können, und so erkannte ich das spezifisch Österreichische im Werk Musils erst durch meine Beschäftigung mit der geschichtlichen Situation der Donaumonarchie vor dem ersten Weltkrieg. Im vierten Teil meiner Dissertation gehe ich dann über den eng gesteckten Rahmen meiner Arbeit hinaus und skizziere in einem kurzen Ausblick, wie das Thema der Selbstverwirklichung sich von dem Werk auch auf den Autor selbst überträgt.

In meiner ganzen Arbeit beschäftigt mich vorwiegend die eigentliche künstlerische Leistung Robert Musils. Mit dieser Betrachtungsweise meinte ich dem lebenslangen schöpferischen Ringen des Autors um dichterischen Ausdruck am ehesten gerecht zu werden. Er selbst sagt denn auch über seinen Roman: "Gedanken dürfen nicht um ihrer selbst willen darin stehen. Sie können darin, was eine besondere Schwierigkeit ist, auch nicht so ausgeführt werden, wie es ein Denker täte; sie sind 'Teile' einer Gestalt" (S. 1643). Wolf Dietrich Rasch⁷ zitiert Äußerungen Robert Musils, die ein ähnliches Verhältnis zum Werk charakterisieren: "Aber ich kann, was ich sagen will, nur im Roman, durch das Medium von Vorgängen und Figuren sagen"; oder: "Ich bin letzten Endes gar nicht imstande, die Form als solche wahrzunehmen. Für mich ist Form schon Inhalt."

Im Widerspruch zu solchen Stellungnahmen des Autors selbst haben sich die Interpreten oft von dem stark philosophischen Gehalt des Werkes zu eigentlich philosophischen und begrifflich schwierigen Exkursen verleiten lassen. Philippe Jaccottet, der die französische Übersetzung des "Mannes ohne Eigenschaften" besorgte, meint, "daß die meisten Kritiker sich durch die intellektuellen und satirischen Seiten seines Romans täuschen ließen und infolgedessen den Ursprung seines Schaffens, der seinem Wesen nach dichterisch ist, übersehen haben"⁸. Um nicht der gleichen Gefahr zu verfallen, war ich stets darauf bedacht, so nahe wie nur möglich am dichterischen Text zu bleiben, ausladende theoretische Erörterungen zu vermeiden und meine Sätze von dem in unserer Zeit immer größer werdenden Ballast der philosophischen Spezialterminologie frei zu halten. Aus den gleichen Überlegungen heraus zitiere ich in den ersten drei Teilen meiner Arbeit ausführlich, aber fast ausschließlich nur aus dem Roman selbst. Meine Methode des Zitierens könnte willkürlich scheinen; sie ist aber durch das eigentümliche Aufbauprinzip des Romans bedingt: wir finden in ihm weder eine zeitliche Kontinuität noch einen linearen Handlungsablauf. Deshalb mußten mancherorts Textstellen, die räumlich getrennt sind, zusammengezogen und andere, die einander folgen, gesondert erwähnt werden.

Im vierten Teil meiner Arbeit, der ja auch thematisch weiter gefaßt ist, berücksichtige ich vor allem die Tagebücher Musils und ziehe die Sekundärliteratur als wertvolle Interpretationshilfe bei, soweit sie bis zum Abschluß meiner Dissertation erschienen und mir zugänglich war. Diese Doktorarbeit wurde im Jahre 1965 der Universität Basel vorgelegt; sie war von Prof. Dr. Walter Muschg angeregt und betreut worden. Als Korreferent wirkte Prof. Dr. Heinz Rupp.

ERSTER TEIL

DIE EIGENSCHAFTSLOSIGKEIT ALS VORSTUFE ZUR SELBSTVERWIRKLICHUNG

1. Der Begriff der Eigenschaftslosigkeit

Der Titel des Hauptwerkes von Robert Musil "Der Mann ohne Eigenschaften" drückt in überraschender Verkürzung das philosophische Grundproblem des Romans aus: Zwar ist von einem bestimmten Mann die Rede, aber dieser wird gleichzeitig durch die Einschränkung "ohne Eigenschaften" der ihn bestimmenden Wesenszüge beraubt. In diesem Paradoxon ist die geistige Spannung des Buches enthalten; denn eine Existenzmöglichkeit der reinen Eigenschaftslosigkeit ist undenkbar. Ein Mensch ohne Eigenschaften ist entweder eine Absurdität, weil er nur in einer abgegrenzten, individuellen Daseinsform und nicht als gallerartig verlaufende Masse leben kann; oder er ist eine literarische Fiktion, ein bloßes Spiel der dichterischen Phantasie, das keinen Wirklichkeitsanspruch erheben darf. Diese Alternative befriedigt Musil nicht, denn wir lernen einerseits den Mann ohne Eigenschaften als Menschen mit festen Lebensgewohnheiten, Gedanken und Gefühlen kennen, und andererseits darf dessen Eigenschaftslosigkeit nicht nur als eine unverbindlich-abstrakte Gedankenkombination verstanden werden: sie ist ein in dichterische Wahrheit umgesetztes Lebensexperiment.

Wir müssen das Wort "Eigenschaft" auf seinen besonderen Bedeutungsgehalt im Roman hin untersuchen, um zu verstehen, wie Musil die Antinomie zwischen Eigenschaftlichkeit und Eigenschaftslosigkeit auflösen kann. Dabei entzieht es sich allerdings so lange einer Definition, als wir es mit Hilfe psychologischer Kategorien zu fassen versuchen. Musil verwahrt sich immer wieder dagegen, den Besitz von Eigenschaften mit dem Begriff "Charakter" gleichzusetzen. Der Charakter nämlich ist nach seiner Auffassung nicht ein in der menschlichen Persönlichkeit fest integrierter Wesensteil, sondern er ergibt sich aus dem zufälligen Zusammenspiel der Umstände und ändert sich auch wieder, wenn diese einem Wechsel unterworfen sind. Wie wenig der Charakter den Menschen individuell zu prägen vermag und zu der Konstituierung seines Ich beiträgt, geht schon aus der Mehrzahlbildung dieses Wortes hervor: "Denn ein Landesbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter; er vereinigt sie in sich, aber sie lösen ihn auf, und er ist eigentlich nichts als eine kleine, von diesen vielen Rinnsalen ausgewaschene Mulde, in die sie hineinsickern und aus der sie wieder austreten, um mit andern Bächlein eine andere Mulde zu füllen" (S. 35). An einer andern Romanstelle zeigt es sich, daß Musil den Begriff "Charakter" überhaupt für fragwürdig und einer veralteten psychologischen Auffassung zugehörig hält: "Man beginnt, es immer mehr als beschränkt zu empfinden, unwill-

kürlich erworbene Wiederholungsdispositionen einem Menschen als Charakter zuzuschreiben und dann seinen Charakter für die Wiederholungen verantwortlich zu machen" (S. 259). Schon früh, in einem politischen Essay aus dem Jahr 1922, einer Schrift also, die neun Jahre vor dem ersten Band des Romans erschienen ist, höhlt Musil das Wort "Charakter" im Sinne einer konstanten seelischen Beschaffenheit vollständig aus. "Die Psychologie zeigt, daß die Phänomene vom übernormalen bis zum unternormalen Menschen stetig und ohne Sprung sich auseinanderbreiten, und die Erfahrung des Krieges hat es in einem ungeheuren Massenexperiment allen bestätigt, daß der Mensch sich leicht zu den äußersten Extremen und wieder zurück bewegen kann, ohne sich im Wesen zu ändern. Er ändert sich, aber er ändert nicht sich" (TB. S. 627). In dem Menschen liegt die ganze Variationsbreite oder Wertskala aller möglichen Existenzformen verborgen. "Es gehört gar nicht so viel dazu, um aus dem gotischen Menschen oder dem antiken Griechen den modernen Zivilisationsmenschen zu machen" (TB. S. 627).

Diese außerordentliche Wandelbarkeit, welcher der Mensch nach der Ansicht des Autors ausgesetzt ist, macht für uns nicht nur das Wort "Charakter" in seiner üblichen Verwendung unbrauchbar; sie erschwert es uns auch, für das Verständnis des Begriffes "Eigenschaften" einen Ansatzpunkt zu finden. Es dürfte nicht zufällig sein, daß Musil dieses Wort zwar in immer neue Zusammenhänge stellt, uns aber nirgends eine eindeutige und umfassende Erklärung gibt. Auf jeden Fall aber kann die doppelte Daseinsmöglichkeit des Menschen, die des Besitzens und die des Fehlens von Eigenschaften, nicht durch die charakterlichen Merkmale, deren Träger er ja nur zufällig und zeitgebunden ist, bestimmt werden; denn in dem Wort "Eigenschaft" ist die Vorstellung der dauernden Aneignung und der bleibenden Zugehörigkeit vorhanden, eine Idee also, die über die Bedeutung des Wortes "Charakter", so wie Musil es versteht, weit hinausgreift. Es ist auch schon aus den ersten Seiten des Romans ersichtlich, daß die Hauptfigur, der Mann ohne Eigenschaften, besondere Wesenszüge besitzt, daß er aber die Fähigkeiten, über die er verfügt, im Leben nicht einsetzen will. "In wundervoller Schärfe sah er, mit Ausnahme des Geldverdienens, das er nicht nötig hatte, alle von seiner Zeit begünstigten Eigenschaften in sich, aber die Möglichkeit ihrer Anwendung war ihm abhanden gekommen" (S. 48). Musil versteht also unter Eigenschaften nicht eine selbstverständlich gegebene Qualität oder ein Vermögen des Menschen an sich, sondern die durch einen bewußten Akt bewirkte Einverleibung von schon vorhandenen Gedanken und Gefühlen. Der Mann ohne Eigenschaften zweifelt nicht daran, "daß dieser Unterschied zwischen dem Haben der eigenen Erlebnisse und Eigenschaften und ihrem Fernbleiben nur ein Haltungsunterschied sei, in gewissem Sinn ein Willensbeschluß oder ein gewählter Grad zwischen Allgemeinheit und Personenhaftigkeit, auf dem man lebt" (S. 153). Der eigenschaftslose Mensch entfernt sich vom Leben objektiv distanzierend, während der Mann mit Eigenschaften in das Leben eingreift und sich subjektiv bindet. Mit dieser Unterscheidung zwischen Eigenschaftslosigkeit und Eigenschaftlichkeit sind wir weitgehend aus dem Gebiet der Psychologie, der statischen Beschreibung, in das Gebiet der Ethik,

des aktiven Verhältnisses des Menschen zu seiner Umwelt, eingedrungen. Der kontemplative Mensch, der dem Leben gegenüber in dem Zustand der ästhetischen Unverbindlichkeit verharrt, besitzt eine ganze Anzahl von potentiellen Eigenschaften, die relativ bedeutungslos sind, da sie sich nicht in der tätigen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit realisieren. Durch die Tat erst, und zwar nicht durch eine unwillkürlich von außen herbeigeführte, sondern durch die auf eigenem Urteil gegründete, voll verantwortete Handlung verbinden sich die Eigenschaften so stark mit dem Menschen, daß sie ihm unveräußerlich angehören und den unverkennbaren Stempel des einmalig Persönlichen tragen. Der theoretisch sich mit Lebensfragen beschäftigende Mensch nämlich kann jederzeit seine Gedanken widerrufen; der aktive Mensch hingegen identifiziert sich mit seinen Handlungen und muß für sie einstehen, da sie als in Praxis umgesetzte Gedanken die Wirklichkeit verändern und eine Reaktion hervorrufen.

Der Titel des Romans "Der Mann ohne Eigenschaften" drückt, wie aus der Erläuterung des Wortes "Eigenschaften" deutlich wird, die konkrete, schwerwiegende Forderung der existentiellen Selbstverwirklichung aus. Sie richtet sich zunächst an die Hauptfigur, die, wie ihr Beiname zeigt, jeder Lebensentscheidung sorgfältig ausweicht, sie gilt aber auch für die meisten Personen des Romans und erhält schließlich den vollen Nachdruck durch ihren Appell an den Zeitgenossen überhaupt. Das ganze gewaltige Romanfragment kreist über Hunderte von Seiten hinweg beständig um das vielschichtige Problem der ethischen Selbstwahl. Der Mann ohne Eigenschaften weiß, "daß nur eine Frage das Denken wirklich lohne, und das sei die des rechten Lebens" (S. 263). Er setzt sich die Bildung des Ich, die Gewinnung von Eigenschaften, zum Lebensziel. Musil hält offensichtlich den Menschen für grundsätzlich fähig, sich in seiner Eigenschaftlichkeit selbst zu bestimmen. Er glaubt an dessen Kraft, sein eigenes Ich in eine sinnvolle Beziehung zu seiner Umwelt zu setzen und ihm in dieser aktiven Konfrontation mit der Wirklichkeit seinen gültigen sittlichen Wert zu geben. Dieses Vertrauen in den Menschen setzt die Auffassung voraus, daß der Mensch frei sei, und diese Handlungsfreiheit ist wiederum nur gewährleistet, weil Musil dem Charakter eine so wenig determinierende Gewalt zuschreibt.

Die dichterische Gestaltung des Themas Eigenschaftslosigkeit ist so anspruchsvoll, weil dieses Wort nicht einfach mit dem Fehlen von Eigenschaften gleichbedeutend ist, und weil der Gegenbegriff der Eigenschaftlichkeit ebenso wenig das latente Vorhandensein von Eigenschaften meinen kann, sondern nur deren dynamische Aktualisierung bezeichnet. Eigenschaftliches ist von Uneigenschaftlichem oft nur schwer auszusondern; denn die beiden Seinsweisen durchdringen sich im Roman und ergeben ein vielfach verzweigtes Geflecht. Der Romanheld steht uns zwar in seiner individuellen Besonderheit deutlich vor Augen, er vermag sich aber, da sein Verhältnis zu sich und der Umwelt gestört ist, nicht handelnd zu realisieren; auf einem langen Irrweg der Erkenntnissuche verwirft er eine Lebensmöglichkeit nach der andern. Musil zeigt seine Hauptfigur in steter geistiger Bewegung. Er wollte und konnte in ihr nicht einfach das Ergebnis seiner

Gedankengänge, eine Art philosophischen Extrakt, geben; denn sie ist nicht einer fertigen dichterischen Konzeption entsprungen, sondern hat den Autor mit ihrer ganzen Problematik der Eigenschaftslosigkeit vierzig Jahre lang — wie aus dem Tagebuch zu ersehen ist — beschäftigt und ihn als ein zweites Ich durch das Leben begleitet. Man müßte sie die Gestalt gewordene Denkrichtung des Autors nennen. Aus diesem Grund bekommen wir das Problem während einer weit ausgedehnten Handlung nie ganz zu fassen. Wir können es nur langsam einkreisen und hie und da auf eine Bedeutungsschattierung hinweisen. Das Wort "Eigenschaftslosigkeit" wird nicht als Begriff isoliert; es bleibt in einer mit dem Roman-geschehen vielfach verflochtenen Entwicklung. Wie sehr es im Vordergrund steht, zeigt sich schon in der Vorstellung des Helden als "Mann ohne Eigenschaften". Sein ihn persönlich charakterisierender Eigenname Ulrich wird erst später (auf Seite 18) und sein Familienname wird überhaupt nie genannt. Die philosophische Absicht beherrscht das Werk. Handlungen und Figuren besitzen keine eigene, vitale Notwendigkeit; sie haben dem Denken nur das Experimentierfeld, den Stoff, das lebendige Medium zu liefern, in dem es auf seine Wirksamkeit und Haltbarkeit geprüft wird.

Die Beziehungen des Autors zu seinem Helden sind nicht weniger vieldeutig und schillernd als dessen Gestalt. Musil liebt es nicht, die Karten offen auf den Tisch zu legen. Er spielt die eine aus, zieht sie wieder zurück oder überdeckt sie mit andern. Bald identifiziert er sich mit Ulrich, bald distanziert er sich von ihm. Er treibt mit dem Leser das behende Spiel des Skeptikers, dessen differenziertes Denkvermögen ihm eine eindeutige Aussage verbietet. Etwas von dieser Hintergründigkeit drückt sich schon äußerlich im Porträt Musils aus. Auf der Photographie hat sein Gesicht mit den schmalen Augenspalten und dem tiefliegenden, überschatteten Blick etwas Maskenartiges. Wenn er von Ulrich sagt, daß "er Augen hatte, mit denen er einen ansah wie ein Mann hinter einem Fenster" (S. 266), so scheint er zugleich sich selbst zu beschreiben. Beide, Musil und Ulrich, sind nicht Menschen, denen es an Persönlichkeit gebricht, sondern scharfe Beobachter, die sich hinter sich selbst zurückziehen, einen kritischen Abstand zu sich und der Welt wahren und ihre innersten Gefühle und Gedanken nur selten und nur verklausuriert preisgeben. Die Lebensmöglichkeiten prüfend und gegeneinander abwägend — warten sie. Ulrich wird sich zu dem vollen Einsatz seines Lebens nie entschließen. Ob Musil aus der mißtrauischen Zurückhaltung eines hochgebildeten Intellekts heraus schließlich ebenfalls ein "Mann ohne Eigenschaften" geblieben ist, oder ob er als Dichter sich tatsächlich verwirklicht hat, das ist die Frage, die wir zunächst offen lassen.

2. Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, hat Eigenschaften

Ulrich ist ein gewöhnlicher, nicht mehr ganz junger Mann. Mit seinen 32 Jahren besitzt er im Jahre 1913, in dem die Handlung sich abspielt, ungefähr das Alter des

1880 geborenen Musil. Als außergewöhnlich erscheint vorerst nur seine geistige und emotionale Elastizität, die er sich als Erwachsener erhalten hat. Er kann seinen Jugendtraum, ein bedeutender Mann zu werden, noch nicht aufgeben, obwohl er sich schon in verschiedenen Berufen versucht hat. In seiner Knabenzeit entzündete die heroische Gestalt Napoleons seine Phantasie, und er trat als Fähnrich eines Reiterregiments in eine Militärschule ein. Dann begann er, fasziniert vom technischen Fortschritt, die Ingenieurlaufbahn, und schließlich wollte er sich nicht nur die Anwendung der neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse, sondern die neue Denkweise selbst aneignen: als Mathematiker ist er ein hoffnungsvoller junger Gelehrter geworden, der einige wissenschaftliche Erfolge zu verzeichnen hat. Mit einem Jugendfreund zusammen las er wie irgendein gleichaltriger Mensch jener Epoche Nietzsche, Altenberg und Dostojewski und dachte sich durch die begeisternde Lektüre dieser Autoren weniger in fremde Gedankengänge hinein, als daß er durch sie seinen Geltungstrieb nährte und sich in einen jugendlichen Übermut hineinsteigerte. Im weiteren ist Ulrich sportlich geschult, hat Tennis gespielt und treibt Morgengymnastik. Wie irgendein gut aussehender junger Mann hatte er seine Liebesabenteuer und hält sich auch jetzt noch hie und da eine Freundin. Auch in seiner äußeren Erscheinung wird Ulrich dem Leser deutlich vor Augen geführt. Er gleicht auffallend Musil selbst mit Ausnahme einiger idealisierter Züge: Musil war klein und eher kurzarmig, Ulrich wird hingegen als hochgewachsen und stattlich geschildert: "Er war glatt rasiert, groß, durchgebildet und biegsam muskulös, sein Gesicht war hell und undurchsichtig: (S. 95). Nach dem amtlichen Signalement, das den Menschen auf ein paar Dutzendeigenschaften reduziert, hat er graue Augen, blonde Haare, eine große Gestalt und ein ovales Gesicht. In seiner Selbstdarstellung jedoch erscheint er eindrucksvoller: "Nach seinem Gefühl war er groß, seine Schultern waren breit, sein Brustkorb saß wie ein gewölbtes Segel am Mast, und die Gelenke seines Körpers schlossen wie schmale Stahlglieder die Muskeln ab, sobald er sich ärgerte, stritt oder Bonadea (seine Geliebte) sich an ihn schmiegte; er war dagegen schinal, zart, dunkel und weich wie eine im Wasser schwebende Meduse, sobald er ein Buch las, das ihn ergriff" (S. 164).

Die hervorragendste Eigenschaft aber, die Ulrich besitzt, ist die schneidende und bewegliche Waffe seines Verstandes. Dieser hat ihn am stärksten geformt und bestimmt ihn in seinen Lebensgefühlen. Seine hohe Intelligenz, die ihn zu unerbittlicher Logik befähigt, macht ihm sein Dasein unbequem, indem sie es der Illusion beraubt, mit denen sich die Gegensätze mildern ließen. Ulrich kann sich weder in die einfache Welt zurechtgelegter Gefühle noch in einen erhebend-schöngeistigen Idealismus wie andere Figuren flüchten. Die Schärfe seines Denkens hindert ihn daran, eine Existenzform als lebenswert anzuerkennen, denn das Alltagsleben bietet keine ganzen Lösungen, keine "reinen" Ergebnisse an. Es besteht immer aus Widersprüchen und Kompromissen, die sich für das Denken, das sich in absoluten Kategorien hält, als grobe Fehler ausnehmen. Musil schildert die negative Rückwirkung solchen Denkens auf Ulrich: "Denn es hat sich mit der Zeit eine gewisse Bereit-

schaft zur Verneinung in ihm entwickelt, eine biegsame Dialektik des Gefühls, die ihn leicht dazu verleitet, in etwas, das allgemein gut geheißen wird, einen Schaden zu entdecken, dagegen etwas Verbotenes zu verteidigen und Pflichten mit dem Unwillen abzulehnen, der aus dem Willen zur Schaffung eigener Pflichten hervorgeht" (155). Die Eigenschaft des Denkens also, für deren Ausbildung Ulrich besonders viel Zeit, Kraft und Selbstdisziplin aufgewendet hat, beraubt ihn der Fähigkeit, sich handelnd in das praktische Leben der andern Menschen einzuschalten. Hier haben wir einen für Musil so bezeichnenden Übergang, eine überraschende Vertauschung des positiven und des negativen Vorzeichens: ausgerechnet die Eigenschaft, die Ulrich am wesentlichsten angehört, bewirkt die Eigenschaftslosigkeit seines Daseins.

3. Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, ist tatsächlich eigenschaftslos

Musil sieht in mehrfacher Hinsicht die Eigenschaftslosigkeit Ulrichs in dessen Denkvermögen begründet. Er geht daher das große Wagnis ein und wählt, ähnlich wie es Paul Valéry in seiner Erzählung "M. Teste" getan hat, das abstrakte Thema des Denkens als Gegenstand dichterischer Untersuchung und rückt es in den Mittelpunkt des Romangeschehens.

Der Denkprozeß an sich schon ist für Musil ein merkwürdiger Vorgang der Selbstentfremdung. "Das Denken hat, wenn es fertig ist, bereits nicht mehr die Form des Gedankens, in der man es erlebt, sondern bereits die des Gedachten, und das ist leider eine unpersönliche, denn der Gedanke ist dann nach außen gewandt und für die Mitteilung an die Welt hergerichtet. Man kann sozusagen, wenn ein Mensch denkt, nicht den Moment zwischen dem Persönlichen und dem Unpersönlichen erwischen" (115). Wie stark das Denken seine verallgemeinernde Wirkung auf Ulrich ausübt, zeigt sich in seinem lebensungemäßen Verhalten. Er will nicht von der Wirklichkeit her, die für ihn ein stümperhaftes Werk ist, eine Theorie ableiten, sondern er will von der Theorie her die Wirklichkeit verwandeln. Von dem Reiz des Unverwirklichten wird er mächtig angezogen. Daher heißt es von ihm, daß er "mehr im Großen operierte, mit Gedankenschecks sozusagen, auf denen gewaltige Ziffern standen" (S. 119). So bewundernswert solche hochgemuten Pläne sind, so stark fällt ihr Nachteil ins Gewicht, nämlich daß es sich bloß um "Papier" (S. 119) handelt, um Gedanken also, die schwere- und bedeutungslos sind, solange sie realiter keine Anwendung finden.

In Ulrich hat sich die Erkenntnis, daß die Kluft zwischen Idee und Realität unüberbrückbar sei, gefestigt. "Gute Gedanken kann man so wenig verwirklichen wie Musik!" (S. 362) meint er an einer Stelle, und an einem andern Ort räumt er sogar dem Ideellen den Vorrang ein: "Im Abstrakten ereignet sich heute das Wesentlichere, und das Belanglosere im Wirklichen!" (S. 72).

Die Auffassung, daß Denken und Handeln unvereinbar seien, demonstriert Musil nicht nur an seiner Hauptfigur. Er drückt sie auch in den Betrachtungen

aus, die er Ulrich über die Entwicklung der Menschheit in den Mund legt. "Es kommt mir vor, daß es unsere Geschichte ist, jedesmal wenn wir von einer Idee einiges wenigstens verwirklicht haben, in der Freude darüber den größeren Rest von ihr unvollendet stehen zu lassen. Großartige Einrichtungen sind gewöhnlich verpatzte Ideenentwürfe; übrigens auch großartige Personen" (S. 282). Die gleiche Meinung, nämlich daß ein Gedanke noch nie in seinem vollen Geltungsanspruch verwirklicht worden sei, äußert Musil mit ironischer Resignation, wenn er Ulrich sagen läßt, "daß in der Geschichte der Menschheit noch nie ein Satz ganz durchgestrichen oder ganz zu Ende geschrieben worden ist, woraus zuweilen jenes verwirrende Tempo des Fortschritts entsteht, das täuschend einem geflügelten Ochsen gleicht" (S. 232). Die Feststellung, daß die sich realisierende Idee durch den Widerstand der Materie, die vorhandenen Formen der Überlieferung und den Kampf gegen andere Ideen, beschnitten, vergrößert und verfälscht wird, gehört einem philosophischen Problemkreis an, der sehr weit gezogen ist und schon oft erörtert wurde. Eindringlich hat Kierkegaard die Antinomie zwischen Denken und Handeln herausgearbeitet. Er zeigt, allerdings unter dem Aspekt des erotisch-ästhetischen und des religiös-ethischen Lebens, wie das Denken zwar die ganze Lebensbreite umfaßt, sich aber im abstrakten Raum bewegt, und wie das Handeln zwar konkret in die Lebensverhältnisse eingreift, sich aber mit der Wirksamkeit innerhalb eines schmalen Lebensabschnittes begnügen muß.

Musil deutet diesen weiten Hintergrund einer allgemeinen Problematik an, schränkt dann aber im wesentlichen seinen Gesichtswinkel wieder ein und führt uns den Mann ohne Eigenschaften in seiner besonderen Geistesart vor. Ulrich verfügt über auffallend harte und rücksichtslose Denkformen. Was ganz ist, zerkleinert er; was vom Glanz des Idealen verklärt ist, stellt er in das grelle Licht der Wirklichkeit, und was die Faszination des Unbestimmten ausstrahlt, führt er auf ein paar nüchterne Daten und Fakten zurück. In dem Gespräch mit einer Bekannten erwacht diese "Gassenjungenlust" (S. 184), das Vollkommene zu beschmutzen, besonders stark in ihm. "Wenn sie von Schönheit sprach, sprach er von einem Fettgewebe, das die Haut stützt. Wenn sie von Liebe sprach, sprach er von der Jahreskurve, die das automatische Steigen und Sinken der Geburtenziffer anzeigt. Wenn sie von den großen Gestalten der Kunst sprach, fing er mit der Kette der Entleihungen an, die diese Gestalten untereinander verbindet" (S. 287/8). Diese aggressive Denkart richtet Ulrich auch mit unerbittlicher Schärfe gegen seine eigene Person. Er ist bereit, um der Wahrheit willen zu leiden, und haßt den faden Trost des Oberflächlichen und Leichtgläubigen. "Wenn es sich ergab, daß dieses Denken zu trocken, scharf, eng und ohne Ausblick war, so mußte man es eben so hinnehmen wie den Ausdruck von Entbehrung und Anspannung, der bei großen Körper- und Willensleistungen auf einem Gesicht liegt" (S. 46). In diesen Zitaten drückt sich eine Lebenshaltung aus, die sich gegen die traditionellen Werte und die bürgerlichen Ideale des 19. Jahrhunderts wendet. Sie ist verwandt mit der Lebenseinstellung von Friedrich Nietzsche, wie sie sich z. B. in "Jenseits von Gut und Böse" ausdrückt. Es heißt dort von der neuen, hoffnungsvollen Generation

der Philosophen und Kritiker: "Sie haben vielleicht nicht nur ein Lächeln, sondern einen echten Ekel vor allem derart Schwärmerischen, Idealistischen, Femininischen, Hermaphroditischen bereit"; und an anderer Stelle: "Ja, sie gestehen bei sich eine Lust am Nein-sagen und Zergliedern und eine gewisse besonnene Grausamkeit zu, welche das Messer sicher und fein zu führen weiß, auch noch, wenn das Herz blutet." Nietzsches Name kehrt im Roman und im Tagebuch Musils immer wieder. Der Autor hat sich in seiner Jugend eingehend mit ihm beschäftigt und sich in späteren Jahren nie gänzlich von ihm losgesagt. Wie Nietzsche schreibt auch Musil diese unmenschliche Skepsis einer ganzen Gruppe von modernen Menschen zu. Der naturwissenschaftliche Forschertypus verhält sich der Wirklichkeit gegenüber genau so negativ wie Ulrich. "Sieht man ... zu, welche Eigenschaften es sind, die zu Entdeckungen führen, so gewahrt man Freiheit von übernommener Rücksicht und Hemmung, Mut, ebensoviel Unternehmungs- wie Zerstörungslust, Ausschluß moralischer Überlegungen, geduldiges Feilschen um den kleinsten Vorteil, zähes Warten auf dem Weg zum Ziel, falls es sein muß, und eine Verehrung für Maß und Zahl, die der schärfste Ausdruck des Mißtrauens gegen alles Ungewisse ist" (S. 311). Im Grunde genommen gibt uns Musil in diesen Sätzen nichts anderes als eine Schilderung der konsequent sachlichen Arbeitsmethode des Positivismus. Durch diese Methode ergibt sich eine Verschiebung des Standpunktes, von dem aus die Hauptfigur des Romans bewertet werden muß. Ulrich erscheint nun nicht mehr bloß als ein etwas sonderbarer Einzelgänger, der den Anschluß an die Wirklichkeit noch nicht gefunden hat, sondern vor allem als ein Mensch, der das intellektuelle Rüstzeug seiner Zeit übernommen hat und folglich in starkem Maße ihr Produkt ist. Sein Denken erweist sich dabei in einer weiteren Hinsicht als ein Kennzeichen seiner Eigenschaftslosigkeit: es hat sich als Gemeingut, als das in seiner Epoche herrschende wissenschaftliche Denken überhaupt, entpuppt. Weder ist es sein persönlicher Besitz, noch hat er es selbstverantwortlich gewählt. Er hat sich bloß wie jeder beliebige junge Gelehrte der vorhandenen Denkweise bedient. Ausgerechnet der Mann ohne Eigenschaften also, der sich aus dem Widerstand gegen seine Zeit heraus realisieren möchte, steht in einer starken geistesgeschichtlichen Abhängigkeit von ihr.

4. Der Mann ohne Eigenschaften lebt in einer Zeit der Eigenschaftslosigkeit

Robert Musil beschreibt die neue geistige Betrachtungsweise in seinem Roman und setzt ihr ein künstlerisches Denkmal. Er untersucht, von welcher Epoche an ein Wandel in der wissenschaftlichen Methode festzustellen sei und worin er denn bestehe. "Nach glaubwürdigen Überlieferungen hat das im sechzehnten Jahrhundert, einem Zeitalter stärkster seelischer Bewegtheit, damit begonnen, daß man nicht länger, wie es bis dahin durch zwei Jahrtausende religiöser und philosophischer Spekulation geschehen war, in die Geheimnisse der Natur einzudringen ver-

suchte, sondern sich in einer Weise, die nicht anders als oberflächlich genannt werden kann, mit der Erforschung ihrer Oberfläche begnügte" (S. 309). Statt nach dem Sinn der Beschaffenheit eines Dinges und nach dem Platz, welchen es in der christlichen Weltordnung einnimmt, zu forschen, ging man zu der exakten Untersuchung seiner äußeren Gestalt über, ohne sich um die Lehre der Kirche zu kümmern. Das große "Warum?", diese Frage nach Ursprung und Zweck, ist dem pedantischen "Wie?" gewichen, der Frage, die sich auf ein kleines, genau abgegrenztes Stoffgebiet konzentriert. Das nüchterne Interesse für das Faktische hat die Ergründung geistesgeschichtlicher Zusammenhänge verdrängt. Die Naturwissenschaften sind aus der metaphysischen Gedankenkonstruktion, in die sie einbezogen waren, herausgelöst worden und überprüfen nun ihr Forschungsobjekt nur noch auf seine experimentell und logisch kontrollierbaren Eigenschaften und Beziehungen hin.

Musil beherrscht dieses Denken: er hat Maschinenbau studiert, 1901 die Ingenieurprüfung abgelegt, durch die Erfindung des "Musilschen Variationskreisels" (für die Untersuchung des Farbempfindens) in der Fachwelt einen Namen gewonnen und 1908, als 28-jähriger, eine erkenntnistheoretische Dissertation über den Sensualisten Ernst Mach mit dem Titel "Beitrag zur Beurteilung der Lehren Machs" veröffentlicht. Diese Dissertation interessiert uns nicht als selbständige wissenschaftliche Arbeit, da wir uns ausschließlich mit dem dichterischen Werk Musils beschäftigen, sondern nur insofern, als sie die Probleme des "Mannes ohne Eigenschaften" berührt. Musil ist in seinem Roman von Mach stark beeinflusst. Nicht nur setzt er sich darin sachlich mit dessen Weltanschauung auseinander, sondern verfolgt durch die Wahl dieser literarischen Form auch grundsätzlich das gleiche Ziel wie Mach. Beide versuchen nämlich, das naturwissenschaftliche Denken aus der auf sein Fachgebiet beschränkten Isolation zu befreien und auf andere Lebensgebiete anzuwenden. Mach will seine methodischen Erkenntnisse auf die Philosophie, und Musil will die exakte und zuverlässige Denkweise der Naturwissenschaften auf das Leben und die Dichtung übertragen. Im besonderen hat sich aus meiner Beschäftigung mit dem Hauptwerk Musils ergeben, daß sich die Bedeutung der Eigenschaftslosigkeit durch nichts so gut wie durch das Wort "Funktionalismus" fassen läßt. Gerade dieser Begriff aber charakterisiert die Weltanschauung von Ernst Mach und wird von Musil in seiner Dissertation untersucht.

Ernst Mach behauptet, daß das einzige Erkenntnisorgan des Menschen die Empfindung sei und daß sich daher die ganze Naturwissenschaft auf die Untersuchung sinnlicher Wahrnehmungen beschränken müsse. Jede Folgerung aus ihnen hält er für unrichtig, weil sich eine Ableitung jederzeit vom beobachteten Gegenstand entfernt. Ebenso verneint er die Möglichkeit, einen Vorgang zu erklären. Der Wissenschaftler sei nur fähig, ihn zu beschreiben; denn die Prinzipien, die er aufstellt, seien nicht erkenntnisbegründend, sondern bloß nachträglich illustrierend. Somit kann eine Einsicht in die Dinge überhaupt nicht gewonnen werden, und jede kausale Relation unter ihnen ist in Frage gestellt. Der Forscher, meint Mach, arbeite wohl die Tatsachen mathematisch durch und stelle Gesetze auf, diese seien aber nur unter dem Gesichtspunkt der Ökonomie und Kontinuität verfertigte

Nachbildungen. Sie sagten nichts über ein wirklich gesetzmäßiges Verhalten der Dinge unter sich aus, da sie zwar auf wissenschaftlichen Berechnungen beruhen, diese aber nie ganz exakt sein können. Denn in der Natur gebe es keine genaue Wiederholung eines physikalischen Vorgangs. Diese Wiederholbarkeit sei eine mathematische Konstruktion, die die wissenschaftliche Arbeit überhaupt erst ermögliche. Obwohl Gesetze in sich streng logische Verknüpfungen darstellten, seien sie mit den Dingen, aus denen sie berechnet sind, nicht identisch, sondern nur ihre Repräsentation, ein Hilfs- und Orientierungsmittel, das der Zusammenfassung, Gruppierung und Vereinheitlichung der sonst unübersehbaren Vielfalt der Dinge diene. Sie seien Arbeitshypothesen, nicht Wahrheit.

Mit der Verneinung der Kausalrelation wird jedes Verhältnis umkehr- und auflösbar. Jegliche Konstanz der Beziehungen geht verloren, und die Wirklichkeit verwandelt sich in ein bewegliches System wechselnder Erscheinungen. Die ihr adäquate Ausdrucksform ist die mathematische Gleichung, weil deren Glieder nicht wie in einem kausalen Verhältnis zielgerichtet, sondern vertauschbar sind; statt einer Sukzession drückt sie die Simultaneität der Vorgänge aus. Die Gleichung hebt die Dinge in ihrer festen Konsistenz auf. Sie macht sie zu Erscheinungen, die bloß als Funktion anderer Erscheinungen, nicht aber als solche existieren. Sie werden nur gerade durch ihre zufällige und ohne weiteres wieder aufhebbare Abhängigkeit von einer anderen Erscheinung definiert. Jede Erscheinung ist nicht nur Funktion anderer Erscheinungen, sie ist auch in funktionaler Abhängigkeit von dem sie betrachtenden Menschen und daher nicht das Ding an sich, sondern nur das subjektive Abbild von ihm oder seine Repräsentation. Hinter ihm liegt kein festes Ding, das die Erscheinung bewirkt.

Aus dieser Zusammenfassung geht hervor, daß Mach den Positivismus, dessen Anfänge Musil schon im 16. Jahrhundert erkennt, konsequent bis in seine extremste Möglichkeit weitergeführt und zu der Weltanschauung des Funktionalismus entwickelt hat. Als grimmiger Gegner jeder Metaphysik und jeglicher idealistischer Zeitströmung hebt er den Ding-, Substanz- oder Wertbegriff auf und beraubt auch das Wort Eigenschaft seines Inhaltes. Diese funktionalistische Denkweise ist in das Hauptwerk Musils eingedrungen. Sie begegnet uns, wenn der Autor sich weigert, das Wort "Charakter" als eigenständigen, fest umrissenen Begriff zu definieren, und wir treffen sie immer wieder an, wenn Ulrich den Dingen ihre eindeutige moralische Geltung nimmt, indem er mit virtuoser Beweglichkeit seine gedankliche Blickrichtung wechselt. "Der Wert einer Handlung oder Eigenschaft, ja sogar deren Wesen und Natur erschienen ihm abhängig von den Umständen, die sie umgaben, von den Zielen, denen sie dienten, mit einem Wort, von dem bald so, bald anders beschaffenen Ganzen, dem sie angehörten. Das ist übrigens nur die einfache Beschreibung der Tatsache, daß uns ein Mord als ein Verbrechen oder als eine heroische Tat erscheinen kann und die Stunde der Liebe als die Feder, die aus dem Flügel eines Engels oder einer Gans gefallen ist, aber Ulrich verallgemeinerte sie. Dann fanden alle moralischen Ereignisse in einem Kraftfeld statt, dessen Konstellation sie mit Sinn befüllt, und sie enthielten das Gute und das Böse wie ein Atom che-

mische Verbindungen enthält. Sie waren gewissermaßen das, was sie wurden, und so wie das eine Wort Hart, je nachdem, ob die Härte mit Liebe, Roheit, Eifer oder Strenge zusammenhängt, vier ganz verschiedene Wesenheiten bezeichnet, erschienen ihm alle moralischen Geschehnisse in ihrer Bedeutung als die abhängige Funktion anderer. Es entstand auf diese Weise ein unendliches System von Zusammenhängen, in dem es unabhängige Behauptungen, wie sie das gewöhnliche Leben in einer groben ersten Annäherung den Handlungen und Eigenschaften zuschreibt, überhaupt nicht mehr gab" (S. 257/258). Auch der Idee der Schönheit nimmt er die Qualität an sich, jeglichen Glanz, und macht sie zu einem trockenen Funktionsbegriff, zu einem bloßen Glied in einer Beziehungskette, wenn er kurz und bündig sagt: "Der Geist hat erfahren, daß Schönheit gut, schlecht, dumm oder bezaubernd macht" (S. 157). An einer anderen Stelle schränkt er die vielen Interpretationsmöglichkeiten, die der Funktionalismus schafft, auf zwei prinzipielle Betrachtungsweisen des Menschen ein. "Man kann sich zu den Dingen, die einem widerfahren oder die man tut, mehr allgemein oder mehr persönlich verhalten. Man kann einen Schlag außer als Schmerz auch als Kränkung empfinden, wodurch er unerträglich wächst; aber man kann ihn auch sportlich aufnehmen, als ein Hindernis, von dem man sich weder einschüchtern noch in blinden Zorn bringen lassen darf, und dann kommt es nicht selten vor, daß man ihn überhaupt nicht bemerkt. In diesem zweiten Fall ist aber nichts anderes geschehen, als daß man ihn in einen allgemeinen Zusammenhang, nämlich in den der Kampfhandlung, eingeordnet hat, wobei sich sein Wesen abhängig von der Kampfhandlung erwies, die er zu erfüllen hat. Und gerade diese Erscheinung, daß ein Erlebnis seine Bedeutung, ja seinen Inhalt erst durch seine Stellung in einer Kette folgerichtiger Handlungen erhält, zeigt jeder Mensch, der es nicht nur als ein persönliches Geschehnis, sondern als eine Herausforderung seiner geistigen Kraft ansieht" (S. 153).

Was ist erfolgt, wenn Musil als Schriftsteller die Lehre Machs von der Theorie in die Praxis überführt und in seiner Hauptgestalt Ulrich verkörpert? Die Verbindung Mensch-Ding ist durchschnitten, und das Ding ist in eine neue Relation hineingestellt. Einfacher gesagt: Ulrich hat zu dem Ding kein subjektives Verhältnis mehr; er objektiviert es. Er betrachtet es unter einem allgemeinen Gesichtspunkt. Oberflächlich gesehen, hat das Ding dadurch nichts von seinem Eigenwert verloren. War es zuerst durch seine Beziehung zum Menschen, so ist es jetzt durch den Platz bestimmt, den es innerhalb anderer Dinge einnimmt. Was es an alter Festigkeit verloren hat, gewinnt es durch eine neue ebenso determinierende Stellung. So scheint es, wenn man nicht erwägt, daß ein völlig objektiviertes Ding nicht nur in *einen* neuen Zusammenhang eingeordnet werden kann, sondern unter eine Vielzahl sachlicher Unterscheidungen fällt. Seiner ehemaligen Zugehörigkeit zum Menschen steht nicht ein neues fixiertes Verhältnis, sondern ein bewegliches System funktionaler Definitionen gegenüber. Der Mensch wird in seinem Urteil unsicher, weil er durch das funktionalistische Denken den Maßstab, an dem er sein Tun und das der andern maß, verloren hat, ohne einen neuen zu gewinnen.

Schon nach diesen Überlegungen erkennen wir, daß Musil die naturwissenschaftlichen Überzeugungen von Mach nicht einfach übernimmt. Vielmehr demonstriert er eindrücklich, daß sie, wenn sie auf den Menschen übergreifen, ihn innerlich tief gefährden; denn sie bringen ihn mit naturgemäßer Konsequenz in eine gelockerte und daher führungslose Beziehung zur Welt. Für diese neue Lebenshaltung steht das Wort Eigenschaftslosigkeit, das zum Schlüsselbegriff für die geistigen Gefahren und *die* große Bedrohung unserer modernen Zeit wird. Musil hält folglich den extremen Positivismus von Mach für einen philosophischen Irrtum, obwohl er weiß, daß diese herrschende Zeitströmung den Menschen zu wissenschaftlichen und technischen Erfolgen und zu äußerem Wohlstand gebracht hat. Sein Roman stellt eine in dichterische Form ungesetzte Antwort, Kritik oder Provokation dar, welche sich an Mach und seine Anhänger richtet und welche in der Forderung nach Eigenschaftlichkeit ihren deutlichsten Ausdruck findet. Schon Ulrichs Versuche, die Eigenschaftslosigkeit zu überwinden, liefern philosophische Gegenargumente.

Musil deckt in prägnanten Formulierungen die zerstörerische Wirkung des Funktionalismus auf, wenn er sagt: "Es ist eine Welt von Eigenschaften ohne Mann entstanden" (S. 154), und: "Ein Mann ohne Eigenschaften besteht aus Eigenschaften ohne Mann" (S. 154). Der Mensch hat einerseits die beherrschende Stellung in der Welt und die Kontrolle über die Entwicklung der Dinge verloren, und dieses Übergewicht der Sachverhalte hat andererseits die Autonomie seines Ich entkräftet und seine Person aufgelöst. "Denn der Glaube, am Erleben sei das wichtigste, daß man es erlebe, und am Tun, daß man es tue, fängt an, den meisten Menschen als eine Naivität zu erscheinen" (S. 154). Musil hat einen eigenen Motivkreis geschaffen, um diese Distanz zwischen dem Menschen und seinem Erlebnis zu veranschaulichen. Als ehemaliger Theaterkritiker der Prager Presse mit der Scheinwelt der Bühne vertraut, wählt er aus dieser Sphäre seine Bilder und Beispiele, um die Unwirklichkeit von Ereignissen anschaulich zu machen, die trotz inneren Zerfalls die Identität von Mensch und Gefühl, von Ausdruck und Gedanke vortäuschen. Das Theater wird zu dem auf das ganze Leben übertragenen Sinnbild der Veräußerlichung und Entäußerung des Menschen: "Das Theater beweist, daß heftige persönliche Erlebniszustände einem unpersönlichen Zweck, einem Bedeutungs- und Bildungszusammenhang dienen können, der sie halb und halb von der Person lostrennt" (S. 375). Das Übergewicht körperlicher und geistiger Ausbildung zum Beispiel empfindet Musil ohne entsprechende Anwendung als unangenehm hochgezüchtete Form, als manierierte Virtuosität. Er spricht von dem mit der "Maske des Sportes" (S. 373) bedeckten Körper und führt an anderer Stelle aus: "In einem gymnastisch durchgebildeten Körper liegt soviel Bereitschaft zu Bewegung und Kampf, daß es ihn heute unangenehm anmutete wie das Gesicht eines alten Komödianten, das voll oft gespielter unwahrer Leidenschaft ist. In der gleichen Weise hatte das Streben nach Wahrheit Ulrichs Inneres mit Bewegungsformen des Geistes angefüllt, es in gut exerzierende Gruppen von Gedanken zerlegt und ihm einen, streng genommen, unwahren und komödiantenhaften

Ausdruck gegeben" (S. 132). Die Eigenschaftslosigkeit des Geschehens empfindet Ulrich besonders in seinen Liebeserlebnissen. "Da gibt es ein Schema von Gefühlen, Handlungen und Verwicklungen, das Mann und Frau, sobald sie nur den ersten Gedanken daran wenden, bereit finden, sich ihrer zu bemächtigen" (S. 292). Die Liebesvereinigung wird zu einer Routine, zu einem rein physischen Vorgang, der den Menschen unversehens packt und dann ebenso plötzlich wieder losläßt. Dem ernüchterten Ulrich erscheint das Ganze nachträglich wie ein äußerer Zwang, dessen Gewalt er nicht mehr begreift. Über die Verwandlung, die mit ihm geschehen ist, schüttelt er erstaunt den Kopf und kommt sich vor wie ein Narr, der an Bewußtseinspaltung leidet und durch eine "Wolke des Irrsinns" (S. 118) geflogen ist. "Jetzt nachdem es geschehen war, fühlte er wieder, wie wenig es ihn anging" (S. 118). Diese Reaktion ist umso bedeutungsvoller, als gerade die Liebe eine intime Verbindung zwischen den Menschen herstellt und daher die persönlichsten Gefühle der Liebenden wecken sollte. Gerade sie — könnte man meinen — spiele sich im privaten, innerlichen Bereich des Menschen ab.

Da die Weltanschauung des Funktionalismus nicht nur eine singuläre Erscheinung ist, dehnt Musil deren Wirkung aus und stellt sie wohl am reinsten verkörpert in Ulrich dar, erkennt sie aber auch in einem schwer zu fassenden Wandel der Zeiten. Das läßt sich an zwei Beispielen aus den geschichtskritischen Abschnitten des Romans zeigen. Der erste der beiden Abschnitte, die wir nebeneinander halten, bezieht sich auf die beiden letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, der zweite auf die neue Epoche der Jahrhundertwende, also auf die für Musil und den zum Mann heranwachsenden Ulrich entscheidenden Jahre. In der ersten Textprobe heißt es nach einer langen Aufzählung verschiedener geistiger Strömungen jener zwanzig Jahre: "Dies waren freilich Widersprüche und höchst verschiedene Schlachtrufe, aber sie hatten einen gemeinsamen Atem; würde man jene Zeit zerlegt haben, so würde ein Unsinn herausgekommen sein wie ein eckiger Kreis, der aus hölzernem Eisen bestehen will, aber in Wirklichkeit war alles zu einem schimmernden Sinn verschmolzen" (S. 56); und etwas weiter unten: "Durch das Gewirr von Glauben ging damals etwas hindurch, wie wenn viele Bäume sich in einem Wind beugen ..." (S. 57). Die zweite Stelle über die jüngere Zeit hingegen lautet: "Was ist abhanden gekommen? Etwas Unwägbares. Ein Vorzeichen. Eine Illusion. Wie wenn ein Magnet die Eisenspäne losläßt und sie wieder durcheinandergeraten. Wie wenn Fäden aus einem Knäuel herausfallen. Wie wenn ein Zug sich gelockert hat. Wie wenn ein Orchester falsch zu spielen anfängt ..." (S. 59). Das Gesicht der neuen Zeit scheint auf den ersten Blick nur durch eine geringfügige Verschiebung der Verhältnisse verändert worden zu sein, und doch bedeutet gerade diese beinahe unmerkliche Entwicklung den Verlust des einheitlichen Charakters der Zeit. Gemeinsames teilt sich, und Getrenntes fügt sich unorganisch zusammen. Der Mensch lebt nicht mehr in einem klar umrissenen Lebensraum, der ihn sichert und ihm dennoch das nötige Maß an Bewegungsfreiheit übrigläßt. Er hat nicht mehr seinen fest angewiesenen Platz. Musil spricht von einem "ungeheuren Verlassensein des Menschen in einer Wüste von Einzelheiten" (S. 40).

Diese Zeitsymptome sind, gemessen an dem eigenschaftslosen Verhalten Ulrichs, relativ undeutlich, weil Musil mit Recht nicht annimmt, daß sich das funktionalistische Denken mit einem Schlag aller Lebensgebiete bemächtigt hat. Er läßt Ulrich immer wieder die Erfahrung machen, daß sich sogar der Wissenschaftler, der doch in seinem Beruf mit pedantischer Sorgfalt und höchster Präzision arbeitet, in allgemeinen Lebensfragen gedankenlos mit veralteten Vorstellungen zufrieden gibt. "Warum ... sprechen sie so selten von etwas anderem als ihrem Beruf; und wenn sie es doch tun, warum haben sie dann eine besondere, steife, beziehungslose, äußere Art zu sprechen, die nach innen nicht tiefer als bis zum Kehldeckel reicht?" (S. 38). In dieser widerspruchsvollen Situation eines Zwischenstadiums schließt der Mensch einen "Kompromiß zwischen sachlich richtigem und persönlich richtigem Verhalten" (S. 154), weil der Übergang vom moralisch-gefühlsbetonten zum funktionalistisch-sachlichen Denken noch nicht klar vollzogen worden ist. "Und der endgültige Zustand eines geistig ausgebildeten Menschen war ungefähr der, daß er sich auf sein Fach beschränkte und für den Rest seines Lebens die Überzeugung mitnahm, daß Ganze sollte ja vielleicht anders sein, aber es habe gar keinen Zweck, darüber nachzudenken" (159). Mit dieser verworrenen gegenwärtigen Lage will der Mann ohne Eigenschaften sich nicht abfinden.

5. Musils Verhältnis zu seiner Zeit als einer politischen Wirklichkeit

Robert Musil hat das Jahr 1913 / 14 als Zeitraum für seine Handlung gewählt. Es ist aber nicht sein Ehrgeiz, als Geschichtschreiber dieses Vorkriegsjahres zu gelten. Im Gegenteil: die Form der dichterischen Darstellung gibt ihm das Recht auf eine freie, bloß seinem künstlerischen Willen genügende Behandlung der Tatsachen. So erhalten wir ein stark stilisiertes Bild dieser Zeit, ein Bild, in dem keineswegs die Gesamtheit des damaligen Lebens und Strebens widerspiegelt, sondern in dem einseitig das Versagen einer Epoche hervorgehoben wird. Musil verfolgt mit diesem Roman die Absicht, uns aus unserer schläfrigen Gleichgültigkeit wachzurütteln, indem er uns unermüdlich die geistige Krise, in der wir uns befinden, vor Augen hält. Dabei müssen wir allerdings beachten, daß er in dieses Werk, dessen erster Band erst 1931 erschienen ist, auch die Nachkriegserlebnisse projiziert. Es ist ausgeschlossen, daß Musil bei der Niederschrift die Erfahrungen vor und nach dem Krieg voneinander hätte trennen wollen und können. Auch ist in jenen späteren Jahren manches, was sich schon vorher unheilvoll ankündigte, erst voll zu Tage getreten. Die Frage, die uns interessiert, ist also nicht die des Historikers: Was hat Musil ausgelassen, zusammengekommen, und was hat er verzeichnet? sondern uns beschäftigt das Problem, durch welche realen Ereignisse sich in ihm das außerordentlich starke Bewußtsein vom Niedergang seiner Epoche gebildet hat.

Robert Musil wurde am 6. November 1880 in Klagenfurt geboren. Der Vater stammte aus einer altösterreichischen Familie, und die Vorfahren der Mutter sind

Deutschböhmen; Musil ist dieser Herkunft nach mit der Donaumonarchie stark verbunden und hat den politischen und kulturellen Zerfall seines Landes in den entscheidenden Jahren miterlebt. Nach der Niederlage von Königgrätz 1866, und nachdem Bismarck auf die großdeutsche Idee verzichtet hatte, überlebte das alte habsburgische Kaiserreich die politischen Wirren nur mehr stark beschnitten und als das merkwürdige Zwittergebilde Österreich-Ungarn. Es wird lange Zeit, bis nach dem zweiten Weltkrieg, nicht mehr zur Ruhe kommen; denn in diesem unförmigen Land, das sich außenpolitisch als notdürftig geschlossenes Ganzes zu geben versucht, liegen die einzelnen Landesteile als innenpolitisch unverdaute Brocken. Nationale, sprachliche, soziologische und konstitutionelle Gegensätze zerreißen es.

Musil schildert in seinem Kapitel "Kakanien" in großartiger poetischer Verdichtung diese Mißstände. "Überhaupt, wie vieles Merkwürdige ließe sich über dieses versunkene Kakanien sagen! Es war zum Beispiel kaiserlich-königlich und war kaiserlich und königlich; eines der beiden Zeichen k.k. oder k. u. k. trug dort jede Sache und Person, aber es bedurfte trotzdem einer Geheimwissenschaft, um immer sicher unterscheiden zu können, welche Einrichtung und Menschen k.k. und welche k. u. k. zu rufen waren. Es nannte sich schriftlich Österreichisch-Ungarische Monarchie und ließ sich mündlich Österreich rufen; mit einem Namen also, den es mit feierlichem Staatsschwur abgelegt hatte, aber in allen Gefühlsangelegenheiten beibehielt, zum Zeichen, daß Gefühle ebenso wichtig sind wie Staatsrecht und Vorschriften nicht den wirklichen Lebensernst bedeuten. Es war nach seiner Verfassung liberal, aber es wurde klerikal regiert. Es wurde klerikal regiert, aber man lebte freisinnig. Vor dem Gesetz waren alle Bürger gleich, aber nicht alle waren eben Bürger. Man hatte ein Parlament, welches so gewaltigen Gebrauch von seiner Freiheit machte, daß man es gewöhnlich geschlossen hielt; aber man hatte auch einen Notstandsparagraphen, mit dessen Hilfe man ohne das Parlament auskam, und jedesmal, wenn alles sich schon über den Absolutismus freute, ordnete die Krone an, daß nun doch wieder parlamentarisch regiert werden müsse" (S. 34). In dieser unmittelbaren, beinahe sachlichen Weise äußert sich Musil nur noch einmal in seinem Roman über die verworrenen Verhältnisse in seinem Lande und über das aus ihnen entstandene österreichisch-ungarische Staatsgefühl. "Es bestand nicht etwa aus einem österreichischen und einem ungarischen Teil, die sich, wie man glauben könnte, ergänzten, sondern es bestand aus einem Ganzen und einem Teil, nämlich aus einem ungarischen und einem österreichisch-ungarischen Staatsgefühl, und dieses zweite war in Österreich zu Hause, wodurch das österreichische Staatsgefühl eigentlich vaterlandslos war" (S. 174 / 175). Von diesen zwei Ausnahmen abgesehen, verzichtet der Autor in seinem Roman bewußt auf eine unverhüllte Darstellung politischer Themen. Er beteuert sogar mit kräftigem Nachdruck, daß er kein "Historienbild" malen und daß er nicht "mit der Wirklichkeit in Wettbewerb" treten wolle (S. 175).

In seinen zeitkritischen Essays hingegen beklagt er offen die politische Unordnung in Österreich. "Nach außen ist alles so parlamentarisch, daß mehr Leute tot-

geschossen werden als anderswo, und es stehen alle Räder alle Augenblicke wegen der nächstbesten Parteidrohung still; Generäle, Ratgeber der Krone dürfen beschimpft werden, man kann Vorgesetzten mit einer Drohung vor dem Parlament bange machen, verdient Geld mit Hilfe der Politik, ohrfeigt einander" (TB. S. 589). Diese Zeilen stammen schon aus dem Jahre 1913; 1922 hat sich aber für Musil grundsätzlich nichts geändert. Die Mißstände haben sich bloß zu einem chaotischen Gewühl gesteigert. "Es ist ein babylonisches Narrenhaus; aus tausend Fenstern schreien tausend verschiedene Stimmen, Gedanken, Musiken gleichzeitig auf den Wanderer ein, und es ist klar, daß das Individuum dabei der Tummelplatz anarchischer Motive wird, und die Moral mit dem Geist sich zersetzt" (TB. S. 634). Mit der Zerstörung der habsburgischen Monarchie, die 1866 einen empfindlichen Schlag erhalten hat, im November 1918 nach der Abdankung Karls I. vollständig zusammenbricht und seit 1919 in der Form einer Republik nur noch als das Rumpfstück Deutsch-Österreich weiterlebt, bricht auch ein einheitliches Weltbild und damit die Hierarchie der Werte zusammen. Der Mensch verliert jeglichen moralischen Halt und handelt sinnlos oder gar verbrecherisch. Musil vergleicht den Menschen seiner Zeit mit dem der vorangehenden Generation und stellt fest, daß das "anthropozentrische Verhalten, das den Menschen so lange für den Mittelpunkt gehalten hat" (154) und das als ordnende und zusammenfassende Kraft die festen Verhältnisse schuf, durch die Entwicklung der Zeit geschwächt worden ist. "Heute dagegen hat die Verantwortung ihren Schwerpunkt nicht im Menschen, sondern in den Sachzusammenhängen" (154). Diese Feststellung interessiert uns hier nicht als negative Folge, die sich aus dem funktionalistischen Denken ergeben hat, sondern als zeitgeschichtliches Urteil. Das bedrückende Gefühl nämlich, daß der Mensch entmachtet sei und daß die "Sachzusammenhänge" und damit materielle Gesichtspunkte über ihn die Oberhand gewonnen hätten, dieses Gefühl, ein Opfer der Umstände und nicht mehr der Vollzieher des eigenen Willens zu sein, schildert uns Musil nicht nur immer wieder künstlerisch transponiert in seinem Roman, sondern er und seine Zeitgenossen haben es auch aus den bitteren Erfahrungen des ersten Weltkrieges davongetragen. Sie alle haben den Krieg, mindestens in dieser zeitlichen und räumlichen Ausdehnung, nicht gewollt, aber erfahren müssen, daß, wenn ein solch gewaltiges Kriegspotential vorhanden ist, die Geschehnisse einfach über sie hinwegrollen. Dazu kommt, daß die Menschheit zum ersten Mal das unmenschliche Vernichtungswerk einer materiellen Kriegsführung mit dem Einsatz von Luftwaffen, Unterseebooten und Panzern erlebt hat.

Die Fragwürdigkeit dieser geschichtlichen Umstände muß für einen Österreicher, dessen Vaterland den ersten Weltkrieg mit dem Ultimatum an Serbien ausgelöst hat, besonders groß sein. Das starke Bewußtsein einer um sich greifenden Sinnlosigkeit des Geschehens hindert Musil daran, sich in einem festen Lebensbereich verwurzelt zu fühlen. Er tritt 1919 bezeichnender Weise für den Anschluß Österreichs an Deutschland ein, schreibt aber dennoch 1921: "Wir Deutsche, das ist die Fiktion einer Gemeinsamkeit zwischen Handarbeitern und Professoren, Schießern und Idealisten, Dichtern und Kinoregisseuren, die es nicht gibt"

(TB. S. 617). Etwas später läßt er sich in der gleichen Abhandlung zu einer Äußerung hinreißen, der jedes historische Empfinden für organisch gewachsene Eigenständigkeit fehlt. "Gerade gesprochen, ist die Nation eine Einbildung, in allen Fassungen, die man ihr gab" (TB. S. 618). Dieses mangelnde Zugehörigkeitsgefühl drückt sich auch in der kühlen Atmosphäre der Romanhandlung und in dem unverbindlich klingenden oder ironisch verneinenden Ton der Erzählung aus. Es erfährt eine so starke Ausprägung, daß Musil schon im Jahre 1913 nicht nur die Idee einer nationalen Gemeinschaft, sondern auch die Identität von Mensch und Handlung aufgehoben sieht. "Die Furcht, die man erregt, die Macht, die man ausübt, die Ehren, die man auf sich sammelt, bleiben — trotzdem sie in allen wirklichen und gemeinhin als wichtig geltenden Beziehungen völlig echt sind — in der Seele unwahr, spukhaft, geglaubt und respektiert, aber nicht gefühlt" (TB. S. 589). Musil sagt später in seinem Roman das Gleiche, nur stilistisch gepflegter und prägnanter. Kakanien "war der Staat, der sich selbst irgendwie nur noch mitmachte, man war negativ frei darin, ständig im Gefühl der unzureichenden Gründe der eigenen Existenz und von der großen Phantasie des Nichtgeschehenen oder doch nicht unwiderruflich Geschehenen wie von dem Hauch der Ozeane umspült, denen die Menschheit entstieg" (S. 35). In diesen Zitaten ist der Übergang von der Distanz zwischen dem Menschen und seinen Handlungen zu dem Verlust des Selbst-bewußtseins, der Identität mit sich selbst, bereits vollzogen, und wir treffen wieder auf den Begriff der Eigenschaftslosigkeit, der, im Roman dichterisch verfestigt, das spezifisch österreichische Lebensgefühl des Autors wiedergibt. Daß nun gerade von diesem faden Zeitgefühl der Eigenschaftslosigkeit her, das alle Lebensäußerungen mit einem milchig verwischenden Dunst beschlägt, das Verlangen nach Eigenschaftlichkeit, nach tätigem Eingriff in die bestehende Wirklichkeit und selbständigen und selbstsicherem Entschluß besonders groß ist, versteht sich leicht. Merkwürdig aber ist, wenigstens vom schweizerischen Standpunkt aus betrachtet, daß der Politiker Musil nicht vom Kleinen her aufbauend neue echte Bindungen von Mensch zu Mensch, von Menschengruppe zu Menschengruppe und von diesen zur engeren Heimat zu schaffen sucht, sondern den Nachkriegsschwierigkeiten im eigenen Land den Rücken kehrt und in der Idee der Internationalität und einer Weltorganisation die große Lösungsmöglichkeit zu finden glaubt. Man kann hierin die abstrahierende Art des Mathematikers sehen, der das Einzelne in das überwölbende Ganze einzuordnen sucht; man kann hierin in den Jahren des Versuches eines Völkerbundes eine herrschende Zeitstimmung wiederfinden; man kann aus dieser Haltung auch die charakteristische Gegenreaktion eines Österreicherers herausspüren, der von dem Gezänk der kleinen Völker, all der Tiroler, Slowenen, Serben, Kroaten, Böhmen, Polen und Ungarn im eigenen Staatsverband genug hat. Schon 1914 hat Musil als Bataillonsadjutant im Südtirol und 1916 als Redaktor der "Tiroler Soldaten-Zeitung" kein Verständnis für die Einzelinteressen, für den Irredentismus dieser Provinz, bekundet. Fünf Jahre später schreibt er: "Das Volk, welches am frühesten beginnt, aus der Sackgasse des Imperial-Nationalismus herauszufinden zu einer neuen möglichen Weltordnung und allen seinen Maß-

nahmen diesen Atem der Zukunft zu leihen vermag, wird bald die Führung der Welt haben und seine berechtigten Wünsche durchsetzen können. Heute kann niemand noch den Weg dahin im einzelnen vorzeichnen; wohl aber gilt es, die Gesinnung zu schaffen, die auf den Weg führt" (TB. S. 622).

Musil selbst ist der Wegbereiter für eine solche neue totale Lebensplanung. Inhaltlich bringt er diese Tendenz im "Mann ohne Eigenschaften" zum Ausdruck, indem er sich nicht mit besonderen historischen Gegebenheiten auseinandersetzt, sondern gleichsam als Ideograph seiner Zeit deren Irrtümer prinzipieller Natur aufdeckt. Schon in der sprachlichen Form kann der Leser immer wieder die Wendung von der Einzelheit weg zur möglichst allgemeinen und unpersönlichen Formulierung feststellen. Ulrich ist wohl zu einem guten Teil eine dichterische Figur, die ein künstlerisches Eigenleben besitzt; er ist jedoch vor allem ein Österreicher, der mit seinen Zeit- und Landesgenossen durch den gemeinsamen Zug der Abneigung gegen sich und die Umwelt verbunden ist. "Vollends aber kein Kakanier hielt es innerlich in Kakanien lange aus" (S. 142). Aus diesem Willen zur grundsätzlichen Erörterung läßt sich nun erklären, warum Musil in großzügiger künstlerischer Vereinfachung den Funktionalismus und nicht bestimmte politische Tatsachen, etwa die doppelte Abhängigkeit Österreichs von Preußen und Ungarn oder die fehlende Durchschlagskraft des alten Kaisers Franz Joseph oder das unselige Ultimatum von 1914, für den Niedergang Österreichs verantwortlich macht. Gerade die Rückführung der Romansituation auf die Zeitsituation macht uns deutlich, wie eigenwillig Musil in seinem Hauptwerk eine autonome dichterische Welt geschaffen hat: in seinen Lebensgefühlen ist er zwar in starkem Maß durch die geschichtlichen Ereignisse seines Landes bestimmt, in der künstlerischen Gestaltung hingegen schwingt er sich frei über die historische Tatsachenwelt hinaus und schafft eigene Figuren und Handlungszyklen, die in einer bloß gleichnishaften Beziehung zu geschichtlichen Wirklichkeit stehen.

6. Ulrichs Verhältnis zu seiner Zeit als Romanwirklichkeit

Die Hauptfigur Ulrich ist insofern mit dem Autor identisch, als auch sie mit der Epoche, in der sie lebt, unzufrieden ist. Auch sie erkennt in ihrem ziellosen und widerspruchsvollen Gebaren den Hauptfehler. Wo sieht nun aber Ulrich die Wurzel dieses Übels? Seine Antwort lautet ebenfalls, übereinstimmend mit Musil: In der Eigenschaftslosigkeit seiner Zeit. Nur handelt es sich im Roman um eine Eigenschaftslosigkeit, die sich weniger politisch als individuell manifestiert.

Da sich die Eigenschaftlichkeit von der Eigenschaftslosigkeit einzig durch die Art der Wahl, mit der ein Mensch sich Eigenschaften zulegt, unterscheidet, beschäftigt Ulrich die Frage, wie diese sich denn bei einem jungen Menschen, der eine vielseitige, für manche Lebensmöglichkeiten offene Veranlagung besitzt, in den Entwicklungsjahren vollziehe. "Ein junger Mensch, wenn er geistig bewegt ist ..., sendet unaufhörlich Ideen in allen Richtungen aus. Aber nur das, was auf

Resonanz der Umgebung trifft, strahlt wieder auf ihn zurück und verdichtet sich, während alle andern Ausschickungen sich im Raum verstreuen und verlorengehen!" (S. 119). Was geschieht in diesem Reifungsprozeß? Nichts anderes, als daß der Mensch sein Ich durch die Anpassung seiner Eigenschaften an die schon vorhandenen Eigenschaften seiner Mitmenschen bildet. Statt sich bewußt und vom eigenen Willen gelenkt zu wählen, hat er sich von den Zeit- und Lebensumständen wählen lassen. Er hat sich nicht selbst verwirklicht, sondern er besitzt die Eigenschaften seiner Umwelt.

Diese neue Form der Eigenschaftslosigkeit müssen wir von jener durch das funktionalistische Denken bewirkten Eigenschaftslosigkeit abgrenzen können; wir bezeichnen sie deshalb mit dem von uns geschaffenen Hilfsbegriff "uneigentliche Eigenschaften". Der Mensch der Gegenwart besitzt zwar Eigenschaften, aber sie sind nicht aus einer persönlichen Entscheidung hervorgegangen. Unversehens und urteilslos ist er in die Kollektiveigenschaften seiner Zeit hineingewachsen. Diese Dutzendeigenschaften gehören ihm nicht intimer als einem beliebigen andern Menschen an. "Im Grunde wissen in den Jahren der Lebensmitte wenig Menschen mehr, wie sie eigentlich zu sich selbst gekommen sind, zu ihren Vergnügungen, ihrer Weltanschauung, ihrer Frau, ihrem Charakter, Beruf und ihren Erfolgen, aber sie haben das Gefühl, daß sich nun nicht mehr viel ändern kann ... Die Ereignisse sind ja zum wenigsten von ihnen selbst ausgegangen, meistens hängen sie von allerhand Umständen ab, von der Laune, dem Leben, dem Tod ganz anderer Menschen, und sind gleichsam bloß im gegebenen Zeitpunkt auf sie zugeeilt" (S. 134). Die Macht der allgemeinen Verhältnisse ist stärker als das Durchsetzungsvermögen des einzelnen Menschen und sorgt durch die Assimilationskraft des schon Bestehenden für die Kontinuität der Entwicklung und die Ausschaltung des Individuellen. "Denn wenn sich im Lauf der Zeit die gewöhnlichen und unpersönlichen Einfälle ganz von selbst verstärken und die ungewöhnlichen verlieren, so daß fast jeder mit der Sicherheit, die ein mechanischer Zusammenschluß hat, immer mittelmäßiger wird, so erklärt das ja, warum trotz der tausendfältigen Möglichkeiten, die wir vor uns hätten, der gewöhnliche Mensch nun einmal der gewöhnliche ist" (S. 120). "So betrachtet entsteht Geschichte aus der ideellen Routine und aus dem ideell Gleichgültigen" (S. 373).

Es ist nun interessant zu untersuchen, wie sich die beiden Formen der Eigenschaftslosigkeit, die der "uneigentlichen Eigenschaften" und die des Funktionalismus, zueinander verhalten. Es fällt zunächst auf, daß die Erwerbung von uneigentlichen Eigenschaften eine außerordentlich allgemeine Erscheinung ist und kaum als das Versagen einer bestimmten geschichtlichen Epoche gewertet werden kann, während die Denkweise des Funktionalismus datierbar und daher geistesgeschichtlich bedingt ist. Weiter bewirken die uneigentlichen Eigenschaften eine Art Stagnation in der historischen Entwicklung; während der Funktionalismus die gleiche geschichtliche Wirklichkeit in einen Zustand der unaufhörlichen Veränderung versetzt. Beiden Ausbildungen der Eigenschaftslosigkeit ist jedoch gemeinsam, da die Sachzusammenhänge den Menschen beherrschen und ihn der Kraft berau-

ben, seine Persönlichkeit durchzusetzen. Ihre doppelte Erscheinungsform und ihr Zusammenwirken verstärkt sogar die Ohnmacht des Menschen; denn in einer Welt, deren überlieferte Ordnung durch den Funktionalismus zerstört worden ist, findet sich der Mensch immer schwieriger zurecht, so daß er schließlich auf eine bewußte Lebensgestaltung verzichtet, mit passiver Resignation die beliebigen, schon vorhandenen Existenzformen übernimmt und sich mit dem Besitz von uneigentlichen Eigenschaften begnügt.

In dieser sich immer weiter ausbreitenden Eigenschaftslosigkeit sieht Ulrich die Gefährdung seiner Zeit. Was aber tut er, der um ihre Mißstände weiß und in innerer Opposition lebt, gegen sie? Starke persönliche Eigenschaften vermag er ihr auf jeden Fall nicht entgegenzusetzen; er kann sich nur gegen den Sog der öffentlichen Meinung stemmen und sich von der absorbierenden Gewalt der Allgemeinheit als fremder, ungeselliger und einsamer Mensch frei halten. Das Mittel, das ihn zu dieser Loslösung von der Umwelt befähigt, ist allerdings nun sehr seltsam: es ist die Existenzform der Eigenschaftslosigkeit. Mit dieser Feststellung kommen wir zu einem paradoxen Ergebnis: Ulrich wählt die Eigenschaftslosigkeit als Waffe gegen die Eigenschaftslosigkeit seiner Zeit, wobei allerdings sofort hinzugefügt werden muß, daß das gleiche Wort hier in zweifacher Bedeutung gebraucht wird. Ulrichs Zeitgenossen sind eigenschaftslos, weil sie die uneigentlichen Eigenschaften ihrer Zeit besitzen; sie haben ihre Entscheidung, so unpersönlich und unbeabsichtigt sie ist, schon getroffen. Ulrichs Eigenschaftslosigkeit hingegen ist ursprünglicher: er weigert sich, die von seiner Zeit bevorzugten und propagierten Eigenschaften zu wählen, und hat sich daher auch nicht — so weit das möglich ist — durch die Lebensumstände wählen lassen. Er versucht, sich künstlich in dem Zustand des jungen Menschen zu erhalten, der noch alle Eigenschaften, aber bloß als Möglichkeiten, besitzt. Sind seine Zeitgenossen eigenschaftslos, weil sie sich willenlos haben wählen lassen, so ist Ulrich eigenschaftslos, weil er überhaupt noch nicht gewählt hat. Er ist ein Mensch, der potentiell wenigstens noch die Möglichkeit hat, Eigenschaften zu gewinnen. Seine Zeitgenossen jedoch haben sich bereits verwirklicht und in ihrem eigenschaftslosen Zustand verfestigt; Ulrich ist noch in dem flüssigen Zustand der Lebenserwartung. "Da war etwas in ihm, das hatte nirgends bleiben wollen, hatte sich die Wände der Welt entlang gefühlt und gedacht, es gibt ja noch Millionen anderer Wände; dieser langsam erkaltende, lächerliche Tropfen Ich, der sein Feuer, den winzigen Glutkern nicht abgeben wollte" (S. 157). Die Eigenschaftslosigkeit gewährt Ulrich die Unabhängigkeit, die er zur echten Selbstverwirklichung braucht. Dabei dient ihm gerade das von seiner Zeit entwickelte Denken, der Funktionalismus, dazu, sich von einer im Uneigenschaftlichen erstarrten Welt freizuhalten. Seine kleinliche und heimtückische Geistesart, diese ihm innewohnende "Neigung zum Lächerlichen" (S. 313), befähigt ihn zur Skepsis und zur Entlarvung falscher Werte. Durch die Übernahme dieser andern Form der Eigenschaftslosigkeit wird Ulrich also noch in einer zweiten Hinsicht zu einem "Mann ohne Eigenschaften": das funktionalistische Denken hindert ihn daran, an eine Welt, die sich den Anschein der unum-

stößlichen Notwendigkeit gibt, zu glauben und irgendeine Lebensanschauung zu verabsolutieren. Der Funktionalismus reißt ihn in einen Strom von beständig wechselnden Beziehungen hinein, in dem es keinen festen Halt, keine gültige Meinung gibt, mit der man sich identifizieren könnte.

Wieder soll aber die Eigenschaftslosigkeit, diesmal als Funktionalismus, Kampfmittel und nicht Lebensziel sein. Ulrich übernimmt sie, so merkwürdig dies klingt — aus einer starken idealistischen Gesinnung heraus, aus dem Willen nach Selbstverwirklichung. Sie soll ihm bloß als methodische Vorstufe zur Gewinnung wirklicher, verantwortbarer Eigenschaften dienen. Wonach er sich aber in dieser formlosen Welt orientieren soll, um sich in Übereinstimmung mit sich und dem Leben, das er für richtig erachtet, selber zu wählen, das bleibt die große Frage. Denn gerade eine Übereinstimmung setzt konstante Werte voraus, deren Vorhandensein der Funktionalismus bestreitet. Die Vorstellung eines Mannes mit Eigenschaften läßt sich vorderhand in eine Wirklichkeit, die sich unaufhörlich verwandelt, nicht einfügen, obwohl Musil selbst durch die Definition des Wortes "Eigenschaft" eine vermittelnde Lösung andeutet. Wenn er sagt, daß sie eo ipso nicht vorhanden sei, sondern nur durch ihren Gebrauch zu einer eigentlichen Eigenschaft werde, so erkennt er sie einerseits bloß als Funktionswert, wenn er aber die Forderung der Selbstverwirklichung erhebt, so meint er andererseits offenbar die feste, unauflösliche Beziehung zwischen Eigenschaft und Mensch.

Zusammenfassend sehen wir, daß die Umweltbeziehungen des Mannes ohne Eigenschaften komplexer Natur sind. Er hat ein durch die zwei entgegengesetzten Bewegungen der An- und Ablehnung gespanntes Verhältnis zu seiner Zeit. Er ist sowohl ihr typischer Vertreter wie auch ihr Kritiker. Er steht in ihr und gleichzeitig über ihr. Er lebt in einer mit seinen Zeitgenossen gemeinsam ertragenen Eigenschaftslosigkeit und in einer selbstgewollten Eigenschaftslosigkeit gegen seine Zeit. Wir könnten ihn daher eine "utopische Existenz" nennen und darunter einen aus der Wirklichkeit herauspräparierten Menschen verstehen, der diese zwar in konzentrierter und gereinigter Form vertritt, dann jedoch wieder verändernd und verbessernd auf sie einwirken will. Allerdings müßte sich die negative Freiheit, die sich durch die zerstörerische Kritik an der geistigen Situation Österreichs vor den unechten Eigenschaften der Zeit schützt, in eine positive Freiheit verwandeln können, die sich für die als richtig erkannte Lebensweise entscheidet. Auf die Trennung müßte die Bindung, auf die Zeitanalyse die philosophische Synthese und auf den Mann ohne Eigenschaften der Mann mit Eigenschaften folgen.

7. Ulrichs praktischer Versuch der Eigenschaftslosigkeit

Musil kann, da er die Romanform und nicht die Form der literarischen Abhandlung gewählt hat, Ulrichs Eigenschaftslosigkeit nicht nur als rationale Denkmethodik behandeln. Er muß sie auch als eine Lebenshaltung schildern, die in einer dichterisch geformten Wirklichkeit greifbare Gestalt annimmt.

Ulrich wird nicht aus allgemeinen, über den Dingen schwebenden Zeitbetrachtungen heraus eigenschaftslos. Ein an sich belangloses Ereignis, ein Beispiel sprachlicher Begriffsverwirrung, steigert sich für ihn zu symbolhafter Bedeutung und öffnet ihm für die ungeheuerlichen Zustände seiner Zeit die Augen: ein Journalist hat in einem Bericht über eine sportliche Veranstaltung den Ausdruck "das geniale Rennpferd" (S. 45) geprägt. Diese völlig unangemessene Anwendung des Adjektivs "genial" auf ein dressiertes Tier, diese gedankenlose Verbindung zweier fremder Lebensbereiche hat in Ulrich "die Erkenntnis gereift, ein Mann ohne Eigenschaften zu sein" (S. 44). Er löst sich von den Zeitumständen, die er verurteilt, weil er zu einer in sich disharmonischen Welt nicht in einem harmonischen Verhältnis stehen kann. Er beschließt, "sich ein Jahr Urlaub von seinem Leben zu nehmen, um eine angemessene Anwendung seiner Fähigkeiten zu suchen" (S. 48). Diese Zeit soll dem Nachdenken und dem Forschen nach neuen Lebensmöglichkeiten, nach Eigenschaften, gewidmet sein. Wie bewahrt er sich aber als wirklicher Mensch in einer wirklichen Welt seine Unabhängigkeit von dieser Wirklichkeit? oder anders gesagt, wie realisiert er seine Eigenschaftslosigkeit? Eigenschaftslos sein heißt zunächst für ihn einfach nichts tun, keinen Beruf ergreifen und sich von den Zufälligkeiten des Lebens treiben lassen. Clarisse, eine Jugendfreundin, nennt den Mann ohne Eigenschaften deshalb vorwurfsvoll einen "Passivisten" (S. 365). Ulrich versucht, diese Anklage zu mildern und schafft für sein Verhalten den doppeldeutigen Ausdruck "aktiver Passivismus" (S. 365), der wohl die Weigerung zu handeln, aber auch das Streben nach einem Ausweg aus einer ausweglosen Zeit enthält.

Passiv verhält sich Ulrich, wenn er sich widerstandslos den Unberechenbarkeiten des Lebens fügt. Er erobert sich nicht die Frau, die seine Geliebte wird, sondern zieht sich durch einen nächtlichen Unglücksfall auf der Straße das Mitleid und die leidenschaftliche Liebe der leicht erregbaren Bonadea zu. Er bewirbt sich nicht selber um die hohe Stelle eines Ehrensekretärs des vaterländischen Unternehmens "Die Parallelaktion", sondern kommt durch seine polizeiliche Verhaftung, die ihrerseits auf einem Mißverständnis beruht, mit einem Grafen Leinsdorf in Verbindung, der den Mann ohne Eigenschaften in seine Dienste nimmt. So gelangt Ulrich, ohne einen Finger zu rühren, ja, sogar gegen seinen eigentlichen Willen, unversehens zu Amt und Würde.

Walter, sein ältester Freund, erkennt richtig, wenn auch mit der Gehässigkeit des körperlich und geistig unterlegenen Menschen, daß der Mann ohne Eigenschaften sich dem Leben nicht aus Schwäche widerstandslos ausliefert, sondern daß er sich nur für die eine Lebensidee tätig einsetzen könnte, die er als die wesentliche erkannt hätte. "Mir scheint es nicht anders möglich zu sein, als daß ein solcher Mensch dann in allen Fällen, wo er nicht gerade der Dichter seines Lebens ist, schlimmer als ein Tier dran wäre; wenn ihm keine Idee einfiele, würde ihm auch keine Entscheidung einfallen, er wäre einfach für einen großen Teil des Lebens seinen Trieben, Launen, den gewöhnlichsten Allerweltsleidenschaften, mit einem Wort, dem Allerunpersönlichsten ausgeliefert, woraus ein Mensch nur besteht,

und müßte sozusagen, solange die Obstruktion der oberen Leitung andauert, standhaft mit sich machen, was ihm gerade einfällt!?" (S. 377).

Ulrich bringt das Unmögliche zustande. Er lebt tatsächlich ein Dasein der Eigenschaftslosigkeit und macht aus ihr sogar eine bewußte Lebensgestaltung. Künstlich steigert er die Unpersönlichkeit seiner Lebensweise, indem er sich eine eigenschaftslose Umgebung schafft. Nach langem Auslandsaufenthalt heißt es von ihm: "Er war vom Mond zurückgekehrt und hatte sich sofort wieder wie am Mond eingerichtet" (S. 21). Als Wohnsitz hat er sich ein Schloßchen gewählt, dessen etwas verwackelte Fassade drei Stile übereinander trägt und dessen Einrichtung er dem willkürlichen Geschmack seiner Lieferanten überlassen hat. Als Mann ohne Eigenschaften siedelt er sich in Österreich an, dem Land, das kein festes Verhältnis zu seiner eigenen Wirklichkeit hat und dessen Bewohner sich selbst gegenüber ein zweifelndes Mißtrauen bewahren. Statt Abhilfe zu schaffen, befolgen seine Staatsmänner den lahmen Grundsatz des "Fortwursteln" (S. 370), eine Denk- und Handlungsweise, die sich auch Ulrich zu eigen macht, nicht aber aus Überzeugung, sondern als Notlösung in der Verzweiflung. Da er sein Lebensziel noch nicht gefunden hat, sieht er in dieser konzessionsbereiten Lebenshaltung, die sich nie zu heftigen Ausschreitungen hinreißen läßt, vorläufig die beste Art, große Fehler zu vermeiden. "Man kann aus einem leidenschaftlichen Bedürfnis nach Schärfe und Genauigkeit oder Schönheit dahin kommen, daß einem Fortwursteln besser gefällt als alle Anstrengungen in neuem Geiste!" (S. 223). Wie Ulrich aus kritischer Skepsis, halten die Österreicher aus angeborener Bescheidenheit die geschichtliche Gestalt ihres Landes nicht für eine unabänderliche Tatsache. Sie haben das sichere Gefühl ihrer Unzulänglichkeit.

Die Eigenschaftslosigkeit des Geschehens und die ihr entsprechende Gleichgültigkeit des Menschen zeigt Musil auch an den Liebeserlebnissen Ulrichs. Sie sind bloß ein sinnlicher Rausch, der sich des vom übrigen Menschen abgelösten Körpers bemächtigt. Besonders deutlich drückt sich die Zusammenhanglosigkeit zwischen Mensch und Erlebnis in Ulrichs Beziehung zu seiner neuen Freundin Leona aus. Er hat diese kleine Variétéchansonnière gewählt, weil sie "unzeitgemäße Eigenschaften" (S. 22) und eine üppige "junonische" Schönheit besitzt, die das Entzücken der Männer des letzten Jahrhunderts gebildet hätte. Sie verstärkt in ihm das Gefühl des Fremdseins in seiner eigenen Zeit. Musil schreibt nach einem Besuch Leonas bei Ulrich: "Ihrem Freund kamen solche Abende vor wie ein herausgerissenes Blatt, belebt von allerhand Einfällen und Gedanken, aber mumifiziert, wie es alles aus dem Zusammenhang Gerissene wird, und voll von jener Tyrannei des nun ewig so Stehenbleibenden, die den unheimlichen Reiz lebender Bilder ausmacht, als hätte das Leben plötzlich ein Schlafmittel erhalten, und nun steht es da, steif, voll Verbindung in sich, scharf begrenzt und doch ungeheuer sinnlos im Ganzen" (S. 25). Leona ist für Ulrich ein historisches und ästhetisches Kuriosum. Er gibt sich nicht aus menschlicher Anteilnahme mit ihr ab, sondern gerade weil es ihm ihr gegenüber leicht fällt, innere Distanz zu wahren.

Der Mann ohne Eigenschaften hat ein eigenschaftsloses Haus bezogen, lebt in

einem Land, das nichts von seinen Eigenschaften hält, erlebt die Liebe in einer eigenschaftslosen Weise und erobert sich eine Frau, die die Eigenschaften einer vergangenen Zeit hat. Walter beschreibt seiner Frau Clarisse Ulrichs Eigenschaftslosigkeit mit folgenden Worten: "Du kannst keinen Beruf aus seiner Erscheinung erraten, und doch sieht er auch nicht wie ein Mann aus, der keinen Beruf hat; er kann einer Frau in die Augen schauen; er kann in jedem Augenblick tüchtig über alles nachdenken; er kann boxen. Er ist begabt, willenskräftig, vorurteilslos, mutig, ausdauernd, draufgängerisch, besonnen — ich will das gar nicht im einzelnen prüfen, er mag alle diese Eigenschaften haben. Denn er hat sie doch nicht! Sie haben das aus ihm gemacht, was er ist, und seinen Weg bestimmt, und sie gehören doch nicht zu ihm. Wenn er zornig ist, lacht etwas in ihm. Wenn er traurig ist, bereitet er etwas vor. Wenn er von etwas gerührt wird, lehnt er es ab ..." (S. 66).

Walter entwirft ein Bild der Zwielfichtigkeit des Eigenschaftslosen, der die Unverbindlichkeit des funktionalistischen Denkens konsequent auf seine Lebenshaltung überträgt. Da Ulrich als eigenschaftsloser Mann nicht ein Nichts sein kann, bedient er sich der verschiedensten Lebensäußerungen — aber nur punktuell. Er löscht seine persönliche Wesensart in der Pendelbewegung von einem Gegensatz zum andern aus, weil er sich selbst, wenn er weiterleben will, nicht in einem einmaligen Akt aufheben kann. Er identifiziert sich mit einem Gedanken oder Gefühl, um sich sofort wieder von ihm zu lösen und die entgegengesetzte Position einzunehmen. Er ist in beständiger dialektischer Auseinandersetzung mit sich und der Welt begriffen. Dieser dynamische Wechsel gibt Musils Roman seine eigentümliche geistige Spannung, die weitgehend auf stoffliche Dramatik verzichtet.

ZWEITER TEIL

DIE MORAL ALS VERSUCH EINER NEUEN LEBENSGESTALTUNG

1. "Moral" als Gegenbegriff zur Eigenschaftslosigkeit

Wenn Musil das schicksalsschwere Vorkriegsjahr 1913/14 als Zeitraum für das Romangeschehen gewählt hat, so ist dabei die historische Tatsache von entscheidender Bedeutung, daß ausgerechnet das Jahr, welches sich Ulrich als Vorbereitungszeit für eine neue, bewußte Lebensgestaltung eingeräumt hat, in eine Katastrophe von internationalen Ausmaßen führt. Für den Leser des Jahres 1931, der über die sich überstürzenden Kriegserklärungen vom Sommer 1914 Bescheid weiß, sind von Anfang an die mutigen Versuche Ulrichs, aus der geistigen Summe der Gegenwart aufbauende Lebenserkenntnisse zu gewinnen, von einer bitteren Ironie geprägt: die Zeit arbeitet Ulrichs Bestrebungen entgegen. Mit seinem hartnäckigen Unterfangen, einen neuen Standpunkt zu finden, von dem aus die Welt grundlegend verändert werden könnte, wirkt er wie ein Stein in einem tosenden Wildbach, der sich gegen die herabstürzende Wassermasse, das gefährliche Gefälle seiner Zeit, zuerst lange stemmt, dann aber hilflos mitgerissen wird. Im geplanten letzten Teil des Romans ist vorgesehen, daß Ulrich wie irgendein junger Mann seiner Generation in den Kriegsdienst einrückt. Sein individueller Widerstand ist gebrochen, und er folgt als gehorsamer Staatsbürger dem militärischen Massenaufgebot. Die groß angelegte antithetische Kompositionsform, dieser verzweifelte Kampf eines Einzelnen gegen die Gesinnung seiner Zeitgenossen, erlaubt Musil, den geistigen Bankrott einer ganzen Epoche besonders erschütternd darzustellen. Dennoch — obwohl das Ergebnis von Ulrichs Anstrengungen feststeht — will Musil in dieser gewaltigen Retrospektive nicht einfach über eine Zeit, in die seine eigenen Bildungsjahre fallen, das Todesurteil aussprechen. Wohl macht er ihre Krankheitskeime sichtbar; gleichzeitig gibt er uns aber in der Figur Ulrichs manche Ansätze zu neuen Lebensmöglichkeiten; Ansätze, die nicht aus enger Zeitgebundenheit heraus entstanden sind, sondern über den 28. Juli 1914, ja sogar über den 1. September 1939 hinaus, ihre Gültigkeit bewahren. Dem Philosophen ist es vorbehalten, Lebensprobleme theoretisch zu lösen; Musil als Dichter hat vor allem Fragen gestellt. Sie sind besonders eindringlich, weil sie in einer dichterischen Anschauung der Welt aus der lebendigen Verbindung der Figuren mit mannigfach wechselnden Situationen herausgewachsen sind. Diese Fragen bleiben als Forderungen an die Menschheit bestehen. Sie sind Fingerzeige für die Richtung unserer geistigen Entwicklung. Es ist unsere Aufgabe, solche Entwürfe zu einer neuen Lebensgestaltung aus dem vielfach verzweigten Handlungsgang des Romans herauszulesen. Bis jetzt haben wir Ulrich als Figur isoliert; nun gilt es, die Romanhandlung als Ganzes zu betrachten. Denn der "Mann ohne Eigenschaften" ist nicht ein nur um die Titelfigur kreisendes Werk, sondern eine umfassende Zeitsatire.

Schon die Komposition erhellt den engen Zusammenhang Ulrichs mit seiner Zeit. Die zwei Dutzend stärker hervortretenden Figuren gruppieren sich einerseits um Ulrich und andererseits um die "Parallelaktion", eine Vereinigung, die für das Jahr 1918 Vorbereitungen zum siebenzigjährigen Jubiläum der Thronbesteigung des österreichischen Kaisers trifft. "Parallelaktion" heißt sie, weil das dreißigjährige Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers Wilhelm II. in das gleiche Jahr fällt. Das ganze österreichische Volk wird aufgerufen, an der patriotischen Kundgebung mitzuwirken und der Aktion Vorschläge zu unterbreiten, die vor dem Forum der Welt Österreichs Größe dokumentieren sollen. Die Verwendung dieses Handlungsmotivs ermöglicht es Musil, auf breiter Basis einen Querschnitt durch die verschiedenen Gesellschaftsklassen und ihre Gesinnung zu ziehen. In Ulrich äußert sich der Zeitgeist in einer einzelnen Gestalt; in der Parallelaktion hingegen zeigt er sich in seiner allgemeineren und daher auch verwischteren Form. Ulrich darf uns deshalb weniger als psychologisch interessantes Individuum denn als gleichnishafte Verkörperung seiner Generation interessieren. Die beiden Zentren des ersten Buches, Ulrich und die Parallelaktion, verbindet Musil geschickt, indem er Ulrich zum Ehrensekretär dieser kulturpolitischen Kommission werden läßt.

Doch auch thematisch berühren sich die beiden Hauptträger der Handlung sehr stark: so ernst und gewissenhaft uns Ulrich und so unbeholfen und lächerlich uns die Bemühungen der Parallelaktion auf den ersten Blick anmuten, so verfolgen sie doch ein gemeinsames Ziel. Diotima, die Gattin des Diplomaten Tuzzi, in deren Haus die patriotischen Versammlungen stattfinden, umschreibt das Programm in der Eröffnungssitzung mit folgenden Worten: "Es handle sich um nichts Geringeres, als jene menschliche Einheit wiederzufinden, welche durch die so sehr verschieden gewordenen menschlichen Interessen verloren gegangen sei" (S. 183). Die Parallelaktion sucht nach einem absoluten Wert, dessen Verwirklichung zu der hohen Aufgabe des Jubiläums gemacht werden könne und der ganzen Welt als Vorbild diene. In einer "krönenden Idee" sollen die auseinanderstrebenden Volksstämme des österreichisch-ungarischen Kaiserreiches mit einer weit ausholenden, machtvollen Gebärde zusammengefaßt werden. Zu diesem Zweck wird die Bevölkerung aufgerufen, den leitenden Organen der Parallelaktion Vorschläge zu unterbreiten. Diese würden dann wieder "durch vorsichtig von oben kommende Einflußnahme" (S. 237) in einem einzigen Gedanken vereinigt. Es handelt sich also um kein geringeres politisches Kunststück als um die Absicht, ungezählte individuelle, partikularistische oder gar sozialdemokratische Tendenzen mit der Monarchie in Übereinstimmung zu bringen. Zwar nicht realpolitisch, aber geistesgeschichtlich gesehen hat Ulrich den gleichen Plan: auch er forscht in dem ungeordneten Geschehe der Ereignisse nach einer prinzipiellen Richtlinie für die Anwendung seiner Eigenschaften, und auch er bemüht sich, die unübersehbare Vielfalt der Lebensäußerungen auf eine wesentliche Idee zu reduzieren. Aus dieser Identität von Ulrichs Streben mit den Forderungen der Parallelaktion ersehen wir, daß Musil den Lebenskampf des Mannes ohne Eigenschaften nicht als individuelles Drama verstanden wissen will. Über Hunderte von Seiten hinweg wird die prinzi-

pielle Umgestaltung der Welt diskutiert oder – mit anderen Worten – der kühne Versuch unternommen, neue moralische Normen für das menschliche Verhalten aufzustellen. Ist die Eigenschaftslosigkeit Ulrichs der Ausdruck einer passiven Opposition gegen eine Zeit, die er nicht mitmachen will, so ist in dem Begriff "Moral" die Sehnsucht nach einem Ziel, das die Verwirklichung lohnt, nach Ordnung, Einheit oder nach sinnvoller Übereinstimmung des Menschen mit sich und seiner Umwelt enthalten. Das von Musil oft gebrauchte und auch in Kapitelüberschriften (S. 191; S. 249) verwendete Wort "Moral" wird zum großen Gegenbegriff gegen das Wort "Eigenschaftslosigkeit". Beschreibt dieses eine Form der Loslösung, so drückt jenes den Wunsch nach Bindung aus, und hemmt diese willentlich die Handlungsfähigkeit, so fordert jene sittliche Entscheidung.

Das Verständnis des Werkes erschwert sich allerdings dadurch, daß der Begriff "Moral" bei Musil merkwürdig inhaltslos ist. Die Moralisten sind meistens Zerstörer: im Namen der Wahrheit widerlegen sie die Ethik eines Vorgängers und setzen ihre eigene an deren Stelle, so lange bis sie selbst wieder in einer fortgesetzten geistigen Evolution überholt werden. Musil hingegen bekämpft weder eine bestimmte Morallehre, etwa die christlich-kirchliche Moral oder den deutschen Idealismus des 19. Jahrhunderts, noch entwirft er ein neues, festumrissenes moralisches System. Er zerstört nicht; er findet die Zerstörung schon vor. Er erkennt, daß die Weltordnung zerbrochen ist und daß die Menschheit nur stückweise alte moralische Anschauungen, die nicht mehr zur Wirklichkeit passen, in die Gegenwart herübergerettet hat. So sagt er von seiner Epoche, einer "Durchgangszeit" (S. 222): "Diese skeptische Gegenwart glaubt weder an Gott noch an die Humanität, weder an Kronen noch an Sittlichkeit – oder sie glaubt an alles zusammen" (S. 443); und an anderer Stelle: "Der Welt ist nicht nur Gott abhanden gekommen, sondern auch der Teufel" (S. 525). Die Zerrissenheit seiner Zeit ist besonders groß, weil in ihre Entwicklung eine Phasenverschiebung eingetreten ist: der Verstand der Menschen ist weiter ausgebildet worden, die technischen Wissenschaften nehmen einen faszinierenden Aufschwung; in Gefühlsfragen hingegen urteilen auch die fortschrittlichsten Ingenieure in althergebrachter Weise. Mit "Moral" ist aber eine Ordnung aller menschlichen Beziehungen gemeint; sie kann sich nicht nur auf Teilgebiete des menschlichen Lebens stützen. Resigniert stellt Ulrich fest, daß nur noch "die Dummheit, das Geld oder höchstens ein wenig religiöse Erinnerung" (S. 180) das heute allen Menschen Gemeinsame sei. Auf dieser Grundlage läßt sich keine neue Weltanschauung aufbauen. Wenn Musil von "Moral spricht, vermittelt er also keine Lebensanleitung, sondern stellt erst die Forderung nach einer Neuordnung der menschlichen Verhältnisse auf, da er erkennt, daß eine neue geistige Situation auch neue, ihr entsprechende moralische Normen braucht. Das Wort Moral bezeichnet also bloß die Richtung seines Strebens und gibt nicht ein Lebenswissen wieder. Es weist in die Zukunft und kündigt ein geistiges Programm an. Es ist Plan, Entwurf und Ausdruck einer die Wirklichkeit befragenden kritischen Lebenshaltung; es drückt nicht rückblickend und abschließend einer Zeit,

deren geistige Bilanz es gezogen hat, das Siegel der fixierten Endgültigkeit auf. Ulrich wehrt sich mit all seinen Verstandeskräften dagegen, daß seine Denkweise durch voreilige Resultate eingeschränkt werde und erstarre. Abgesehen von Einzelfragen jedoch, ist der "Mann ohne Eigenschaften" allein durch seine Anlage schon ein moralisches Werk in hervorragendem Maß; denn Musil bezieht das Ethische Problem der Selbstverwirklichung nicht nur auf seinen Helden Ulrich, sondern auf unsere ganze Epoche.

2. Die Auswirkungen des Moralverlustes

Robert Musil setzt sich mit dem Problem der Moral indirekt, durch das Medium seiner selbstgeschaffenen Figuren, auseinander. Diese Form der Diskussion, die spekulative Erörterungen sorgfältig meidet, entspricht durchaus den weltanschaulichen Einsichten, die er auf seine Hauptfigur Ulrich überträgt. Ulrich erkennt, daß er, gerade weil ihm ein geistiges Orientierungsprinzip fehlt, gezwungen ist, sich vorerst mit der objektiven Tatsachenwelt als einziger verlässlicher Grundlage menschlichen Denkens und Sollens zu beschäftigen.

Die objektive Tatsachenwelt Ulrichs ist die Romanwirklichkeit, die Musil als Abbild einer geschichtlichen Epoche geschaffen hat. Wie subjektiv gefärbt, wie einseitig verschoben und künstlich stilisiert dieses Bild trotz scheinbar komplexer Romanhandlung ist, wird immer deutlicher, je länger man sich mit dem Werk beschäftigt. Alle Figuren dienen nämlich nur dem einen Ziel, die Mängel der Zeit schonungslos aufzudecken, indem sie ohne Ausnahme unter dem einheitlichen Gesichtspunkt eines prinzipiellen Ungenügens betrachtet werden. An ihnen zeigt der Autor in mannigfacher Abschattierung, daß der heutige Mensch gespalten ist, daß er aus heterogenen Teilen besteht, daß er in innerem Widerspruch lebt oder eine Übereinstimmung mit seiner Umwelt bloß vortäuscht. Einige Figuren leiden sogar so stark an seelischen Gleichgewichtsstörungen, daß sie als eindeutig pervertierte oder geistesranke Menschen erscheinen. Wie alle seine Figuren will Musil aber auch diese extremen Fälle nicht als psychologische Kuriosa verstanden wissen. So reich der Handlungsstoff, so subtil die Charakteranalysen und so unmittelbar ansprechend gewisse Szenen auch sind, so dient die Darstellung der auftretenden Personen doch nicht dem Selbstzweck, profilierte und eigenständige Charaktere hervorzubringen. Alle diese Menschen sind Typen, Träger von Ideen. Der Sinn ihrer Existenz, ihr vitaler Schwerpunkt, liegt nicht in ihnen, sondern in ihrer Stellung im Handlungsablauf, in der Funktion, die sie in der Gesamtkonzeption des Romans erfüllen. In welchem Ausmaß ihr Verhalten rational begründet ist, wird eine eingehendere Untersuchung zu erhellen suchen; vorläufig genügt ein vergleichender Hinweis auf andere große Epiker, etwa auf Balzac oder Goethe, um deutlich werden zu lassen, wie eng begrenzt das Eigenleben und wie gering die persönliche Entwicklungsmöglichkeit der Gestalten Musil ist. Diese Menschen, von denen wir oft nicht wissen, wie sie wirklich heißen, und die alle die gleiche

unpersönliche Sprache sprechen, sind weder fest in der Wirklichkeit noch gar in einem bestimmten Milieu verwurzelt. Welches ihre alltäglichen Sorgen sind und was sie treiben, wenn sie nicht gerade in dem Experimentierfeld, das die Romanhandlung für Ulrich bildet, gebraucht werden, bleibt uns verborgen; denn sie treten nur hervor, wenn sie in ein Gespräch mit Ulrich verwickelt sind, wenn sie einer Sitzung der Parallelaktion beiwohnen, oder seltener, wenn ihr Gebaren zu einer neuen Lebenserfahrung des Mannes ohne Eigenschaften führt. Es ist daher nicht erstaunlich, daß der Dialog in steigendem Maß die Handlung in den Hintergrund drängt und daß der Roman gegen den Schluß des vorhandenen Fragmentes hin immer abstrakter wird.

Die negative Beziehung Musils zu seiner Zeit schlägt sich vor allem in den Figuren nieder, die seiner Hauptgestalt an Wichtigkeit untergeordnet sind. Ihnen und dem Stellenwert, den sie in dem großen Gefüge des Romans besitzen, gilt daher jetzt unsere Aufmerksamkeit. Dabei müssen wir für unsere Zwecke die Zeitkritik gegen die skeptisch vorgebrachten Verbesserungsvorschläge einerseits und das harte destruktive Urteil gegen die konstruktiven Lebensvorschläge andererseits aussondern, die sich im Roman verflechten und durchdringen.

Walter, der vielseitig Begabte, wollte einst wie sein Jugendfreund Ulrich etwas Besonderes werden und fühlte sich zum Künstler berufen. Die Jahre vergehen, und noch immer ist kein Werk entstanden. Jedesmal wenn er sich, erfüllt von Gefühlen, die zu Äußerungen drängen, zur Arbeit setzt, befällt ihn eine merkwürdige Hemmung. Die "ethische Bewegung" (62), mit der er jede Einzelheit betrachtet, läßt ihn zu keiner künstlerischen Gesamtleistung kommen. Um der "Reinheit des inneren Sinns" (52) willen ist er unfähig, sich für eine bestimmte Sache zu entscheiden. Sein qualvolles Ringen um schöpferische Gestaltung zeugt von dem Kampf einer "Seele, die allen Halbheiten widerstand und keine Ahnung hatte, daß sie damit der eigenen diene" (S. 52/53). Um sich seine Schwäche nicht eingestehen zu müssen, gibt er seiner zerfallenen, geistig unfruchtbaren Zeit die Schuld an seinem Versagen, und statt zu arbeiten, setzt er sich ans Klavier: dort findet er in dem erotischen Dunst der Wagnermusik auf einfache, reproduzierende Weise das Gefühl der Seinsverbundenheit wieder, das selber in einem Kunstwerk zu gestalten er nicht fähig ist. Vor sich und den ehrgeizigen Plänen seiner Jugend flieht er in ein Leben der Vergangenheit und der Alltäglichkeit und beginnt, mit emphatischem Nachdruck die alten Autoren und die einfachen Güter dieser Welt zu preisen. "Er wünschte sich, den großen das Leben tragenden Menschendurchschnitt an Durchschnittlichkeit noch zu übertreffen, unerachtet des Widerspruchs, der gerade in diesem Verlangen liegt" (S. 622). Die Sehnsucht nach der dumpfen Geborgenheit kleinbürgerlichen Familienlebens und nach einem Kind als eine Art Ersatz für eigene künstlerische Schaffenskraft wird immer stärker. "Er empfand das schmerzliche Verlangen, mit ihr (seiner Frau Clarisse) in eine Ordnung eingeschlossen zu sein" (S. 625). In der großen Protestkundgebung gegen die Parallelaktion, einer Volksdemonstration, erliegt Walter der Versuchung, sich von einem tröstlichen Gemeinschaftsgefühl aufheben und mittragen zu lassen. "Die Form

der Massenhandlung, die von allen halb als Zwang und halb als Befreiung empfunden wird" (S. 641/642), entbindet ihn von der Verpflichtung, aus eigener Kraft etwas leisten zu müssen, verschafft ihm aber doch den angenehmen Eindruck, bei einem historischen Ereignis mitgeholfen zu haben. Eine solche unpersönliche Handlung entspricht der weichen, willensarmen Natur Walters wie auch seiner Neigung, für seine Schwächen jederzeit eine beschönigende und ins Allgemeine ausweichende Erklärung zu finden.

Walters junge Frau, die kleine, ehrgeizige Clarisse mit dem knabenhaft schmalen Körper, setzt sich allen seinen Bestrebungen kontrapunktisch entgegen. Lobt er den Genuß einfacher, elementarer Dinge, dann fordert sie von ihm eine künstlerische Leistung; sehnt sich Walter, der "die sanften unschönen Beine eines nicht sehr schönen Mädchens" (S. 119) hat, nach liebender Vereinigung, dann verweigert sie sich ihm; sucht er ein Leben der Gemeinsamkeit mit seiner Umwelt, dann verehrt sie die stolze und einsame Größe des Genies, und versinkt er in der alltäglichen Ordnung des Durchschnittsmenschen, dann treten ihre abnormen, krankhaften Züge immer stärker hervor. Sie ist gleichsam der Stachel in seinem Fleisch, der ihn nicht zur Ruhe kommen läßt. Der Kampf, der zwischen diesen beiden Menschen ausgetragen wird, ist nicht ohne Größe: sie leiden tief an sich, werden aber gerade von ihrer Gegensätzlichkeit angezogen. Jeder für sich allein ist nur etwas Halbes; zusammen würden sie eine Einheit bilden. Die Trennungslinie zwischen zwei Existenzformen wird umso schärfer, als sie hier mitten durch eine Ehe verläuft. Clarisse, eine Lieblingsgestalt Musils, ist in ihrer erregten, aggressiven Haltung ebenso extrem wie Walter in seiner gemütvollen Schwachheit. Die junge Frau bewegt sich auf einem schmalen Grat des Lebens, immer nur einen Schritt vom Abgrund des Irrsinns entfernt. Ihre Phantasie entzündet sich sofort an einer Idee, und sie ist jederzeit zur totalen Hingabe an das, was sie ergriffen hat, bereit; aber sie ist in Gefahr, von "ihrem substanzlos flammenden Willen" (S. 64) verzehrt zu werden; "substanzlos", weil ihr der gedankliche Inhalt fehlt, auf den sie diesen Willen anwenden könnte. Sie gleicht einer Seherin ohne Gesicht, einem gespannten Bogen, dessen Pfeil ziellos ist. In ihrer Begeisterung bleibt ihr nur übrig, die Mitmenschen zur Tat anzutreiben. So stellt sie sich tapfer der trägen Passivität ihrer Zeit entgegen und erklärt das "Gewährenlassen" als größte Sünde des Menschen; so verlangt sie von Ulrich die Verwirklichung dessen, womit es ihm geistig ernst ist, und so sagt sie spontan und unbekümmert zu Walter, der von einer schleichenden Eifersucht gegen den intellektuell überlegenen Freund geplagt wird: "Wenn du Ulrich töten willst, so töte ihn doch" (627).

Walter und Clarisse, dieses ungleiche Paar, sind die ältesten Freunde Ulrichs. Kaum aber ist Ulrich nach Wien, der Stadt seiner Jugend, zurückgekehrt, schließt er neue Bekanntschaften. Durch die Männlichkeit seiner Erscheinung und die unerschrockene Ehrlichkeit seines Betragens zieht er die Aufmerksamkeit der Frauen auf sich. Bei einem nächtlichen Unfall steht ihm eine Unbekannte helfend zur Seite. "Zwei Wochen später war Bonadea schon seit vierzehn Tagen seine Geliebte" (31). "Er hatte sie Bonadea getauft, die gute Göttin, weil sie so in sein Leben getreten

war, und auch nach einer Göttin der Keuschheit, die im alten Rom einen Tempel besessen hat, der durch eine seltsame Umkehrung zum Mittelpunkt aller Ausschweifungen geworden ist" (S. 42). Mit der Wahl des Übernamens allein schon will Musil das zwiespältige Wesen dieser schönen, üppigen Frau ausdrücken. Ihr Leben zerfällt in zwei Hälften: einerseits ist sie die gewissenhafte Gattin eines bekannten Juristen und zärtliche Mutter dreier Kinder, andererseits leidet sie schwer unter ihrer sinnlichen Erregbarkeit, die sie von einem Ehebruch in den andern treibt. Als Nymphomane wird sie dauernd zwischen ihren beiden Zuständen, dem physischen Zwang, sich einem Mann hinzugeben, und den darauffolgenden Gewissensqualen hin- und hergerissen. "Denn die guten Vorsätze und den besten Willen zur Anständigkeit verlor sie auch während solcher Zustände keinen Augenblick; sie standen dann draußen und warteten und hatten zu dieser von Begierden veränderten Welt bloß kein Wort zu sagen" (S. 266). Den Ausgleich dieses Gegensatzes sucht sie in einer begrifflich banalen Idealität. Sie verehrt alles, was "gut", "schön" und "wahr" ist, und zeigt sich sehr gekränkt, wenn ein Mann ihre offensichtliche Schwäche ausnützt. Indem sie Ulrich als festen Liebhaber wählt, hofft sie, die Ungeregeltheit ihrer Gelegenheitssünden vermeiden zu können.

Auch Gerda, ein junges Mädchen, dessen Bekanntschaft Ulrich schon vor einigen Jahren geschlossen hat, ist ein merkwürdiges Zwitterwesen. "Ulrich beobachtete den feinen schwarzen Flaum, der auf Gerdas blonder Haut als Widerspruch hervorbrach; das vielfältig Zusammengesetzte armer Menschen von heute schien mit diesen Härchen aus dem Leib zu sprossen" (S. 323). Ihr Vater, der Bankdirektor Fischel mit dem gesunden praktischen Geschäftssinn, ist Jude; sie aber hat sich einer pangermanischen Jugendgruppe angeschlossen, die ihr Unwesen ausgerechnet in dem elterlichen Haus treibt. Die jungen Leute, die es in ihrem Leben noch zu nichts gebracht haben und als geistig hochtrabende Parasiten auf Kosten Leo Fischels leben, verachten den Besitz als jüdisch-kapitalistische Lebensform. "Gerda in ihrer freien, deutsch blonden Art" (S. 316) schwärmt mit ihrem Gesinnungsgenossen Hans Sepp von einer unsinnlich-begierdelosen Lebenshaltung, von "einer Gemeinschaft ohne Selbstsucht" (S. 319), sehnt sich hingegen dennoch heimlich nach körperlicher Vereinigung mit Ulrich. Mit diesem alten Freund war sie — auch das ein Widerspruch — so rasch vertraut geworden, daß sie vergessen hatten, sich zu lieben. Schließlich setzt sich Gerda über alle weltanschaulichen Bedenken hinweg und sucht, nervös und aufgerieben durch die kindischen Zärtlichkeiten von Hans Sepp, Ulrich in seiner Wohnung auf. Die Zuneigung des Mannes ohne Eigenschaften hat aber seit jeher mehr der Klugheit und dem tapferen Eigensinn dieses bereits altjüngferlich überhauchten Mädchens gegolten, das vermeint, den ehelichen und rassenpolitischen Konflikt zwischen seinen Eltern auf sich übertragen und ausfechten zu müssen. "Schlafter Frühling, durchglüht von vorzeitiger Sommerstrenge; diesen Eindruck empfing er" (S. 501). Der letzte Rest früherer weiblicher Anziehungskraft ist geschwunden, und Ulrich fühlt sich mit den rohen männlichen Instinkten eines Jägers bloß mehr "von der Unentschlossenheit einer Seele angezogen, die von ihrem Körper mitgeschleift wird

wie ein Gefangener in den Armen seiner Häscher" (S. 632). Gerda wird von einer großen Lebensangst gepackt, nicht nur weil sie dem feindlich gesinnten Mann, der es allein auf das "Körperliche des Erlebnisses" (S. 638) abgesehen hat, sondern auch weil sie dem physischen Teil ihres Wesens restlos ausgeliefert ist. Er ist es, der sich in dieser ausgewogenen Situation einen gewaltsamen Durchbruch verschafft: "Und auf einmal bemerkte Gerda, daß sie schrie. Wie ein Wölkchen, wie eine Seifenblase, hing ein Schrei in der Luft, und andere folgten ihm" (S. 636). In einem Augenblick merkwürdiger Bewußtseinsspaltung erleidet Gerda einen hysterischen Anfall. "Ulrich starrte voll Grauen in die kleinen Pupillen der verschleierte Augen, aus denen der Blick merkwürdig steif hervorkam, und betrachtete entgeistert die seltsamen Bewegungen, in denen sich Wunsch und Verbot, Seele und Seelenlosigkeit in einer unausdrückbaren Weise verschränkten" (S. 637). Die Spannung unvereinbarer Gegensätze entlädt sich in einer bereits pathologischen Form. Gerda birgt in unglücklicher Mischung Wesenszüge von Clarisse und Bonadea in sich. Mit Clarisse hat sie den Willen und die Begeisterungsfähigkeit für einen Gedanken gemeinsam. Den folgenden Satz hätte Musil genau so auf Clarisse wie auf Gerda anwenden können: "Sie war eines jener reizend zielbewußten heutigen Mädchen, die auf der Stelle Omnibusschaffner würden, wenn eine allgemeine Idee dies verlangte" (S. 317). Den mächtigen Aufruhr des Körpers hingegen, der sich selbständig macht und das bessere Ich des Menschen an den Mann verrät, erlebt Gerda auf ähnliche Weise wie Bonadea. Nur wird er für sie zur einmalig schmerzlichen und entscheidenden Erfahrung, während für Bonadea diese Zustände durch die Gewohnheit den Charakter des Lasters annehmen. Gerda wird sich nie mit einem Mann verbinden und in dem tätigen Beruf einer Krankenschwester die Erfüllung ihres Daseins suchen.

Die dritte Frau, die für Ulrich in dem ersten halben Jahr seines "Urlaubs vom Leben" eine wichtige Rolle spielt, ist Diotima, die schöne und sittenstrenge Gattin des Diplomaten Tuzzi. Ihren Salon stellt sie hochherzig dem Grafen Leinsdorf, dem Erfinder der Parallelaktion, zur Verfügung und nimmt damit die Leitung dieses patriotischen Unternehmens in ihre zarten Frauenhände. Ihr fällt es zu, die auseinanderstrebenden Meinungen ihrer berühmten Gäste auf ein einigendes, der Verwirklichung würdiges Ziel zu lenken. Als "ungebrochene Frau" — wie sie sich nicht ohne Selbstgefälligkeit nennt —, "die den Intellekt mit Seinskräften zu umschlingen vermöge" (S. 103), fühlt sie sich zu dieser hohen Aufgabe berufen. Sie spricht gern von der "religiösen Einheit des menschlichen Tuns" (S. 104), die im Mittelalter noch vorhanden gewesen sei, und bemüht sich, kraft ihrer huldvollen Weiblichkeit, ihre Gäste aus ihrer Halbheit zu erlösen und wieder "in Einheit mit der Seele zu bringen" (S. 101). Die zur Schau getragene Vollkommenheit dieser Frau, einer geistigen und körperlichen Schönheit, ärgert den selbstkritischen Ulrich. Er ahnt sogleich die Risse und Sprünge unter dieser künstlich geglätteten Oberfläche und hat sie daher mit boshafter Ironie nach "jener berühmten Dozentin der Liebe" (S. 94) Diotima genannt. Tatsächlich ist es der Redegewaltigen auch nur deshalb möglich, so frei und unbekümmert über die

“menschlichen Leidenschaften und Verwirrungen” (S. 104) zu sprechen, weil sie die Trennung “zwischen sozusagen amtlicher Unkeuschheit und privater Keuschheit wie eine Ärztin oder soziale Fürsorgerin” (S. 104) sorgfältig aufrecht erhält. Noch mißtrauischer stimmt, daß ihre “übermäßig angeschwollene Idealität” (S. 108) nichts anderes als die seltsame Kompensation und die unheilsamen Auswüchse einer ehrgeizigen Frau darstellt, deren Körper sich “ohne Verbindung mit den höheren Teilen ihres Wesens” (S. 108) der Zwangsherrschaft ehelicher Gewohnheiten widerstandlos unterwirft, obwohl Diotima sie als eine Beleidigung der Seele empfindet. Der “die Männerbegriffe verwirrende Eindruck einer mächtig glühenden, aber platonischen Liebessonne” (S. 108), den Diotima mit ihrem “seelischen Verlangen, sich auf alles Große und Edle auszudehnen” (S. 108), hervorruft, ist also trügerisch: der schöne Glanz soll die dunkeln, nächtlichen “Leiden einer verheirateten Seele” (S. 106) überstrahlen. Ausgerechnet Diotima also, die das anspruchsvolle “Amt, berühmte Gäste in Einheit mit der Seele zu bringen” (S. 101), übernommen hat, lebt mit sich selbst zerfallen. Den doppelten Widerspruch hingegen, den Widerspruch in sich selbst und den zwischen ihrem Wesen und ihrer offiziellen Tätigkeit, fühlt sie nicht.

Musil entfaltet das Thema “Spaltung” vor uns wie einen Fächer. Mit Bonadea und Gerda teilt Diotima das Gespaltensein zwischen Körper und Seele, während ihre ehelichen Verhältnisse denen Walters und Clarisses seltsam gleichen. Auch Diotima und Tuzzi sind ein gegensätzliches Paar; auch sie bedürfen dringend der Ergänzung durch den andern; aber auch sie vermögen es nicht, sich wahrhaft zu verbinden. Diotima ist von einer statuenhaften Fülle, über der ein dünner Pudergeschmack liegt. Ihre Hand ist “fett und gewichtlos” (S. 95). Tuzzi hingegen ist ein knapp mittelgroßer Mann von gedörtem Aussehen, der den stark persönlichen Geruch “von trockenen Holzschachteln oder ein Gemisch der Wirkungen von Sonne, See, Exotik, Hartleibigkeit und den diskreten Spuren des Raseurs” (S. 423) besitzt. Diotimas Erscheinung entspricht ihrem farb- und konsistenzlosen Idealismus; Tuzzi aber ist in seinem Äußeren der trockene, sachliche Realist, “ein Nützlichkeits- und Verstandesmensch” (S. 107), der “von schönggeistigen Büchern außer Memoirenwerken nur die Bibel, Homer und Rosegger” (S. 214) liest und die Bestrebungen seiner Gattin bis zu den Umtrieben der Parallelaktion “nie für wichtiger als für Schneiderfragen” (S. 207) angesehen hat. Die Tatsache nun, daß er auf seine Gattin angewiesen ist, um die für ihn beruflich wichtigen Auskünfte über die Parallelaktion zu erhalten, bedeutet eine schmerzliche Einbuße seines männlichen Selbstbewußtseins. Diotima wiederum, deren Empfindsamkeit durch die Ergebnislosigkeit ihrer hochgespannten idealistischen Tätigkeit immer reizbarer wird, fühlt sich von Tuzzi, der als praktisch veranlagter Mann die Tagesgeschäfte fein säuberlich von seinen kurz angebundenen ehelichen Liebesanfällen trennt, immer stärker mißbraucht. Steht der schweigsame Politiker Tuzzi in kluger Selbstbeschränkung seit jeher auf dem festen Boden der Wirklichkeit, so wird Diotima idealistisch maßlos überforderter Körper in einem gewaltigen sinnlichen Aufruhr eine furchtbare Rache an ihr selbst nehmen. Je steiler emporgerichtet ihr hochfliegender Geist ist,

desto tiefer wird sie in die lasterhaften Untergründe der Wirklichkeit einsinken: in unwürdiger Männerverkleidung und in tierischer Selbsterniedrigung wird sie sich ausgerechnet Ulrich hingeben, dessen Lebenswandel sie immer getadelt hat. Allerdings ist diese heftige Reaktion nur verständlich, wenn man die zermürbende Wirkung der Beziehungen, die sie zu dem Großindustriellen und "Großschriftsteller" (S. 438) Arnheim unterhält, in Betracht zieht.

Dr. Paul Arnheim ist ein von der goldenen Aura des Reichtums und des literarischen Ruhms umgebener Mann. Seine Teilnahme an der Parallelaktion bedeutet für Diotima, die Tochter eines bescheidenen Mittelschullehrers, eine unerwartete Auszeichnung. Wie sie nun erfährt, daß dieser kultivierte Nabob ähnliche Ziele wie sie verfolge und in seinen Büchern "nichts Geringeres als gerade die Vereinigung von Seele und Wirtschaft oder von Idee und Macht" (S. 111) fordere, wie sie weiter hört, daß auch er ein Gegner der Ratio, des wissenschaftlichen Materialismus und der Zivilisation sei und der Frau die hohe Aufgabe zuschreibe, den Mann von seinen niedrigen Eigenschaften des Rechnens zu erlösen, ist sie ganz berauscht von dem Gefühl neuer gehobener Wichtigkeit, und es geschieht das Wunder, daß diese beiden gleichgesinnten Menschen, die noch nie geliebt haben, sich ineinander verlieben. "Aus der senkrechten Bügelfalte empor, schien Arnheims Leib in der Gotteinsamkeit der Bergriesen dazustehn; durch die Welle des Tals mit ihm vereint, stand auf der andern Seite einsamkeitsüberglänzt Diotima, in ihrem Kleid der damaligen Mode, das an den Oberarmen kleine Puffen bildete, über dem Magen den Busen in eine kunstvoll gefaltete Weite auflöste und unter der Kniekehle sich wieder an die Wade legte" (S. 190). Der ironische Ton dieses Zitates ist nur verständlich, wenn man beachtet, daß Musil, der keine Lebensmacht so sehr wie die Liebe verehrt, schon jetzt ein Liebesverhältnis lächerlich macht, das er durch den Verlauf der Handlung vollends absurd werden läßt. Arnheim, der so elegant und leichtfertig Geschäft und Liebe, Geld und Philosophie, Wissenschaft und Literatur im Gespräch zusammenfügt, ist nicht einmal fähig, seine Liebe zu Diotima zu realisieren und sich mit dieser schönen Frau, in der "der wunderbare Traum einer Liebe, wo Seele und Leib ganz eins sind, erstrahlte" (S. 188), zu verbinden. Er gibt vor, weltweiter Planungen fähig zu sein, "Ideen in Machtsphären zu tragen" (S. 112), versagt aber auf dem Gebiet des Allerpersönlichsten. Um Diotima und sich diese schmachvolle Niederlage nicht eingestehen zu müssen, erhöht er ihre Liebesbeziehung fern aller wirklichen Forderungen ins Ideale. " 'Es wird vielleicht eine Zeit kommen', ergänzte Arnheim, 'und es sind viele Anzeichen vorhanden, daß sie schon nahe ist, wo die Seelen sich ohne Vermittlung der Sinne erblicken werden. Die Seelen vereinen sich, wenn die Lippen sich trennen!'" (S. 516). Ohne den schöngeistigen Schwindel zu merken, stimmt die geistig stets regsame Diotima so lange mühelos in diesen Gesprächston mit ein, bis die künstliche Trennung zwischen Körper und Seele zu weit vorangetrieben worden ist. "Sie verteilte sich in kleinen Tröpfchen feinsten Liebe an alle Dinge die es verdienten, schlug sich als Hauch in eisiger Entfernung von sich selbst an diesen nieder, und für sie selbst blieb eigentlich nur die leere Flasche des Körpers zurück, die zum Hausstand

des Sektionschefs Tuzzi gehörte" (S. 340). Es ist nicht erstaunlich, daß ihre elementare Natur gegen diese Überbeanspruchung ihrer seelischen Spannkraften gewaltsam revoltiert. Dabei hätte Diotima schon längst merken müssen, daß Arnheim sich in lauter Widersprüchen bewegt und daß dieser Preuße, der die politische Taktlosigkeit besitzt, an einer österreichisch-vaterländischen Kundgebung teilzunehmen, ein Betrüger ist. Er, der aus dem Geld auf jegliche Weise Nutzen zieht, gibt vor, es zu verachten, und er, der als Kenner der Naturwissenschaften gilt, verurteilt die rationale Denkweise. Das Ausmaß seiner Skrupellosigkeit konnte sie allerdings nicht ahnen: dieser Sohn eines Kanonen- und Panzerplattenfabrikanten schwärmt zwar in kulturphilosophischen Reden von dem alten Barockzauber Österreichs, bewirbt sich aber in Wirklichkeit um den Besitz der galizischen Ölfelder und mißbraucht Diotimas Gastfreundschaft als Tarnung zu geschäftlichen Transaktionen. Diese, und nicht die Liebe zu der Gattin des Sektionschefs, halten ihn lange in Wien zurück. Auch Arnheim täuscht also die Einheit zwischen Seele und Geist ähnlich wie Diotima bloß vor; er aber lügt nicht nur aus Selbstverblendung, sondern bewußt und zielgerichtet.

Das Thema der Lüge spielt bei Musil im Zusammenhang mit dem Thema des Selbstverlustes eine große Rolle; denn der Mensch, der lügt, ist innerlich gespalten. Seine Rede und die Wirklichkeit stimmen nicht mehr überein. Sachlich Zusammengehöriges wird getrennt, und Auseinanderliegendes wird durch eine künstliche, wirklichkeitsfremde Konstruktion zusammengefügt. Gerade an dieser Form der Lüge, die versucht, eine Scheinordnung als Ersatz für eine tatsächliche Einheit zu errichten, weist Musil immer wieder neu den inneren Zerfall seiner Zeit auf. Die krampfhaften Bemühungen der Menschen, Unstimmigkeiten zu verdecken, werden zum eigentlichen Krankheitssymptom der Zeit. Das sprachliche Mittel der Lüge ist für Musil nicht vor allem die falsche Aussage, sondern das anspruchsvolle und ungenau gewählte Wort, dessen Realitätsgehalt zwar gering ist, das aber gerade durch sein weites Bedeutungsfeld Gegensätzliches in sich zu vereinen vermag und durch seinen verwischten Sinn die Phantasie des Menschen anregt. Walter, Diotima, Arnheim und Graf Leinsdorf, sie alle, die sich in der Lebenslüge einer künstlichen Harmonie zu halten versuchen, sind die Meister solcher floskelhaft verwendeten, irrealen Wörter.

Graf Leinsdorf umschreibt die Programmpunkte der Parallelaktion mit folgenden Begriffen: "Friedenskaiser", "europäischer Markstein", "wahres Österreich" und "Besitz und Bildung" (S. 90), und Diotima hält in der ersten großen Sitzung folgenden Vortrag: "Die Parallelaktion müsse in einem großen Zeichen gipfeln. Das heiße, sie könne nicht jedes weithin sichtbare Ziel haben, und wenn es noch so patriotisch wäre. Sondern dieses Ziel müsse das Herz der Welt ergreifen. Es dürfe nicht nur praktisch, es müsse eine Dichtung sein. Es müsse ein Markstein sein. Es müsse ein Spiegel sein, in den die Welt blicke und erröte. Nicht nur erröte, sondern wie im Märchen ihr wahres Antlitz erschaut habe und nicht mehr vergessen könne. Seine Erlaucht habe dafür die Anregung 'Friedenskaiser' gegeben" (S. 183). Die satirische Absicht Musils ist deutlich. Die bloß rhetorisch gebrauchten

Bilder wie "Zeichen", "Herz", "Dichtung", "Markstein", "Spiegel", "Märchen" und "Friedenskaiser" sollen den Menschen von einer Wirklichkeit, die ihm nicht mehr genügt, wegführen. Sie enthalten aber genau so wenig, wie wenn Diotima von der "ungebrochenen Frau" spricht, "die den Intellekt mit Seinskräften zu umschlingen vermöge" (S. 103), einen eigentlichen Wirklichkeitsanspruch oder gar einen Anspruch auf eine neue Wirklichkeit. Darin liegt ihre Unehrllichkeit und der Selbstbetrug. Ihre prätenziöse Unbestimmtheit erregt nur das Gefühl und gaukelt das Trugbild eines zu verwirklichenden einheitlichen Lebens vor. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die ganze vaterländische Aktion in nutzloser Wortermacherei stecken bleibt. Diese gleichnishaften Ausdrücke haben, wie die hochtrabenden Wörter "das Gute", "das Große", "das Geistige" (S. 96) und Graf Leinsdorfs Lieblingsadjektiv "wahr", eine "erhebende und vergrößernde Kraft" (S. 142). In ihrer scheinbar idealen Geistesprägung, die den Dingen einen noch tieferen, nicht greifbaren Sinn zulegt, bieten sie ebenso wie Arnheims beliebte Wendung vom "Geheimnis des Ganzen" (S. 199) eine bequeme Möglichkeit, den Forderungen der Wirklichkeit auszuweichen, und rufen dennoch den Eindruck hervor, sie gäben neue Anregungen zu einem vollkommeneren Leben.

Noch mystifizierender drücken sich die christlich-germanischen Jugendlichen um Hans Sepp aus, wenn sie ihrem jüdischen Gastgeber, Bankdirektor Fischel, vorwerfen, ein Jude habe noch nie die Fähigkeit besessen, ein "großes Menschheits-symbol" (S. 212) aufzustellen. Dieser als Schlagwort wiederkehrende Begriff "Symbol" (S. 570) nimmt nur insofern eine festere Bedeutung an, als er eine der nüchternen und direkten Handlungsweise Fischels entgegengesetzte Lebenshaltung bezeichnet und von den jungen Leuten als antisemitische Kampfwaffe gebraucht wird. Sie geben sich großartig, diese fanatischen Germanen, und vermögen es dennoch nicht, die Kluft zwischen Gesinnung und Benehmen, Gedanken und Erfahrung, Doktrin und Wirklichkeit mit ihren Programmwörtern "Germanentum" und "gotisches Ich" (S. 570) zu überbrücken. Wie wir gesehen haben, verurteilen sie zwar die auf Besitz ausgerichtete Lebenshaltung des Bankdirektors, zehren aber gleichzeitig von seinem Wohlstand. Ebenso widerspruchsvoll benimmt sich Hans Sepp, wenn er die Emanzipation des Kindes predigt, ohne je unterdrückt worden zu sein, oder wenn er das "un- und halbkörperliche Ineinanderverschlungensein" als erstrebenswerte Lebensform preist, "der rasend wachsenden Anziehungskraft zusammengeschmiegter Körper" (S. 573/574) hingegen nicht standhält.

Musil wandelt das Thema "Spaltung" — man ist erstaunt über die Konsequenz der Ausführung — noch auf andere Weise ab. Arnheim distanziert sich von Diotima nicht nur, weil eine echte Liebe das ganze Wesen des liebenden Menschen umfaßt und ein gespaltenen Mensch zu einer solchen totalen Hingabe aus der Einheit eines Strebens heraus gar nicht fähig ist, sondern weil er von einer ungeheuren "Machtleidenschaft" (S. 580) besessen ist und daher eine so tief greifende Umgestaltung seines Lebens gar nicht will. Arnheims eigentliches Lebenselement ist der Erfolg. Da Erfolg aber soviel wie offizielle Anerkennung bedeutet, muß er sich der

herrschenden Gesellschaftsschicht unterwerfen, auf autonom-individuelle Urteile und Erlebnisse verzichten und sich chamäleonartig nach den Bedürfnissen der Zeit richten. Die Verbindung mit der Gattin des Diplomaten Tuzzi würde einen gesellschaftlichen Skandal hervorrufen und Arnheims öffentliches Ansehen schmälern. Zudem würde die neue Liebeserfahrung Arnheim dermaßen in Anspruch nehmen, daß er zu Gunsten der Intensität des Gefühls den Überblick über seine weitverzweigten Geschäftsverbindungen verlöre und wiederum einen Verlust an Popularität in Kauf nehmen müßte.

Arnheim ist in mancher Hinsicht die Gegenfigur zu Ulrich. Unter Ulrichs kritischen Blicken zerfällt die Welt in lauter Widersprüche, während Arnheim in seinem maßlosen Selbstbewußtsein die Wirklichkeit, die ihm zu Ruhm verhilft, konsolidiert und harmonisiert. Es gehört zur Eitelkeit Arnheims, daß er die Dinge, die ihn betreffen, stets aufwertet und verschönert, um sein Selbstgefühl zu steigern. In einem Augenblick hybrider Selbstüberschätzung fühlt er sich sogar als Werkzeug Gottes zu Höherem berufen und nennt sich den "Arm, der von einem im Unsichtbaren schlagenden Herzen bewegt werden muß" (S. 400). Ulrich will sich von einer Wirklichkeit, deren Fehlerhaftigkeit er kennt, freihalten, während Arnheim sich an diese gleiche Wirklichkeit so sehr klammert, daß er es nicht wagt, sich der Liebe zu der schönen Diotima hinzugeben. "Ein seiner Verantwortung bewußter Mann", sagte sich Arnheim überzeugt, "darf schließlich auch, wenn er Seele schenkt, nur die Zinsen zum Opfer bringen und niemals das Kapital" (S. 524). Ulrich leistet seiner Zeit Widerstand; er ist "ein Besessener, der kein Besitzender sein will" (S. 560), weil er sich nach eigener Einsicht und nach eigenem Willen zu verwirklichen strebt. Er ist, wie Arnheim in einem Augenblick aufrichtiger Besinnung selbst erkennt, der Mann, "der nicht nur die Zinsen, sondern das ganze Kapital seiner Seele zum Opfer bringen würde" (S. 553). Im Gegensatz zu Ulrich ist Arnheim nicht bloß ein Besitzender, der "Geist, Politik und Gesellschaft" (S. 554) für seine Geschäfte nutzbar zu machen sucht, er läßt es auch zu, daß die Umwelt von ihm Besitz ergreift, indem er sich von außen her, von den herrschenden Mode- und Zeitströmungen formen läßt. Nur diese rezeptive Haltung ermöglicht es ihm, stets auf der "Höhe seiner Zeit" zu sein und als ihr Exponent zu gelten. Vertritt Ulrich in reiner Form den Eigenschaftslosen, der sich noch nicht gewählt hat, so ist Arnheim der Prototyp des Menschen, der die uneigentlichen Eigenschaften seiner Umgebung in sich aufnimmt.

"Man muß mit seiner Zeit gehen" (S. 410) ist daher ein Leitspruch seines Lebens. Schon in seiner Jugend hat er urteilslos die verschiedensten Zeitströmungen in sich aufgenommen: er kleidete sich wie ein Dandy, spielte aber dennoch Tennis und besuchte Arbeiterversammlungen. Diese hinderten ihn wiederum nicht daran, "andern Tags rücksichtslos zu Pferd durch ein Arbeiterdorf zu sprengen" (S. 395). Unbesorgt löst er sich jederzeit von der Vergangenheit und seinen früher vertretenen Ansichten los, wenn sie als unzeitgemäß und daher seinem Beruf schädlich erscheinen, und er verspürt bei diesem widersinnigen Leben kein Unbehagen, sondern "Elastizität, Verwandlungsfähigkeit und Unternehmungslust"

(S. 415). Die Übereinstimmung seines Ich mit seiner Zeit versucht er auch als Vulgarisator des zeitgenössischen Wissens zu erreichen. Dank seiner Ausbreitungs- und Aufnahmefähigkeit erspart er den Zeitgenossen die eigenen Anstrengungen um die unermeßlichen, kaum mehr zu beherrschenden Wissensgebiete. Eine ähnlich verbindliche, aber — ohne es zu wissen — ebenso unwesentliche Rolle spielt er im Geschäft seines Vaters: die nüchternen, auf Gewinn bedachten Geschäftsabläufe muß er nach außen hin mit seinen schönggeistigen Reden aufpolieren, damit der Kontakt zwischen der Wirtschaft und den anderen Bereichen des Lebens hergestellt werde. Arnheim bestreicht mit seiner Tätigkeit und seinen Gedanken ein weites Feld. Er verkehrt in Fürstenhäusern und mit dem Großkapitalismus; er ist ein bewunderter Zitator und ein journalistisches Ereignis erster Ordnung; kurz jedermann gereicht es zur Ehre, ihn zu kennen.

Trotz geistiger Brillanz, geschäftlichem Erfolg und der Publizität seines Namens ist Arnheim aber als Opportunist zutiefst gefährdet. Da die Zeit mit all ihren geistigen Bewegungen und Gegenbewegungen sich einem Menschen niemals als eine überschaubare Einheit darbietet, und da die Jahre vor dem ersten Weltkrieg besonders unruhig, gärend und widersprüchlich waren, zersplittert sich Arnheim bei dem Versuch, diese sich kreuzenden Geistesströmungen in sich aufzunehmen. "Ehe er sich dessen versieht, ist der Großschriftsteller kein Wesen mehr für sich allein, sondern eine Symbiose, das Ergebnis nationaler Arbeitsgemeinschaft im zartesten Sinn" (S. 414). Wie stark die Entpersönlichung Arnheims schon vorgeschritten ist, zeigt eine Erfahrung Tuzzis. Der Sektionschef, durch die unfassbare Wirkung seines Rivalen auf seine Gattin und die übrigen Teilnehmer der Parallelaktion leicht beunruhigt, forsch in den Aktenarchiven seines Ministeriums nach zuverlässigen Angaben über diesen Mann, der so viel Aufsehen erregt. Doch welche Überraschung! Der Name "Arnheim", der in aller Leute Munde ist, fehlt in der Kartothek, obwohl in ihr jede bedeutende öffentliche Äußerung, jeder Zwischenruf eines Abgeordneten und jeder politische Zeitungsartikel verzeichnet sind. "Aber das sind greifbare, sozusagen verantwortliche Äußerungen, die in Zusammenhang mit festen Verhältnissen, Mächten und Begriffen stehn" (S. 216). Arnheim ist in einer Welt, in der auf Grund sachlicher Gegebenheiten Beschlüsse gefaßt werden, schlicht inexistent. Seinen Tagesruhm bezahlt er mit einem hohen Preis, nämlich dem der Eigenständigkeit und der echten schöpferischen Produktivität. Durch die Verbindung mit seiner Zeit hat er den wesentlichsten Teil seines Wesens von sich losgetrennt: sein Ich, das er gerade in dem eng-privaten Bereich der Liebe zu Diotima vollgültig hätte verwirklichen können. Wieder ist an die Stelle einer echten Einheitlichkeit der Person eine künstlich konstruierte Einheit getreten, die bei näherer Betrachtung zum Ausdruck tiefster Zerrissenheit wird.

Arnheim bildet in der Komposition des Romans das Bindeglied zwischen den Einzelfiguren und der anonymen Schar der jungen Leute, die von dem stolzen Gefühl berauscht sind, in einer "neuen Zeit" (S. 469) zu leben. "Die Überzeugung, daß sie die Aufgabe hätten, Ordnung in die Welt zu tragen, lebte in der sonderbarsten Weise in diesen Menschen" (S. 469). Als großer Kompilator ist Arnheim für

sie der Inbegriff des modernen, vielseitigen Menschen; diese jungen Revolutionäre des Geistes wiederum verkörpern für den gebildeten Großkapitalisten die Avantgarde künftigen Zeitgefühls. Der Kontakt mit ihnen erlaubt ihm — wie er meint —, seine öffentliche Geltung zu bewahren. In den Sitzungen der Parallellaktion versammeln sich die jungen Leute dauernd um Arnheim. Das Gruppenbild, der unaufhörliche Wechsel von Menschen, die sich von ihm abtrennen, und andern, die sich wieder zu ihm gesellen, wird zum Symbol der Unbeständigkeit und Verworfenheit ihres Ideenaustausches. Sie streben nämlich nicht nach einer sachlichen Neuordnung der Verhältnisse, sondern debattieren mit verwaschenen Begriffen, weil sie spüren, "daß gerade die andere, ungenannte, oder um sie zu nennen, die dumme, niemals gerade und richtige Hälfte dieses Halbklugseins eine unerschöpfliche Erneuerungskraft und Fruchtbarkeit besaß" (S. 469). Die zum Extrem ausartenden Zeitprogramme dieser Kulturphilosophen wuchern üppig. In vergrößertem Maßstab bestehen ihre Gespräche ebenso sehr aus unvereinbaren Gegensätzen wie das Wesen Arnheims. "Was sie für famose Worte hatten! Das intellektuelle Temperament forderten sie. Den rapiden Denkstil, der der Welt an die Brust springt. Das zugespitzte Hirn des kosmischen Menschen ... Die Neugestaltung auf Grund eines amerikanischen Weltplans, durch das Medium der mechanisierten Kraft. Den Lyrismus, verbunden mit dem eindringlichsten Dramatismus des Lebens. Den Technismus; einen Geist, der des Zeitalters der Maschine würdig ist ... Den Akzelerismus forderten sie, das ist die maximale Steigerung der Erlebnisgeschwindigkeit auf Grund sportlicher Biomechanik und zirkusspringender Präzision! Die photogenische Erneuerung durch den Film ..." (S. 411). Diese gewaltigen Erneuerer zerstören absichtlich den natürlichen und logischen Zusammenhang der Dinge. Gedankenlos setzen sie Wörter aus verschiedenen Begriffssphären in tollkühnen Verkoppelungen nebeneinander. Großartige Bezüge zwischen Kosmos und Mensch sollen über die mangelnde Sorgfalt im Einzelnen und Kleinen hinwegtäuschen. Das Verlangen nach Beherrschung großer Distanzen drückt ein ähnlich jungendliches und übermütiges Lebensgefühl aus. Die Begriffe entleeren sich zu bloßen Schlagwörtern. Dieses freie Jonglieren mit Begriffen und Dingen ist nur möglich, weil die persönlichen Bindungen durch kollektive, also nicht verpflichtende Urteile ersetzt worden sind. Wohl ist noch die Forderung der "Synthese" (S. 411) da, aber sie hat nicht mehr einen streng philosophischen Sinn, sondern dient als bequemes Sammelbecken für die entgegengesetztesten Ansichten. General Stumm, der als militärischer Kopf tapfer bestrebt ist, "Ordnung in den Zivilgeist zu bringen" (S. 379), stellt resigniert fest: "Dem gegenwärtigen Zeitalter sind eine Anzahl großer Ideen geschenkt worden und zu jeder Idee durch eine besondere Güte des Schicksals gleich auch ihre Gegenidee, so daß Individualismus und Kollektivismus, Nationalismus und Internationalismus, Sozialismus und Kapitalismus, Imperialismus und Pazifismus, Rationalismus und Aberglaube gleich gut darin zu Hause sind" (S. 382). Die leidenschaftlichen Kampfreden dieser jungen Leute, ihre Neigung zur schockierenden Formulierung und zur heftigen Gebärde, erinnern uns an die geistig bewegte Entstehungszeit des Expressionismus,

an all die neu gegründeten Künstlergruppen und Zeitschriften, an die futuristischen Manifeste Marinettis, an den "Sturm" Hermann Waldens, an die "Aktion" Franz Pfemferts und andere mehr. Gleich diesen flammenden Aufrufen, erbitterten Protesten und revolutionären Kunstauffassungen ist auch den sich widersprechenden Standpunkten der jungen Leute nur eines gemeinsam: die Erhebung einer ganzen Generation gegen das geistige Erbe ihrer Väter. Musil sieht in diesem totalen Bruch mit der Tradition weniger eine fruchtbare Möglichkeit zu Neuschöpfungen als eine Auflösungserscheinung und ein Zerstörungswerk: "Als die Sonne des alten europäischen Idealismus zu verlöschen begann und der weiße Geist sich verdunkelte, wurden viele Fackeln von Hand zu Hand gereicht — Ideenfackeln; weiß Gott, wo sie gestohlen oder erfunden worden waren! — und bildeten da und dort den auf und nieder tanzenden Feuersee einer kleinen Geistesgemeinschaft" (S. 495). An anderer Stelle fällt sein Urteil noch negativer aus: "In diesem Wechsel der Erscheinungen Halt finden zu wollen, ist so schwer wie einen Nagel in einen Brunnenstrahl zu schlagen" (S. 465). Die jungen Leute machen aus der Ablehnung gegen die überlieferte Wirklichkeit ein System und merken nicht, daß aus bloßem Gegensatz heraus noch kein neuer Inhalt gewonnen werden kann. Musil gibt uns diese Ideenbruchstücke in stilisierter Form wieder, indem er sie durch Konzentrierung und gegenseitige Konfrontierung polemisch zuspitzt. Dadurch erscheinen sie besonders aggressiv, wirr und grotesk.

Zusammenfassend sehen wir, daß uns vom Standpunkt der künstlerischen Gestaltung aus das Thema "Spaltung" in zwei Formen dargelegt wird: die Hauptfiguren des Romans verkörpern als unechte Liebespaare auf individuelle Weise die Halbheit ihrer Existenz, und die Zeit, repräsentiert durch Arnheim, Hans Sepp und die jungen Leute, wirkt durch die Zusammenhanglosigkeit ihrer Weltanschauungen als auseinanderfallendes Konglomerat.

Vom ideellen Standpunkt her betrachtet ergibt sich ebenfalls, trotz der vielseitigen Beziehungen unter den Personen, eine überraschend einfache Grundsituation, die allerdings reiche Variationsmöglichkeiten bietet. Alle Figuren bewegen sich in dem Spannungsfeld zwischen zwei Polen, die man "Positivismus" und "Idealismus" nennen könnte; ihre Beschaffenheit erhalten sie durch den Grad der Annäherung an den einen Pol oder durch die Art, wie sich ihr Wesen aufteilt und den beiden Polen zustrebt.

Den gesunden Realisten Tuzzi, der als Diplomat die Aufgabe hat, die Wirklichkeit zu konservieren, haben wir schon kennen gelernt. General Sturm von Bordwehr steht dem Politiker als Vertreter des Militärs, also der handfesten Kampftechnik, ebenbürtig zur Seite. In der ersten großen Sitzung macht er kurzerhand den Vorschlag, sich dem Ausbau der Marine und der Artillerie zu widmen. "Si vis pacem para bellum! Die Kraft, die man im Frieden entfalte, halte den Krieg fern oder kürze ihn zumindest ab" (S. 185). Wie groß der Wirklichkeitsgehalt dieses schlichten Antrages im Gegensatz zu den schöngeistigen Reden anderer Teilnehmer der Parallelaktion ist, zeigt sich in dem merkwürdigen Umstand, daß diese Kundgebung die einzige ist, der in steigendem Maß Aufmerksamkeit geschenkt

wird, und die letzte, die in einer viel später folgenden Sitzung noch ernsthaft diskutiert wird.

Clarisse und Diotima hingegen werden als extreme Gegensätze zu Tuzzi und Stumm gekennzeichnet. Clarisse, die von Nietzsche fasziniert ist, möchte, daß die Gedanken dieses kühnen Kopfes kurzerhand alle verwirklicht würden, und schlägt daher Graf Leinsdorf in einem Brief unerschrocken ein "österreichisches Nietzschejahr" (S. 233) als Ziel für die Parallelaktion vor, und Diotima wird, ohne an außenpolitische Verwicklungen zu denken, von nichts Geringerem als von der Idee eines "Weltösterreich" (S. 179) beseelt.

Fischel, Leinsdorf und Arnheim sind nur so lange Realisten, als es unmittelbar um ihren persönlichen Nutzen in Beruf, Erwerb oder öffentlichem Erfolg geht. Fischel beschäftigt sich einerseits als tüchtiger Bankprokurist sachlich mit Lombarden und Effekten, räumt sich aber andererseits am Abend nach der Arbeit zehn Minuten für seine philosophischen Neigungen ein und hält noch immer an den veralteten "Grundsätzen des Liberalismus, den großen Richtbildern der Freigeistigkeit, der Menschenwürde und des Freihandels" (S. 210) fest, die im 19. Jahrhundert Geltung hatten. Graf Leinsdorf zeigt sich in praktischen Dingen modern, fachkundig und aufgeschlossen. "Denn er konnte sich nicht vorstellen, wie zum Beispiel eine Fabrik, eine Börsenbewegung in Getreide oder eine Zuckerkampagne nach religiösen Grundsätzen zu leiten wäre" (S. 101). In politischen Fragen aber ist er ein lebenswürdiger Phantast und Naivling mit falschen Vorstellungen, die aus dem alten feudal-katholischen Österreich herrühren. "Er war vom 'Volk' überzeugt, daß es 'gut' sei; da nicht nur seine vielen Beamten, Angestellten und Diener von ihm abhingen, sondern in ihrem wirtschaftlichen Bestehen zahllose Menschen, hatte er es nie anders kennengelernt, ausgenommen die Sonnen- und Feierabende, wo es als freundlich buntes Gewimmel aus den Kulissen quillt wie ein Opernchor" (S. 91).

Positivisten, Idealisten und gemischte Figuren, sie alle sind Gestalten, deren Leben einem Mann ohne Eigenschaften, der die hohe Forderung der Selbstverwirklichung erhebt, nicht genügen können. Die Positivisten werden auf die schon bestehende Wirklichkeit zurückgeworfen, und die Ideen der Idealisten sind, je schärfer sie sich von der Wirklichkeit abtrennen, umso übertriebener, abgetaner oder verlogener; kurz, sie sind der Wirklichkeit keineswegs angemessen. Wo liegt der grundsätzliche Fehler? Auch Ulrich ist in diesen Gegensatz eingespannt: als eigenschaftsloser Mensch verfällt er dem Positivismus und als Moralist verwandelt er sich in einen Idealisten. Sein Vorteil aber ist es, daß diese beiden Hälften in seinem Wesen säuberlich geschieden sind und daß er um diese Trennung weiß, während die Menschen, die ihn umgeben, ihr Ungenügen gar nicht erfassen.

Die Folgen sind schwerwiegend: diese Menschen meinen zwar ihr Leben selbsttätig zu formen, sind aber, da sie gespalten sind, zu einem selbstbewußten, aus der Einheit ihres Wesens wachsenden Handeln gar nicht fähig und werden zu Opfern des führunglosen Teils ihres Wesens. Sie sind lauter Eigenschaftslose, die sich ihre Eigenschaftslosigkeit nicht eingestehen. Die Erkenntnis, daß die Nebenumstände

den Vorrang über das Ich des Menschen gewinnen und daß die Sachzusammenhänge die Übernacht über den selbständigen Willen des Menschen haben, bringt Musil durch den Verlauf der Handlung immer wieder neu zur Darstellung. Er hat sie auch in formelhafter sprachlicher Verkürzung in den Ausdruck "*Seinesgleichen geschieht*" gekleidet. Diese zwei Worte fallen durch ihre Stelle im Roman schwer ins Gewicht: sie bilden die Überschrift des großen zweiten Teiles des ersten Buches, und sie kehren in der Überschrift des 83. Kapitels wieder. In ihnen drückt Musil die Gefahr aus, die sich für den Menschen aus seiner Eigenschaftslosigkeit ergibt.

In dem privat-persönlichen Bereich des Erlebens haben wir am Beispiel von Bonadea, Diotima und Gerda gesehen, wie das Ich des Menschen im erotischen Rausch zum Spielball des Körpers wird. Clarisse, die sich den Liebeswerbungen ihres Mannes so hartnäckig widersetzt, wird in einer mächtigen Gegenreaktion, in der die vernachlässigte Hälfte ihres Wesens eine grausame Rache an ihr nimmt, von einer sinnlichen Erregbarkeit gepackt werden, die sich bis zum Wahnsinn steigert. Wie stark der Mensch an nicht von ihm erkannte Lebensfaktoren ausgeliefert sein kann, zeigt Musil auch in einem weiteren zeitgeschichtlichen Rahmen. Klementine hatte seinerzeit Leo Fischel aus der romantischen Begeisterung eines Mädchens heraus geheiratet, dem als Tochter einer kärglich lebenden altösterreichischen Beamtenfamilie "das Bankwesen als ein freigeistiger, zeitgemäßer Beruf erschienen war" (S. 209). Seither haben sich die Zeiten geändert; der Nationalismus und der Antisemitismus sind emporgekommen, und die ehelichen Beziehungen haben sich verschlechtert. Das Ehepaar Fischel lebt aber immer noch in der Selbsttäuschung, ihre gegenseitige Abneigung liege in den Charakterzügen des Partners begründet. In welchem Ausmaß ihr intimes Zusammenleben von außer ihnen liegenden Umständen bestimmt wird, erfassen sie nicht. "Das Schicksal dieser beiden Ehegatten hing zum größeren Teil von einer trüben, zähen, ungeordneten Schichtung von Gedanken ab, die gar nicht ihrer, sondern der öffentlichen Meinung angehörten und sich mit dieser verändert hatten, ohne daß sie sich davor bewahren konnten. Neben dieser Abhängigkeit war die persönliche von einander nur ein winziger Teil, ein irrsinnig überschätzter Rückstand" (S. 213). Noch deutlicher führt uns Musil in gleichsam umgekehrt hypothetischer Richtung die Bedingtheit des menschlichen Lebens anhand der gleichen Figuren vor Augen. "Wäre Gerda einige Jahre später geboren worden, so wäre ihr Papa einer der reichsten Männer der Stadt gewesen, wenn auch gerade dann kein besonders gut angesehener, und ihre Mutter würde ihn wieder bewundert haben, ehe Gerda in die Lage hätte kommen können, die Streitigkeiten zwischen ihren Erzeugern als Zwiespalt in sich selbst zu empfinden. Sie würde sich dann wahrscheinlich mit Stolz als ein Rassenmischwesen gefühlt haben" (S. 320).

Am unheilvollsten wirkt sich die Macht der Nebenumstände im Treiben der Parallelaktion aus, weil sie als politische Bewegung die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich zieht und weil daher ihre Beschlüsse automatisch von großer Tragweite sind. An sich belanglose Zufälle bestimmen, ohne daß sich die Initiatoren

des Unternehmens darüber Rechenschaft geben, den Gang der Ereignisse. Nirgends steigt aus der Mitte der Versammlung ein beherrschender Gedanke auf. Verzagte Ratlosigkeit breitet sich in allen Sitzungen unter den Vertretern der verschiedenen Berufsgruppen und des Adels aus. Dafür erfolgen von der Peripherie her Anregungen, die ohne die willentliche Führung irgendeines Menschen in einer Art selbsttätig mechanischem Zusammenschluß die Ereignisse lenken und das Gesicht der Aktion prägen.

Ein Publizist, der über die Parallelation einen Artikel verfassen sollte, befindet sich in Schreibverlegenheit. Da ihm jegliche konkreten Anhaltspunkte fehlen, kommt er schließlich auf den Einfall, er könnte auch etwas erfinden. So kreiert er das aus der Luft gegriffene Schlagwort "österreichisches Jahr" (S. 141) als programmatischen Inhalt der Aktion. Dieser Geistesblitz eines unbekannten Journalisten hat die schwere politische Konsequenz, daß er das Mißtrauen des Auslandes weckt, genau so wie das Auftreten Arnheims die österreichische Diplomatie beunruhigt. Aber auch dieses politische Ereignis läßt sich auf einen Entstehungsgrund zurückführen, der in seiner Lächerlichkeit in keinem Verhältnis zu den faktischen Auswirkungen steht. Diotima hat sich neben ihrem Ehrgeiz, den sie als lerneifrige Mittelschülerin hatte, auch ihre Träume bewahrt. Der Diplomat Tuzzi konnte diese trotz des "Hauches von Exotik" (S. 100), um dessetwillen sie ihn geheiratet hatte, nicht in Wirklichkeit verwandeln. Da belebt die kleine, schwarz-äugige Kammerzofe Rachel wieder die Phantasie ihrer Herrin mit märchenhaften Schilderungen über Arnheim. Angeregt durch diese Klatschgeschichten, umgibt Diotima diesen Mann in sehnüchtig schwelgenden Gedanken mit einem Nimbus von unerreichbarer Vornehmheit, empfängt ihn mit überschwenglicher Freundlichkeit und führt ihn, den Preußen, in ihrer verliebten Verblendung, ohne politische Überlegungen anzustellen, in die österreichisch-patriotische Aktion ein. Dieser weiblich-naive Mißgriff hat zur Folge, daß Arnheim mit der Zeit "ganz von selbst die Rolle des Mittelpunktes" zufällt. "Je mehr diese Zusammenkunft fortschritt, desto deutlicher stellte es sich heraus, daß er ihre eigentliche Sensation war, obgleich er im Grunde nichts dafür tat" (S. 336). Diotima, die mit ihrem politischen Lapsus Unwillen erregt, möchte ihren Fehler wieder gut machen und setzt zu einer großen Rede an. "Arnheim sei ein Europäer, ein in ganz Europa bekannter Geist; und gerade weil er kein Österreicher sei, bewaise man durch seine Teilnahme, daß der Geist als solcher in Österreich eine Heimat habe, und plötzlich stellte sie die Behauptung auf, das wahre Österreich sei die ganze Welt ... Ein Größer-Österreich, ein Weltösterreich, darauf habe sie in diesem glücklichen Augenblick Se. Erlaucht gebracht ..." (S. 179). In seliger Hingerissenheit glaubt Diotima, in einem glücklichen Augenblick der Inspiration der Parallelation eine Idee geschenkt zu haben, und merkt nicht, daß sie bloß mit Begriffen jongliert und sich von ihnen, dem sprachlichen Zwang eines Wortspiels, hat leiten lassen. Noch kläglich schrumpft diese Idee zusammen, wenn man bedenkt, daß sie lediglich aus einem gesunden weiblichen Egoismus entstanden ist, der sich für seine Liebesinteressen wehrt.

Von niemand gewollt und beabsichtigt, gibt auch General Stumm von Bordwehr der Aktion allein schon durch seine Anwesenheit eine militaristisch-aggressive Note. Dazu wird er heimlich von dem geschäftstüchtigen Kanonen- und Panzerplattenfabrikanten Arnheim unterstützt, der nüchterne, sachliche Gründe hat, sich mit einem österreichischen General gut zu stellen. Die große politische Rolle, die der Offizier in steigendem Maße spielt, nimmt sich absurd aus, wenn man sich erinnert, daß er aus einem Mißverständnis an den Versammlungen teilnimmt. Die kleine Kammerzofe Rachel liebt heimlich Ulrich und hat durch das Schlüsselloch beobachtet, daß er mit Stumm besonders befreundet ist. Um ihm einen verborgenen Liebesdienst zu erweisen, hat sie aus der Schublade Diotimas eine Einladung gestohlen und diese selbst an den General adressiert. So ergab es sich, daß zum Erstaunen und Befremden mancher Gäste nun plötzlich der pfiffige und rundliche General in der erlauchten Gesellschaft erscheint.

Das Programmwort "österreichisches Jahr", das Auftreten Arnheims und das Wirken Stumms, das alles sind zu politischen Tatsachen erhobene Zufälle. Ihr volles Gewicht erhalten sie erst durch den geplanten Schluß des Romans und vor dem politischen Hintergrund des Jahres 1914. Wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß Österreich durch eine betont nationale militärische Machtdemonstration gegenüber Serbien – fast ungewollt – in den Krieg gezogen und daß es durch seine Allianz mit der preußischen Monarchie noch vollends in ein gewaltiges Ringen der Mächte verwickelt worden ist. Ein ganzes Volk ist nach der Auffassung Musils blind in eine Katastrophe hineingerannt, weil es sich widerstandslos von den Ereignissen treiben ließ.

In diesem Zusammenhang gewinnen auch die geschichtsphilosophischen Auseinandersetzungen Ulrichs mit Arnheim einen verstärkten Nachdruck. Arnheim, der sich von einer Woge der geschichtlichen Entwicklung hoch über alle Menschen hinausgehoben fühlt, erkennt in dieser Entwicklung einen notwendig begründeten Prozeß, einen ständig sich verwirklichenden Sinn und Fortschritt. Nicht ohne eitle Selbstgefälligkeit behauptet er, daß in der "Weltgeschichte nichts Unvernünftiges geschehe" (S. 179) und daß "große Geschehnisse immer der Ausdruck einer allgemeinen Lage" (S. 179) seien. Dieser Meinung tritt Musil nicht nur implizit durch den Verlauf der Handlung entgegen, er läßt auch Ulrich in seinen Reden gegen sie ankämpfen. "Sie sieht unsicher aus, unsere Geschichte, wenn man sie in der Nähe betrachtet, wie ein nur halb festgetretener Morast" (S. 369), widerspricht er Arnheim. Die hegelianische Vorstellung eines zentralen, unabhängigen Willens, der die Geschichte formt und das Geschick der Menschen leitet, hält er für *die* große gefährliche Selbstverblendung unserer Epoche. Um nicht wehrlos von den uneigentlichen Eigenschaften seiner Zeit erfaßt zu werden, hat er sich eigenschaftslos gewählt. Um aber aus dem Morast der Geschichte hinauszukommen und Eigenschaften zu gewinnen, muß er eine konstruktive Moral schaffen, nach deren Richtlinien der Mensch sich verwirklichen und die Verantwortung für das Geschehen übernehmen kann. Doch wie lassen sich aus dem geistigen Chaos des "Seinesgleichen geschieht" einheitliche Gesichtspunkte ableiten?

3. Ansätze zu einer neuen Moral

Eine Moral ist nur lebenskräftig, wenn sie aus einer geschichtlichen Epoche herauswächst und in ihr enthaltene Elemente aufnimmt. Die Lebensform der Eigenschaftslosigkeit ermöglicht Ulrich eine breite Erfahrungsgrundlage. Sie hat ihn vor einer verführten Einengung und Erstarrung seiner Persönlichkeit bewahrt. Musil drückt Ulrichs Verbundenheit mit seiner Zeit neben direkten Äußerungen auch indirekt durch die Gestaltung des Romanstoffes aus: die in den einzelnen Figuren zu festen Eigenschaften herauskristallisierten Besonderheiten liegen in seinem Wesen als angedeutete, noch nicht realisierte Anlagen nahe beieinander. Die Figuren sind gleichsam Variationen zu Ulrichs charakterlicher Beschaffenheit: er verzweigt sich in ihnen, und sie reflektieren sich in ihm, aber dennoch immer so, daß jede Person eigenständig und wirklichkeitsnah bleibt. Einerseits sind also die Figuren unter sich durch das durchgehende Thema der Spaltung verbunden; andererseits wird aber auch zwischen ihnen und Ulrich eine enge Zusammengehörigkeit geschaffen. Die gleichsam horizontalen Entsprechungen von der einen zur andern Figur gliedern sich auch vertikal durch die Zusammenfassung der auf die verschiedenen Figuren verteilten Eigenschaften in Ulrich, der alle übrigen beherrschenden Hauptfigur. Dieser an Analogien reiche Aufbau gibt dem Werk seine denkerische Straffheit und seine künstlerische Einheit.

Die Berührungspunkte Ulrichs mit den übrigen Romanfiguren sind verschiedener Art. Mit Walter hatte er die Begeisterungsfähigkeit des Jünglings und den Wunschtraum gemeinsam, ein bedeutender Mann zu werden. Gleich ihm sieht er den heutigen Menschen in Auflösung begriffen und gleich ihm – nur seltener – wird er von einem weichen, auf Versöhnlichkeit gestimmten Gefühl ergriffen. In Clarisse findet er seine eigene Hartnäckigkeit im Kampf gegen die gleichmütige Duldsamkeit der Menschen wieder. Auch sie ist unerbittlich in ihrer Forderung nach Selbstverwirklichung und schlägt mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe alle halbfertigen Lösungen aus. Wenn sie mit ungestümer Unbefangenheit als "krönende Idee" der Parallelaktion ein "Ulrichjahr" (S. 360) verlangt, trifft sie unvermutet die geheime Absicht und den schmerzlichen Wunsch Ulrichs, das, womit es ihm geistig ernst ist, in die Tat umzusetzen. Gerda wirft sich mit der gleichen Leidenschaftlichkeit wie Ulrich ins Gespräch und auf neue Wissensgebiete und ist ebenso anfällig für geistige Reizung. Wie Ulrich erkennt sie, daß "vor ihnen die neue Zeit wie eine neue Welt liegt, deren Boden mit den alten Werkzeugen nicht bearbeitet werden kann" (S. 499). Sogar zwischen dem kindischen Hans Sepp und Ulrich besteht eine Affinität. Dessen sublimierte Liebesvorstellung, die sich zur Idee der "Gemeinschaft der vollendet Ichlosen" (S. 568) steigert, sprechen ihn, den Eigenschaftslosen, im Innersten an, obwohl er natürlich die formelhafte Verwendung dieses Programmwortes ablehnt. Dem Moralisten Ulrich verblüffend ähnlich, wenn auch naiv in der Durchführung, ist General Stumms Bemühen, "Ordnung in den Zivilverstand" (S. 379) oder "das Ganze in eine Einheit" (S. 383) zu bringen. Er läßt in ärarischer Schönschrift nach strategischen Gesichtspunkten einen Aufmarsch

und Schlachtplan der in der Luft liegenden Ideen anfertigen, um zu dem gleich betrüblichen Zeiturteil wie der Geschichtsphilosoph Ulrich zu kommen: die ganze geistige Auseinandersetzung sei so wirr und planlos wie das, was man im militärischen Jargon einen "Sauhaufen" (S. 383) nenne. Arnheim und Ulrich sind nur so große Antipoden, weil ihre Zielsetzung so ähnlich ist: beide wollen sie die Totalität des Lebens umfassen und die verschiedensten Zeitströmungen in sich aufnehmen. Arnheims schriftstellerische Produktivität erklärt sich nicht bloß aus seinem Ehrgeiz. Sie entspringt auch dem dunklen Drang, die Widersprüche der Wirklichkeit auszuglätten, aus der "eigentlichsten und heftigsten Leidenschaft des Ordens" (S. 400). Zwischen Ulrich und Diotima herrscht zunächst nur die physische Anziehung zweier schöner, voll ausgebildeter Menschen. Später aber stellt ihm die Frau, die wie er in der Liebe eine tiefere und echtere Dimension der Wirklichkeit erkennt, eine Frage, die ihn heftig berührt und für seine spätere Entwicklung zunehmende Geltung erhält: "Halten Sie es für möglich, daß das, was wir unsere Seele nennen, aus dem Schatten hervortreten könnte, in dem es sich gewöhnlich befindet?" (S. 579). Eine solche Äußerung, wie auch Arnheims Ausspruch, daß der heutige Mensch "ohne Moral, ohne Grundsätze, ja eigentlich ohne Erlebnisse lebe" (S. 581), kommen Ulrichs Überzeugungen sehr nahe. Überhaupt könnten die Sätze verschiedener Figuren, je weiter die Handlung fortschreitet, desto leichter mit denen Ulrichs vertauscht werden. Sogar die dümmliche Bonadea und der konservative Leinsdorf, der den geistigen und politischen Anschluß an seine Zeit verfehlt hat, sprechen zur großen Überraschung Ulrichs plötzlich Wahrheiten aus (K. 58; S. 238. K. 115; S. 593/594. K. 116; S. 611). Solche Einverständnisse erschrecken Ulrich allerdings viel mehr, als daß sie ihn erfreuten, besonders dann, wenn auch die Ansichten von Clarisse mitten in einem Anfall geistiger Verwirrung den seinen "bedenklich ähnlich" (S. 678) werden.

Wie sehr Ulrich der Wirklichkeit verhaftet ist, ersehen wir auch noch aus der beherrschenden Stellung, die er in der Romanhandlung einnimmt und welche über die einer üblichen Hauptfigur, auch die einer Figur mit stark autobiographischen Zügen, hinausgeht. Sämtliche wichtigeren Frauenfiguren, Clarisse, Bonadea, Gerda, Diotima und Rachel, verlieben sich in ihn, und fast sämtliche Männerfiguren suchen ihn immer wieder auf und legen einen großen Wert auf seine Meinung. Diese doppelte Anziehungskraft, die er auf das weibliche und männliche Geschlecht ausübt, besteht in seiner Eigenschaftslosigkeit. Da er an dem Wesen der anderen Menschen teilhat, nimmt er auch Anteil an ihnen und hat Verständnis für sie; und da er als eigenschafts- oder selbstloser Mann nicht aus persönlichen oder gar egoistischen Interessen heraus handelt, ist er dem Leben gegenüber aufgeschlossen, offen in der Diskussion und ehrlich im Urteil. Im Zusammenhang mit diesen Vorzügen der Eigenschaftslosigkeit hat Ulrich die merkwürdige Funktion im Roman, immer wieder zwischen den Figuren zu stehen, und zwar nicht etwa, weil er sich gewaltsam in fremde Verhältnisse eindringen würde, sondern weil die Figuren ihn zwischen sich und andere Menschen einschieben. In der verworrenen Unsicherheit der fluktuierenden Lebensbeziehungen ist er gleichsam ein Anker;

denn sie fühlen instinktiv, daß er eigenständiger, härter und männlicher ist als sie. Je mehr Diotima und Arnheim ihre esoterischen Liebesgefühle ins Unwirkliche steigern, desto unausweichlicher sind sie auf Ulrich als auf ihren einzigen gemeinsamen Halt angewiesen. Durch das Einstreuen von ein paar nüchternen Fakten holt er ihre himmelhohen Gedankenflüge in das gemeine Leben zurück. Um dieses Widerspruchsgeistes willen wird er von ihnen halb bewundert und halb gehaßt. Bezeichnender Weise tauschen die beiden Liebenden ihre Gedanken immer seltener direkt miteinander aus; der Gegenstand ihrer Unterhaltung ist oft ein Gespräch, das der eine der beiden Partner bereits mit Ulrich geführt hat.

Tuzzi braucht Ulrich ebenfalls. Den geschmeidigen Wirtschaftsmagnaten Arnheim bekommt er nicht zu fassen, und seine Gattin mag er nicht ausfragen, da es für ihn als Diplomaten demütigend wäre, vor einer in politischen Dingen unzurechnungsfähigen Frau als Unwissender zu erscheinen. Also holt er sich die Auskünfte über das, was sich in seinem eigenen Hause abspielt, bei dem mißtrauisch und daher zuverlässig wirkenden Ulrich. Eine ähnlich vermittelnde Rolle fällt Ulrich zwischen der Parallelaktion und Graf Leinsdorf zu. Es ist, als ob sich an seiner Gestalt die flüchtigen, in der Luft liegenden Ereignisse niederschlugen und etwas konkretisierten. Ulrich muß das unkontrollierbare Geschehen zu geordneten Vorschlägen verarbeiten, zu Akten verdichten und dem Grafen vorlegen. Auch der rechtschaffene Bankprokurist Fischel steht dem Treiben um ihn herum hilflos gegenüber. Es ist ihm unmöglich, mit den pangermanisch empfindenden Jünglingen eine bodenständige Diskussion zu führen, da ihre hochtrabenden Begriffe durch ihre Unbestimmtheit unangreifbar sind. Aus diesem Grund bittet er Ulrich wiederholt, mit diesen Leuten zu sprechen und Gerda zur Vernunft zu bringen. Die Funktion, die der Mann ohne Eigenschaften im Eheleben zwischen Clarisse und Walter hat, ist etwas anders geartet. Wieder steht er zwischen zwei Menschen, und wieder kreisen ihre Auseinandersetzungen um seine Person; seine Gegenwart wirft aber einen drohenden Schatten über ihre Ehe, da seine Forderung der Selbstverwirklichung Clarissens unruhigen Geist aufstachelt und Walters Illusion kleinbürgerlicher Geborgenheit zerstört.

Entscheidend an dieser kompositorischen Anlage des großen Romangeschehens ist, daß Ulrich wohl dramatische und geistige Beziehungen zwischen den Figuren herstellt, daß es ihm aber nirgends glückt, eine wirkliche tragfähige Verbindung zu schaffen. Er, der in der Abhängigkeit von seiner Zeit ebenfalls von deren Gespaltenheit betroffen ist, kann diese dank seinem ungewöhnlichen Sinn für das Reale zum Bewußtsein erhellen, nicht aber etwas Einheitliches hervorbringen. Die Notwendigkeit, zu handeln und damit Eigenschaften zu gewinnen, tritt hart an den Mann ohne Eigenschaften heran. Daher haben wir uns im folgenden seinen Lebensexperimenten zuzuwenden, seinen Versuchen, aus der Wirklichkeit und über sie hinaus eine weltanschauliche Synthese zu gewinnen.

All diesen moralischen Konzepten ist gemeinsam, daß sie keine absoluten Werte setzen, auf die das Trachten des Menschen ausgerichtet sein soll, sondern daß in ihnen bloß die methodische Forderung gestellt wird, die verschiedenen Lebensbe-

reiche müßten koordiniert werden. Musil hat zu dem geläufigen Wort "Wirklichkeitssinn" den neuen Begriff "Möglichkeitssinn" (S. 16) gebildet. Wirklichkeitssinn besitzt, wer sich etwa so trefflich wie Arnheim oder auch wie Ulrichs Vater die wirklichen Verhältnisse zunutze machen kann, ohne ihre Widersprüche als störend zu empfinden. Ulrichs Vater ist als Bürgerlicher vom Hauslehrer in hochgräflichen Häusern zum Universitätsdozenten und Rechtskonsulenten fast des gesamten Feudaladels seiner Heimat aufgerückt. Er wurde mit den höchsten offiziellen Ehrungen ausgezeichnet und sogar in den erblichen Adelsstand erhoben. Im Gegensatz zu dieser moralisch gleichgültigen, aber lebensstüchtigen Gesinnung verlangt Ulrich mit seinem Begriff "Möglichkeitssinn" "einen bewußten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt" (S. 16). Anders ausgedrückt: der Möglichkeitssinn geht zwar von der Wirklichkeit aus, denn sie ist es, "die Möglichkeiten weckt" (S. 17), zugleich hat er aber ihr gegenüber die Freiheit, "das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist" (S. 16). Im Möglichkeitssinn verbindet sich der Wirklichkeitssinn des Positivisten, der vom Tatbestand ausgeht, mit dem Sinn für das Mögliche des Idealisten, der die Wirklichkeit von einer Idee her umgestalten will. So läßt sich der Möglichkeitsmensch weder von den Lebensumständen determinieren noch ist er ein weltfreier Phantast und Träumer; er faßt bloß das Wirkliche nicht als eine unabänderliche Tatsache auf und weiß, daß die Dinge dieser Welt nicht viel mehr als den Stoff für eine schöpferische Kraft oder die Bausteine zu einem Gedankengebäude abgeben. Da sie keinen inhärenten Sinn enthalten, fällt es dem Möglichkeitsmenschen zu, ihnen ihre Bedeutung zu verleihen und in ihnen "die noch nicht erwachten Absichten Gottes" (S. 16) zu entdecken und ins Leben zu rufen. Während sich der Wirklichkeitssinn also einseitig nur mit dem Bestehenden beschäftigt, verbinden sich im Möglichkeitsmenschen in ausgewogenem Maß Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn, Gegenwärtiges und Zukünftiges, Erfahrung und Plan oder Faktisches und Ideelles. Seine Gedanken sind "wirkliche Möglichkeiten" (S. 17); Ideen, die zwar noch nicht realisiert worden sind, die aber, weil aus den wirklichen Gegebenheiten erwachsen, wohl realisierbar wären. Der Wirklichkeitssinn schließt den Möglichkeitssinn aus; in den Möglichkeitssinn ist hingegen der Wirklichkeitssinn einbezogen. Er allein ist es, der die Fähigkeit hat, eine Moral zu schaffen und damit die Voraussetzung — und nicht mehr — zu einer neuen Lebensgestaltung zu geben.

Ulrich ist ein solcher Möglichkeitsmensch: als Ingenieur und Mathematiker hat er sich das Tatsachenwissen und die Denkformen seiner Zeit angeeignet, und als Eigenschaftsloser distanziert er sich von der Umwelt. "Eine ganz und gar offene, moralisch im Großen experimentierende und dichtende Gesinnung" (S. 374) nennt er diese Lebenshaltung einmal in einem Streitgespräch mit Walter. Das Außerordentliche an dieser Haltung ist, daß er sie nicht nur auf seine Umgebung, sondern auch auf sich selbst anwendet; denn der Mann ohne Eigenschaften ist ein Mensch, "der auch sich selbst gegenüber keinen Wirklichkeitssinn aufbringt" (S. 18).

Die volle Tragweite erhält das Wort "Möglichkeitssinn" erst durch die anti-hegelianische Geschichtsauffassung Musils. "Wenn wir aber die Geschichte der Menschheit, also die Geschichte der Normalität par excellence betrachten, so kann es keinen Zweifel geben! Die Moden, Stile, Zeitgefühle, Zeitalter, Moralen lösen einander derart ab oder bestehen gleichzeitig in solcher Verschiedenheit, daß die Vorstellung kaum abzuweisen ist, sich die Menschheit wie eine gallertartige Masse zu denken, welche jede Form annimmt, die aus den Umständen entsteht" ("Rede zur Rilkefeier": TB I; S. 895). Eine solche Wirklichkeit stellt den Menschen unausweichlich vor die Aufgabe, umgestaltend und ordnend in sie einzugreifen.

Näheres über die Beschaffenheit eines in die Zukunft geöffneten Lebens erfahren wir erst im 61. Kapitel, obwohl auch hier Musil über den Entwurf einer bloß formalen Moral nicht hinauskommt und uns wieder nur eine Lebensmethode, nicht aber eine inhaltlich bestimmte Lebenslehre gibt. Die Überschrift lautet: "Das Ideal der drei Abhandlungen oder die Utopie des exakten Lebens" (S. 251). Diese zwei gleichbedeutenden Formeln, die ein geistiges Programm ankünden, tönen zunächst geheimnisvoll. Ulrich geht von dem Eindruck aus, den er von seiner Umwelt empfängt: Seine Zeit besteht aus einer "Mischung von Genauigkeit und Fahrlässigkeit" (S. 251). "Genau" ist der Mensch auf dem Gebiet seines Berufes, dort hat er sich zumeist sogar außerordentlich spezialisiert; "fahrlässig" verhält er sich in allen moralischen Fragen des Menschseins. Eine solche Trennung zwischen Berufs- und Privatmensch verkörpern Arnheim, Fischel und Leinsdorf. Ulrich stellt zu ihrer Überwindung die Forderung des "exakten Lebens" auf und will, um die Zweiteilung aufzuheben, "der mächtigsten Gruppe innerer Leistungen die übrigen anpassen" (S. 254). Damit meint er nichts anderes, als daß der Mensch die Fähigkeit der Genauigkeit, die er sich in der Durchführung einer Aufgabe auf seinem beruflichen Gebiet erworben hat, auch auf die allgemeinen Gefühls- und Lebensfragen übertragen soll. Gelingt diese Anwendung einer strengen Denkdiziplin auf die übrigen Lebensgebiete, "so wird man zu einem Menschen geführt, in dem eine paradoxe Verbindung von Genauigkeit und Unbestimmtheit stattfindet. Er besitzt jene unbestechlich gewollte Kaltblütigkeit, die das Temperament der Exaktheit darstellt; über diese Eigenschaft hinaus ist aber alles andere unbestimmt" (S. 253/254). Je exakter ein Mensch denkt, desto kleiner ist das Gebiet, das er wirklich beherrscht, und desto größer sind die Lebensbereiche, die er bewußt im Ungewissen lassen muß. Er gewinnt an Lebenskonzentration, was er an Erfahrungsbreite verliert. Sein Lebenswerk wird nur mehr bloß aus "drei Abhandlungen auch aus drei Gedichten oder Handlungen" (S. 252) bestehen. "Es hieße also ungefähr soviel wie schweigen, wo man nichts zu sagen hat; nur das Nötige tun, wo nichts Besonderes zu bestellen ist; und was das Wichtigste ist, gefühllos bleiben, wo man nicht das unbeschreibliche Gefühl hat, die Arme auszubreiten und von einer Welle der Schöpfung gehoben zu werden" (S. 252 /253). Es fragt sich, welches denn die Vorteile sind, die aus einer so außerordentlich großen Einschränkung des Denkens, Fühlens und Handelns entstehen. An die Stelle der überall herrschenden

“Mischung von Genauigkeit und Fahrlässigkeit” (S. 251) würde die “Verbindung von Genauigkeit und Unbestimmtheit” (S. 253) treten. Es mag scheinen, wir hätten es vorerst mit analogen, nur leicht verschobenen Begriffspaaren zu tun. Das Wort “Mischung” jedoch drückt nur das zufällige Beieinandersein heterogener Teile aus, während in dem Wort “Verbindung” der Gedanke der bewußt vollzogenen Durchdringung und Kohärenz wiedergegeben wird. Eine ähnliche Umwertung ins Positive vollzieht sich, wenn das Wort “Fahrlässigkeit” durch “Unbestimmtheit” ersetzt wird. Die vom genauen Denken nicht erfaßte Hälfte des Menschen lebt nicht mehr verantwortungs- und führungslos, sondern hält sich im Bewußtsein ihrer Unbestimmtheit vom Handeln zurück. So ist der Mensch, da er nur noch das eine Prinzip der Genauigkeit als Lebensmaxime anerkennt, einheitlicher geworden, obwohl sich paradoxer Weise gerade an dem strengen Maßstab der Genauigkeit Wissen und Nichtwissen, Handlungsfähigkeit und Handlungsunfähigkeit schärfer gegeneinander abgrenzen. Das Wissen um die bedingte Leistungsmöglichkeit würde dem Menschen eine exakte und damit moralische Anwendung seiner Eigenschaften gestatten.

Mit faßbarerem, konkretem Inhalt füllen sich die beiden Worte “Genauigkeit” und “Unbestimmtheit”, wenn man ihr Verhältnis zum ganzen Romangeschehen beachtet. Aus der Kongruenz der Figuren unter sich und ihrer teilweisen Kongruenz mit der Figur Ulrichs wird deutlich, daß keine der Figuren einen völlig falschen Standpunkt vertritt, da keine isoliert steht: jede ist nur halb dumm oder halb klug, denn sonst wäre die Gemeinsamkeit unter ihnen aufgehoben und das Teilhaben Ulrichs an ihren Eigenschaften unerklärlich. Ihr bedingtes und keineswegs absolutes Ungenügen kann nicht auf einen prinzipiellen Fehler, sondern nur auf eine mangelnde Präzision in ihrem Benehmen zurückgeführt werden. Seltsamer Weise sind auch außerhalb und innerhalb der Parallelaktion viele von der Idee einer Neugestaltung des Lebens besessen. “Die Überzeugung, daß sie die Aufgabe hätten, Ordnung in die Welt zu tragen, lebte in der sonderbarsten Weise in diesen Menschen” (S. 469). Aber sie alle verletzen das Gebot der Genauigkeit. In ihrem Wunsch nach Selbstbestätigung lassen sie etwas aus, etwa Tatsachen, die nicht in ihr Konzept passen, oder sie übertreiben eine Seite des Geschehens, die zu ihren Gunsten spricht. Dem letzten Rest der hilflos zusammensitzenden Teilnehmer am vaterländischen Unternehmen sagt Ulrich den Grund ihres Scheiterns: “Das kommt nur davon, daß die Bemühungen aller, die sich berufen fühlen, den Sinn des Lebens wieder herzustellen, heute das eine gemeinsam haben, daß sie dort, wo man nicht bloß persönliche Ansichten, sondern Wahrheiten gewinnen könnte, das Denken verachten; dafür legen sie sich dort, wo es auf die Unerschöpflichkeit der Ansichten ankommt, auf Schnellbegriffe und Halbwahrheiten fest!” (S. 609). Ihr Versagen ist offensichtlich nicht ein grundsätzliches, sondern ein graduelles. “Es wird ein Teil des Großen für das Ganze genommen, eine entfernte Analogie für die Erfüllung der Wahrheit, und der leergewordene Balg eines großen Wortes wird nach der Mode des Tages ausgestopft” (S. 469). Diese Ungenauigkeit, diese undichte Stelle im Gefüge der sachlichen Zusammenhänge, ist der Ansatzpunkt,

wo der Keil der Zersetzung hineingetrieben wird, bis schließlich das, was mit sich identisch schien, in Gegensätze auseinanderfällt, der Mensch gespalten ist und die Welt sich auflöst. Das ist der Grund, warum nicht nur die Epoche in eine Katastrophe ausmündet, sondern auch alle Figuren immer mehr entarten.

Neben den Gefahren, die mangelnde Genauigkeit mit sich bringt, weist Musil in der Romanhandlung auch auf die schlimmen Auswirkungen eines einseitigen Genauigkeitsstrebens hin und verleiht damit dem Wort "Unbestimmtheit" den vollen Wert als Korrelativ- und Korrektivbegriff. Wir kennen schon Stumms rührende Bemühungen, Ordnung in den Zivilverstand zu bringen. Mit ähnlichen Absichten betritt der kleine, rundliche General auch einmal die Staatsbibliothek und fragt den Bibliothekar, wie es ihm möglich sei, jederzeit jedes Buch unter den Tausenden von Bänden herauszufinden. Deutlicher gesagt möchte er wissen, wie es ihm gelinge, eine zusammengefaßte geistige Ordnung der Weltliteratur in seinem Kopf herzustellen, um für seine eigenen Einheitsbestrebungen von diesem Geheimnis zu profitieren. Die verblüffende Antwort des Bibliothekars, "weil er keines lese" (S. 473), führt Stumm folgerichtig zu dem Schluß, daß die perfekte Ordnung den Geist zerstöre. Er vertieft noch diesen Gedanken, indem er zu Ulrich sagt: "Aber jetzt stell dir bloß eine ganze, universale, eine Menschheitsordnung, mit einem Wort eine vollkommene zivilistische Ordnung vor: so behaupte ich, das ist der Kältetod, die Leichenstarre, eine Mondlandschaft, eine geometrische Epidemie!" (S. 476). Eine ähnliche, wenn auch verschwommene Vorstellung leitet Hans Sepp, wenn er sagt, daß Besitz töte (S. 504). Nur das vollständig Definierte, damit Ein- und Abgegrenzte und in seiner Lebendigkeit Erstickte kann wahrhaft geistig erfaßt werden. "Wie unmöglich erscheint zum Beispiel sogleich die Gebärde des Wortes 'besitzen', wenn man sie auf Liebende anwendet! Aber verrät es schöner anmutende Wünsche, daß man Grundsätze be-sitzen möchte? die Achtung der Kinder? Gedanken? sich selbst?" (S. 572).

"Die Paradoxie des Übermaßes der Ordnung" (S. 534) entdeckt Ulrich auch auf dem Gebiet der Rechtsprechung. Der "Fall" des Lustmörders Moosbrugger wird unter Zuhilfenahme von Paragraphen und juristischen Publikationen so wechsellvoll interpretiert, so sehr auseinandergezerrt und zerzaust, daß am Schluß von ihm als Menschen nichts mehr übrig bleibt und die Beurteilung seiner Schuld nur mehr zu einem Problem der logischen Interpretation von Rechtsgrundsätzen wird.

Im Zusammenhang mit unserer Untersuchung ist es besonders aufschlußreich festzustellen, daß Musil den Begriff der Moral selbst für verfälscht hält, wenn für das Gebiet der Ethik das Kriterium der Genauigkeit gegenüber anderen Gesichtspunkten vorherrscht. "Es bleiben dann im Grunde nur noch logische Fragen der Auslegung übrig, von der Art, ob eine Handlung unter dieses oder jenes Gebot fällt, und es hat die Seele die ruhige Übersichtlichkeit eines Feldes nach geschlagener Schlacht, wo die Toten still liegen und man sofort bemerken kann, wo ein Stückchen Leben sich noch erhebt oder stöhnt" (S. 191). Statt daß die Moral den Menschen mit seelischer Spannkraft erfüllt und ihm Impulse zu einer schöpferischen Lebensgestaltung gibt, dient sie bloß dazu, den fertigen Zustand der Welt

nachträglich zu rationalisieren und künstlich in ein System zu zwingen. Arnheim, der sich anmaßt, eine Art öffentlichen Gewissens zu sein, ist ein solcher knöcherner Moralist. Er kann die Ereignisse seiner Zeit nur so sicher einteilen und bewerten, weil in ihm die ursprüngliche Erlebnisfähigkeit abgestorben ist, weil er aus zweiter Hand lebt und weil er seine Lebensenergien nicht an Gefühle verschwendet. In einem Augenblick ehrlicher Selbstkritik empfindet er selbst diesen Mangel: "Schmerzlich bewegt, fühlte er sich auf der Höhe seines Lebens von allem, was er berührt hatte, durch einen kalten Schatten getrennt" (S. 559). An anderer Stelle spricht er sogar eine Ansicht aus, die man ebenso gut Ulrich in den Mund legen könnte: "Ein moralisches Leben kam ihm als etwas Totes vor, und eine verborgene Abneigung gegen Moral und Ordnen machte ihn erröten" (S. 521).

Echte Erkenntnisuche verlangt von Menschen Bescheidenheit; sie schließt nicht ab, sondern öffnet neue Forschungs- und Erlebnisräume; sie fixiert nicht vorhandene Erscheinungen und nagelt nicht die Dinge auf ihre Bedeutung fest, sondern bezieht den Zweifel in ihre Resultate ein. Konnte es zunächst scheinen, die beiden Begriffe "Genauigkeit" und Unbestimmtheit" seien gegensätzlich und schlossen sich aus, so ergibt sich jetzt, daß sie sich für Musil notwendig ergänzen: der Mensch soll das Gewußte so genau wie möglich erfassen; er soll aber zugleich methodisch streng den Ort feststellen, wo es, gerade durch seine enge Begrenzung, dem Forschenden das unabsehbare Gebiet des Unbestimmten bewußt macht. "Die Wahrheit ist eben kein Kristall, den man in die Tasche stecken kann, sondern eine unendliche Flüssigkeit, in die man hineinfällt" (S. 546).

Diese Auffassung des Genauigkeitsbegriffes ist nicht neu; entscheidend aber ist, daß Musil die wissenschaftliche Forschungsmethode, die bis jetzt nur auf beschränkte Fachgebiete angewandt worden ist, auf das ganze Leben übertragen will. "Genauigkeit als menschliche Haltung verlangt auch ein genaues Tun und Sein. Sie verlangt Tun und Sein im Sinne eines maximalen Anspruchs" (S. 254). Die Verwirklichung dieser streng wissenschaftlichen Lebenseinstellung hätte eine weit ausgreifende Konsequenz in der künftigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit: wurde jahrhundertlang die Wissenschaft in den Dienst der Kirche und ihrer Ethik gestellt und hat noch Descartes seine revolutionären Gedanken über die Freiheit des Menschen in das göttliche Weltbild seiner Zeit eingeordnet, so verlangt jetzt Ulrich – und mit ihm Musil – nichts Geringeres als die Umkehrung dieses Verhältnisses: der wissenschaftliche Geist soll dominieren, und die moralischen Vorstellungen müssen seinen Denkprinzipien angepaßt und untergeordnet werden. Mit einer solchen Zerstörung der alten Hierarchie der Werte würde auch der traditionelle Moralbegriff vollständig vernichtet werden. "Die Moral im gewöhnlichen Sinn war für Ulrich nicht mehr als die Altersform eines Kräftesystems, das nicht ohne Verlust an ethischer Kraft mit ihr verwechselt werden darf" (S. 258). Die neue Moral soll mit einem ganz anderen Geltungsanspruch an den Menschen herantreten, weil sie aus der Gegenwart heraus gebildet worden ist und weil sie sich deren stärkste Leistung, das moderne wissenschaftliche Denken, aneignet.

Mit dem Begriff "Essayismus" (S. 254) versucht Ulrich ein weiteres Mal, die geforderte moralische Neuorientierung des Menschen zu charakterisieren. Was versteht er unter einem "Essay"? "Ein Essay ist nicht der vor- oder nebenläufige Ausdruck einer Überzeugung, sondern ein Essay ist die einmalige und unabänderliche Gestalt, die das innere Leben eines Menschen in einem entscheidenden Gedanken annimmt" (S. 260). Das Wort Essay ist hier stärker belastet als im übrigen Sprachgebrauch. Zwei Merkmale kennzeichnen es: erstens ist es von zwingender inhaltlicher Richtigkeit, und zweitens ist es außerordentlich eingeschränkt in seiner Bedeutung. Ein solches stofflich begrenztes Essay geht in seinen Folgerungen über das von ihm gewählte Gebiet nicht hinaus. In eine anschaulichere Form übersetzt begegnet uns hier im Grunde genommen wieder das alte Begriffspaar "Genauigkeit und Unbestimmtheit"; denn ein Essay ist in dem schmalen Ausschnitt, den es behandelt, exakt, läßt aber alles, was über sein Thema hinausgeht, im Ungewissen, und zwar in der Erwartung, daß andere Essays von anderer Seite her in das noch unbearbeitete Neuland vorstoßen.

Das Wort "Essayismus" soll nun dazu dienen, die Denkweise, die sich in einer solchen wissenschaftlichen Abhandlung dokumentiert, in eine aktive Lebenshaltung zu übersetzen. Es nimmt die vorangehenden Forderungen des "hypothetischen Lebens", das die Offenheit gegenüber der Welt ausdrückte, und des "Möglichkeitssinnes", der die Verbindung des Wirklichen mit dem Ideellen anstrebte, in sich auf. In ihm als einem synthetischen Ausdruck sollen die beiden Gefahren der Zeit, die der Verhärtung in lebensfremden Schemata und die des planlosen Ausschweifens, überwunden werden. Ulrich wendet sich zum Beispiel gegen die absolute Formulierung des Gebotes "Du sollst nicht töten" (S. 261), weil sie "feste Verhältnisse des Innern" (S. 245) voraussetze. Er lebt als moderner Forscher in einer Welt der Entdeckungen und der Instabilität; denn "in der Wissenschaft kommt es alle paar Jahre vor, daß etwas, das bis dahin als Fehler galt, plötzlich alle Anschauungen umkehrt" (S. 41). Diese wissenschaftliche Erfahrung überträgt er auf das Gebiet der Moral. Nach seiner Auffassung "fanden alle moralischen Ereignisse in einem Kraftfeld statt, dessen Konstellation sie mit Sinn bedrude, und sie enthielten das Gute und das Böse wie ein Atom chemische Verbindungsmöglichkeiten enthält" (S. 258). Von dieser moralischen Relativierung jeglichen Ereignisses her ist es verständlich, daß Ulrich nicht eine inhaltlich neue, sondern eine strukturell andersgeartete Moral schaffen will; eine Moral nämlich, "die sich der Beweglichkeit der Tatsachen gegenüber anschmiegt" (S. 259). "Solche Erkenntnisse führen also dazu, in der moralischen Norm nicht länger die Ruhe starrer Satzungen zu sehen, sondern ein bewegliches Gleichgewicht, das in jedem Augenblick Leistungen zu seiner Erneuerung fordert" (S. 259).

Ist nun einerseits Übereinstimmung mit dem naturwissenschaftlichen Denken die Flexibilität der moralischen Beurteilung gewährleistet, so fragt man sich, woher sie andererseits ihren Maßstab hernehme, um überhaupt eine Handlung bewerten zu können. Es ist klar, daß Ulrich, der nach Richtlinien für seine Selbstverwirklichung sucht und sich gegen das verworrene Treiben seiner Zeit wendet,

nicht in einem System funktionaler Beziehungen versinken möchte. In dem Essayismus als Existenzform sieht er die seiner Zeit adäquate Lebensweise; in ihm verbinden sich die Gegensätze Festigkeit und Beweglichkeit in ausgewogenem Maße gerade so, daß die Begriffsbildung "Moral", die notgedrungen auf einer gewissen Konstanz der Lebensverhältnisse beruht, überhaupt noch denkbar ist, aber auch so, daß der Mensch über eine möglichst große Handlungsfreiheit verfügt. Der Essayismus würde "den fahrlässigen Bewußtseinszustand der Welt in einen Willen verwandeln" (S. 258) und den willkürlichen Gang der Ereignisse in feste Bahnen lenken. "Nach Ulrichs Überzeugung fehlte dazu eigentlich nur noch die Formel; jener Ausdruck, den das Ziel einer Bewegung, noch ehe es erreicht ist, in irgendeinem glücklichen Augenblick finden muß, damit das letzte Stück des Weges zurückgelegt werden kann, und es ist das immer ein gewagter, nach dem Stand der Dinge noch zu rechtfertigender Ausdruck, eine Verbindung von exakt und nicht exakt, von Genauigkeit und Leidenschaft" (S. 259/260).

Vor Abschluß des ersten Buches, der ersten gewichtigen Hälfte des Romans, entwirft Ulrich noch einmal ein moralisches Lebensprogramm. Wieder drückt er sich in paarweisen Begriffen aus, und wieder fordert er die Koordination verschiedener Lebensbereiche; diesmal aber verläßt er den zuverlässigen Boden kühler Sachlichkeit und wagt sich in das dunkle Gebiet des Gefühls, der Ahnungen und des Glaubens vor. Zunächst allerdings kehrt er noch einmal zur bestehenden Wirklichkeit zurück und schließt seine Gedanken an die Erfahrung an, daß die Ideen – sollen sie fruchtbar wirken – der Eindämmung durch die äußeren Umstände bedürfen, und "daß dieses Lebensgemisch von Sorgen, Trieben und Ideen, das die Ideen höchstens zu seiner Rechtfertigung mißbraucht oder als Reizmittel benützt, gerade so, wie es ist, formend und bindend auf sie wirkt, die ihre natürliche Bewegung und Begrenzung davon erhalten" (S. 604). Diese maßvolle und der Welt gegenüber versöhnliche Haltung ermöglicht Ulrich die neue Einsicht, daß auch die Schöpfung "nicht einer Theorie zuliebe entstanden, sondern ... sie entsteht aus Gewalt und Liebe, und die übliche Verbindung zwischen diesen beiden ist falsch!" (S. 605). Unter "Gewalt" versteht Ulrich einmal den Widerstand der Wirklichkeit, der für den Fortbestand und die Kontinuität der Entwicklung sorgt und verhindert, daß die Menschheit "zwischen ihren himmlischen und höllischen Möglichkeiten von einer Seite zur andern flattern würde wie kleine Vögel, wenn man sich ihrem Käfig nähert" (S. 501). Daneben meint Ulrich mit dem Wort "Gewalt" aber auch all die Eigenschaften, die er in besonderem Maß ausgebildet hat: seine Neigung zu hartem, nüchternem Denken, sein skeptisches und mißtrauisches Verhalten als Gegendruck gegen die Umwelt, seinen Kampf gegen die bestehende Unordnung und sein Ringen um eine neue moralische Lebenskonzeption. Mit "Liebe" drückt er mehr aus, als dieses Wort für gewöhnlich aussagt; er berührt damit einen tiefer liegenden und umfassenderen Lebensbereich, einen "Zustand ... , der bis in die Atome des Körpers anders ist, als der Zustand der Liebesarmut" (S. 605). Diese beiden Urkräfte des Lebens hat Ulrich bis jetzt noch nicht zu vereinen vermocht. "In diesen Bäumen wuchs getrennt sein Leben" (S. 605), sagt Musil in ei-

ner mythischen Sprache, in der das Geheimnis des Irrationalen aufklingt. Es hat sich aber nicht nur in die beiden Teile zerlegt, sondern die klar zu Tage liegende rationale Hälfte des denkenden und planenden Ulrich hat sich auf Kosten der verborgenen Hälfte des liebenden Menschen einseitig entwickelt. Wirkliche Liebe hat Ulrich bis jetzt nur schatten- und traumhaft empfunden, in verschwommenen Kindheitserinnerungen, in rasch vorübergehenden Zuständen der Bewußtseinsverschiebung und als blutjunger Leutnant in einer etwas lächerlichen und ergebnislosen Liebesaffäre mit einer Frau Major. Dennoch, trotz diesen erst zaghaften und rudimentären Erlebnissen, verleugnet Ulrich nicht etwa wie Arnheim in seinem Verhältnis zu Diotima diese zweite Hälfte seines Wesens. Im Gegenteil, er weiß, daß sie in all sein Denken und Tun das Gefühl der Vorläufigkeit und Ungültigkeit mischt. "Der ihn umlagernde Zustand eines moralischen Stillstands ... konnte von nichts anderem als davon kommen, daß es ihm niemals gelungen war, diese beiden Bahnen zu vereinen" (S. 606). Der Vorzug Ulrichs ist es, daß sich "die beiden Grundsätze der Menschheit" (S. 608), wenn auch getrennt, in seinem Wesen vorfinden, und sein Unglück ist es, daß er allein nicht imstande ist "das Auseinandergefallene von neuem zusammenzubringen" (S. 608). Zwar wagt er einen letzten Versuch, den er selbst für "unsinnig" (S. 610) hält, und schlägt dem spärlichen Rest der Gäste, die sich noch an der Parallelaktion beteiligen, die Bildung einer "geistigen Generalinventur" (S. 610) vor: "Wir müssen ungefähr das tun, was notwendig wäre, wenn ins Jahr 1918 der jüngste Tag fiele, der alte Geist abgeschlossen werden und ein höherer beginnen sollte" (S. 610). Eine solche Generalinventur stellt der Roman in dichterisch übersetzter Form selbst dar. Er ist eine Art Bestandesaufnahme menschlicher Existenzformen. Auch in der schlagwortartigen Prägung "Genauigkeit und Seele" tritt uns zunächst nichts Neues entgegen, sondern die bekannte Forderung, die Exaktheit auf alle Lebensgebiete zu übertragen. Das inhaltlich und geistesgeschichtlich belastete Wort "Seele" hingegen ersetzt nun den ungenaueren und weniger anspruchsvollen Begriff "Unbestimmtheit", der bis jetzt bloß die noch nicht verwirklichten Seinsmöglichkeiten des Menschen bezeichnete. Es füllt diesen leeren Raum mit einer irrationalen Kraft, die den eigentlichen tragenden Grund des menschlichen Daseins bildet. Die neuen Doppelworte "Gewalt und Liebe" und "Genauigkeit und Seele" rücken das Problem der neuen Lebensgestaltung aus der rein rationalen Sphäre der gedanklichen Projektionen und suchen tastend nach einer Verbindung des verstandesmäßigen Menschen mit seiner emotionalen Wesensseite. Ulrich spürt immer deutlicher, daß seine eigenschaftslose, bloß kontemplative und abwartende Haltung zu keiner Lösung führen werde, und hat "den nicht recht begründeten Eindruck, eine Entscheidung sei nahe" (S. 613); eine Entscheidung, die er nicht erzwingen kann, sondern die schicksalhaft von außen an ihn herantreten wird. Seine intellektuellen Versuche, mit methodischer Exaktheit aus seiner zerbröckelnden Zeit eine geistige Synthese aufzubauen, begleitete schon immer das undeutliche, aber lebhafte Gefühl, daß der Mensch in seinem Frühzustand ein Ganzes gewesen sei und daß die Seele diese Einheit des Menschen gewährleiste. Das Ziel des Men-

schen, alle seine Lebensäußerungen in sinnvolle Übereinstimmung zusammenzufügen, läge dann also nicht bloß außer ihm, sondern vor allem in ihm als Urform und latente Möglichkeit. Er müßte, statt nur in der Welt nach einer Lösung zu forschen, einen Weg nach innen suchen. Musil spricht nur zögernd über das, was er unter dem Wort "Seele" versteht, gleichsam wie wenn er sich scheute, an Heiliges zu rühren. Er nennt sie "das Ursprüngliche", "ein Etwas von Stille, Zärtlichkeit, Andacht und Güte" (S. 106); er sagt, daß sie eine unbekannte Größe sei, eine dem Menschen fehlende Hälfte, die zur Abrundung und Erfüllung seines Wesens notwendig wäre (S. 189/190), und er meint auch, daß es nur wenige Menschen, Pilger, Heilige, Abenteurer und Dichter (S. 157) vermöchten, rein und unbedingt zu leben und in dem "Feuer der Beseeltheit" (S. 192) auszuharren. Verallgemeinernd dürfte man vielleicht schließen, daß die Seele ein intensives und umfassendes Erlebnisvermögen sei, das den Menschen an der Wurzel seiner Existenz packe.

Der Jugendliche besitzt noch diese grenzenlose Begeisterungsfähigkeit, die nach Formgebung drängt. Nur vermag er nicht, für dieses "die ganze Person durchschneidende Gefühl" (S. 419) und sein "ungestaltetes Erleben" (S. 419) den entsprechenden Ausdruck zu schaffen; er begnügt sich mit den schon vorhandenen, fertig ausgebildeten Schablonen seiner Zeit: es kann sein "ein Wort, ein Vers, ein dämonisches Lachen ... Napoleon, Caesar, Christus oder vielleicht auch nur die Trän' am Elterngab" (S. 419). Statt einen "Ausdruck des Indrucks" (S. 135) zu finden, flüchtet sich der junge Mensch in ein "'Schein-Ich', eine ungefähr passende Gruppenseele" (S. 135). In dem Zustand emotionaler Bewegtheit bewahrt er sich noch einige Zeit die Illusion der vollkommenen Einheit zwischen Gehalt und Form; später aber, wenn mit dem Erwachen aus der Kindheit das kritische Unterscheidungsvermögen einsetzt, hält er nurmehr die klägliche Schale einer gefühlsmäßig unausgefüllten Form in Händen und findet von dieser Form aus nicht mehr zu seinen ursprünglichen Gefühlen zurück. Gerade weil der Jugendliche den ersten Teil der Forderung, die Genauigkeit, in der Wiedergabe seiner Gefühle vernachlässigt hat, muß er des zweiten Teils, der Seele, verlustig gehen. Das Ich hat sich vom Tun des Menschen abgespalten, und der Mensch hat seine ursprüngliche Einheit verloren.

Die Auffassung Musils, daß der junge Mensch noch in einem Zustand der Vollkommenheit lebe und daß dieses Glück zerbreche, weil wirkliches Sein und hohler Schein durch eine Trübung des Erkenntnisvermögens auseinandertreten, ist eng verwandt mit Rousseaus Gedanken über den Verlust des paradiesischen Zustandes des Menschen in seiner Kindheit. Beide verlegen den Sündenfall des Menschen nicht in vorhistorische Zeiten; beide berufen sich nicht auf mythische Ereignisse, sondern sehen im Verlust der natürlichen Wesenseinheit des Kindes die große Verfehlung des Menschen. Dabei muß allerdings ein wesentlicher Unterschied festgehalten werden: bei Musil verliert der junge Mensch aus eigenem Unvermögen den Zusammenhang mit seinem früheren Leben, während bei Rousseau der Riß in der Schöpfung durch die Unfähigkeit des Menschen entsteht, den andern in seiner reinen Wesensart zu schauen. Bei Musil handelt es sich um einen sub-

jektiven Prozeß, der sich in jedem Menschen gesondert vollzieht, bei Rousseau um einen gesellschaftlichen Konflikt. Bei Musil verfälscht jeder Mensch sich selbst; bei Rousseau zerstört der Erwachsene, der Schein von Sein und vermeintliche Schuld von wirklicher Unschuld nicht unterscheiden kann, die transparente Welt des Kindes und dessen unbegrenztes Vertrauen in den Menschen.

Nach der Ansicht Musils gibt also der Jugendliche in mutwilliger Überschätzung seiner Begabungen seine Seele preis. Der Erwachsene versucht nun im allgemeinen nicht etwa, den Schaden wieder gutzumachen. Im Gegenteil! da er die regellose irrationale Macht der Seele fürchtet, setzt er das Zerstörungswerk fort, indem er sie mit Hilfe von Systemen einfriedet. "Ein solches Mittel, das die Seele zwar tötet, aber dann gleichsam in kleinen Konserven zum allgemeinen Gebrauch aufbewahrt, ist seit je ihre Verbindung mit der Vernunft, den Überzeugungen und dem praktischen Handeln gewesen, wie sie alle Moralen, Philosophien und Religionen erfolgreich durchgeführt haben." "Sobald ... eine Seele Moral hat oder Religion, Philosophie, vertiefte bürgerliche Bildung und Ideale auf den Gebieten der Pflicht und des Schönen, ist ihr ein System von Vorschriften, Bedingungen und Durchführungsbestimmungen geschenkt, das sie auszufüllen hat, ehe sie daran denken darf, eine beachtenswerte Seele zu sein, und ihre Glut wird wie die eines Hochofens in schöne Sandrechtecke geleitet" (S. 191). Der Mensch macht die Mittel zum Selbstzweck, weil er sich vor dem Ziel ihrer Bestimmung fürchtet. Er schafft eine überorganisierte Ordnung, damit in ihr alles Gewaltig-Unberechenbare absterbe. Ein solches Mittel ist nach Musil die überlieferte Moral, die einen Ersatz und ein Zerrbild echten seelischen Erlebens darstellt.

Ulrich ist einer der seltenen Menschen, die sich die Seele bewahrt haben. Unter Aufbietung seiner ganzen Willenskraft erhält er sich etwas von dem "unsägligen Feuer" (S. 192), das ursprünglich in der Moral geglüht hat. Arnheim muß diesen Vorzug seines Rivalen bewundernd anerkennen: "Dieser Mann hat Seele! Irgendwie war es so, daß jeder Mensch, wie er wußte, seine Seele mit der Zeit in Verstand, Moral und große Ideen auflöst, was ein unwiderruflicher Vorgang ist; und bei seinem Freundfeind war der nicht bis zu Ende geraten, so daß etwas übrig blieb, dessen zweideutigen Reiz man nicht recht bezeichnen konnte, aber daran erkannte, daß dieses Etwas ungewöhnliche Verbindungen mit Elementen aus der Sphäre des Seelenlosen, Rationalen und Mechanischen einging" (S. 561).

Der innere Widerstand dieses Mannes, der sich in seiner rücksichtslosen Selbstständigkeit jedem fremden Herrschaftsanspruch entzieht, ärgert Arnheim, der gewohnt ist, seine ganze Umwelt zu beherrschen. Deshalb unterbreitet er Ulrich plötzlich in einem unbedachten Augenblick den Vorschlag, als Privatsekretär bei ihm einzutreten. Er sieht in der Aneignung das beste Mittel, den geheimen, faszinierenden Widersacher, den er "das anders verkörperte Abenteuer seiner selbst" (S. 561) nennt, in seinen Machtbereich zu bringen und zu überwinden. Es ist, wie wenn die bloße Gegenwart dieses Mannes ihn an eine eigene empfindliche Schwäche erinnerte und ihn, den Erfolgreichen, in seiner persönlichen Geltung in Frage stellte.

Das dritte große Thema des Romans ist, neben der Eigenschaftslosigkeit und der Moral, das der Liebe. Sie hat die Kraft, die unter dem Schutt der Jahre begrabene Seele wieder zu wecken. Während Arnheim vor seiner Liebe zu Diotima der "Verzagtheit des Moralisten" (S. 204) verfallen ist, wird Ulrich in der Liebe zu seiner Schwester Agathe höchstes Lebensglück finden. Es wäre falsch anzunehmen, daß Musil einseitig die Denkfähigkeiten eines Menschen überschätze, obwohl diese an Ulrich immer wieder besonders stark hervortreten. Die ehrenden Worte, die er in seinem Tagebuch für den empfindsamen und, im Gegensatz zu ihm, völlig unsystematischen Dichter und Philosophen Jean-Jacques Rousseau findet, mögen dies belegen: "Der Zustand Rousseaus ... war Lebensberauschung, Lebensandacht, Lebensglaube ein Zustand aus dem Religion entsteht. Die große ungeteilte Kraft des Lebens gilt es zu bewahren. Er nennt sie bald Instinkt, bald Gefühl, Genie, Naivität, Natur, die schöne Seele" (S. 96). In Ulrich hat sich diese ungeteilte Kraft des Lebens, die Musil an Rousseau so sehr bewundert, in "Genauigkeit" und "Seele" zerlegt. Ob es ihm gelingen wird, diese beiden Teile wieder zu verbinden, das ist die große Frage, auf die das ganze Geschehen des Romans gerichtet ist.

Vorerst sehen wir ihn in einer merkwürdigen Wandlung begriffen. Nachdem er sich immer stärker präzisierende Lebensprogramme aufgestellt hat, die auf langem Nachdenken beruhten, ermattet seine Freude an dem scharfen und harten Denken des Wissenschaftlers, und seine Abenteuer- und Kampfeslust erlahmt. "Er erweichte, seine innere Form, die immer die des Angriffs gewesen war, ließ nach und zeigte Neigung, umzuschlagen und in das Verlangen nach Zärtlichkeit, Traum, Verwandtschaft oder weiß Gott was überzugehen" (S. 580). Gleichzeitig ist aber auch eine entscheidende Änderung in seiner Einstellung zur Welt spürbar. "Alles hat teil am Allgemeinen, und noch dazu ist es besonders. Alles ist wahr, und noch dazu ist es wild und mit nichts vergleichbar. Das kommt mir so vor, als ob das Persönliche eines beliebigen Geschöpfes gerade das wäre, was mit nichts anderem übereinstimmt" (S. 585).

Mit diesen Sätzen zieht Ulrich gleichsam einen Schlußstrich unter seine bisherigen Bemühungen, eine Moral als Versuch einer neuen Lebensgestaltung zu schaffen. Wenn das Eigentliche des Menschen nicht das in jeder besonderen Erscheinung enthaltene Allgemeine ist und wenn der Wert des Menschen nur noch im Besonderen, in dem von der Norm Abweichenden liegt, dann ist jeder Moral der objektive Boden der gemeinsamen menschlichen Eigenschaften entzogen. Für den Menschen, der nicht beliebig, sondern aus dem vollen Gewicht seiner Persönlichkeit heraus handeln will, gibt es in diesem Fall keine allgemein verpflichtenden Richtlinien mehr. "Moral ist ein durchaus berechtigter Durchschnitts- und Kollektivwert, den man wörtlich und ohne Seitensprünge zu befolgen hat, wo man ihn anerkennt. Einzelfälle aber" — und gerade auf die kommt es offenbar an — "sind nicht moralisch zu entscheiden, sie haben genau so wenig Moral, genau so viel sie von der Unerschöpflichkeit der Welt besitzen!" (S. 586). Mit dieser Feststellung ist, streng genommen, jegliche Moral aufgehoben; denn ein sicheres Kri-

terium, mit dem wir den Allgemeinfall gegen den Einzelfall abgrenzen können, besitzen wir nicht. Ulrich, der "diese Fähigkeit des Kompromisses nicht hat, einsam, rücksichtslos und ernst" (S. 645) ist, und der schon durch seine selbstgewählte Eigenschaftslosigkeit eine Sonderstellung einnimmt, gehört fraglos zu den Einzelfällen. Er schließt sich immer bewußter aus dem Leben der Gemeinschaft aus: "Ich kann dieses Leben nicht mehr mitmachen, und ich kann mich nicht mehr dagegen auflehnen" (S. 646). Seine geschichtsphilosophische Erkenntnis, daß die historische Entwicklung gegen die einzelne hervorragende Leistung gerichtet sei, bestärkt ihn in dem Entschluß, als Ausnahmefall zu leben. "So ist das, was man Kulturperioden nennt, nichts als eine lange Reihe von Umkehrzeichen gescheiterter Unternehmungen, und der Gedanke, sich außer diese Reihe zu stellen, war für Ulrich nichts Neues!" (S. 647). Diese gefährliche Neigung, außerhalb, ja sogar gegen die menschlichen Ordnungen zu leben, gipfelt in dem unwillkürlichen Wunsch, "ein Verbrechen zu begehn" (S. 647). Diese Äußerung fällt umso mehr ins Gewicht, als das große zweite Buch den Untertitel "Die Verbrecher" trägt.

Wie läßt sich diese radikale Abkehr von einem Leben der Allgemeinheit erklären? In einem besinnlichen Rückblick stellt Ulrich fest, daß von seinem Leben nur ein paar isolierte, zufällig erfaßte Eindrücke übrig bleiben: "Der Anblick einer Wiese am frühen Morgen. Das von der Eisenbahn gesehene, von dicken Abendnebeln erfüllte Bild eines langen gewundenen Flußtals. Am andern Ende Europas ein Ort, wo er sich von seiner Geliebten getrennt hatte ..." (S. 678). Ulrich muß wehmütig einsehen, daß nicht die Gedanken den Nerv des Lebens ausmachen und daß er ihre Macht überschätzt hat: "Das Schicksal hat nicht Beschlüssen und Ideen gehorcht, sondern diesen geheimnisvollen halb unsinnigen Bildern" (S. 679). Er hat daher seine alten Gedankenexperimente satt und ist von dem Wunsch nach starken Erlebnissen und entscheidenden Handlungen beseelt: "Er müsse etwas Persönliches und Tätiges unternehmen, woran er mit Blut, Armen und Beinen teilhabe" (S. 647). Der Teil seines Wesens, den er vernachlässigt hat, meldet nun seine Rechte. Die in ihm schlummernde Seele, die er sich dank seiner Eigenschaftslosigkeit rein erhalten hat, wird durch die Liebe wieder geweckt und der winzige Glutkern seines Ich zum mächtig lodernden Feuer entfacht werden. Aus dieser inneren Erlebnisbereitschaft heraus wird Ulrichs Liebe zu seiner Schwester erwachsen. Schon vor der Begegnung mit ihr hat er sich stückweise von seiner Umwelt distanziert. Das Stellenangebot Arnheims hat er abgelehnt und die liebeskranke Bonadea und die geistig verwirrte Clarisse, die ihn beide des Nachts aufsuchten, abgewiesen. Die unerwartete Nachricht vom Tode seines Vaters und die darauffolgende plötzliche Abreise markieren schließlich endgültig die Loslösung von seinem früheren Leben.

Noch kurz bevor Ulrich weggeht, fühlt er sich unwillkürlich in den träumerisch und weich einsinkenden Zustand versetzt, in dem er während der kurzen Zeit seiner Liebe zu der Frau Major gelebt hat. Er fühlt, "daß er wieder dort stand, wo er sich schon einmal vor vielen Jahren befunden hatte" (S. 630), und daß er wieder

diese Lebensrichtung, die er seitdem verlassen hat, einschlagen müsse. Neu hingegen ist sein fester Wille, ähnlichen Erlebnissen in Zukunft "mit aller Exaktheit zu begegnen" (S. 680). Seine wissenschaftliche Denkmethode will er sich in sein neues Leben hinüberretten und auch auf das Gefühl anwenden. Damit ist sein Lebensplan und der Lebensraum, in dem er sich verwirklichen will, der gleiche geblieben. Nur schlägt nun das Pendel, das sich bis jetzt dem Bereich des Denkens zuwandte, kräftiger auf die Seite des Gefühls aus. Die Akzente haben sich verschoben, aber die Grundsituation bleibt die gleiche. Die einheitliche Lebensgestaltung ist das unverrückbare Ziel Ulrichs; es soll nun aber nicht mehr durch die Einsetzung seiner intellektuellen Kräfte angestrebt werden.

Entscheidend neu hingegen ist, daß Ulrich auf die Eigenschaftslosigkeit verzichtet, denn der Entschluß, sich gefühlsmäßig erlebend der Wirklichkeit hinzugeben, bedeutet, daß Ulrich die reflektierende Haltung der Eigenschaftslosigkeit als Irrtum erkennt und daß er zugleich mit dieser die Dinge objektivierenden Lebenseinstellung auch den Plan, die Zeitverhältnisse grundlegend zu verändern, aufgibt. Das Projekt der Eigenschaftslosigkeit ist gescheitert. Dem Menschen, der sich selbst noch nicht zu einer Persönlichkeit verfestigt hatte, war es nicht möglich, formgebend auf seine Zeit zu wirken und eine neue Moral zu schaffen.

4. Die Kritik der Eigenschaftslosigkeit

Musil zeigt uns durch den dramatischen Verlauf der Ereignisse, daß sich die Eigenschaftslosigkeit so wenig wie der Besitz uneigentlicher Eigenschaften als ein Vorzug erweist. Ulrich hat sich zwar von seiner Zeit frei gehalten, aber er ist auch weitgehend ein abstrakter Mensch geblieben. Es ist, wie wenn eine gläserne Wand ihn von dem warmen, pulsierenden Leben trennte. Weder im privaten noch im öffentlichen Bereich ist er bis zur Wirklichkeit vorgestoßen. Er hat sich nicht realisiert, er vermag keiner einzigen Figur tatsächlich zu helfen, und er ist nicht fähig, das führungslose Treiben der Parallelaktion in eine bestimmte Richtung zu lenken. Statt durch eine positive Leistung hervorzutreten, begnügt er sich mit der kontemplativen Rolle eines kritischen Kommentators, der sich im Hintergrund hält.

Sein Versagen vor den Erfordernissen der Wirklichkeit zeigt sich auch in seinen moralischen Lebenskonzepten. Obwohl er zu immer neuen Formulierungen ansetzt, führen die späteren Entwürfe kaum über die vorangehenden hinaus. Eine eigentliche gedankliche Entwicklung ist nicht abzulesen. Es ist, wie wenn er an Ort und Stelle träte und den gleichen spärlichen Inhalt in immer neue Formen gösse. Er gelangt nicht zu einer praktischen Lebensanleitung oder auch nur zu einem konkreten Hinweis auf mögliche Verhaltensarten.

Musil deckt die Gründe zu dieser Unfähigkeit auf: Ulrich verharret zu lange in der Eigenschaftslosigkeit, die ursprünglich nur eine methodische Vorstufe zur Bildung von Eigenschaften sein sollte. Er spürt diese Drohung, die ihm aus dem anhaltenden Zustand der Eigenschaftslosigkeit wächst, von Anfang an. Er hat daher

den "Urlaub von seinem Leben" auf ein Jahr beschränkt. Aber die Zeit verstreicht, ohne daß er einer Lebenslösung näher käme, und die Gefahren des eigenschaftslosen Daseins werden immer deutlicher fühlbar. "Ulrich ist ein Mensch, der von irgend etwas gezwungen wird, gegen sich selbst zu leben, obgleich er sich scheinbar ohne Zwang gehen läßt" (S. 156). Die fortgesetzte Negation, in der er sich künstlich hält, um nicht der Gefahr der Identifikation mit der Welt zu verfallen, wirkt zersetzend. "Das Menschengehirn hat dann glücklich die Dinge der Welt geteilt; aber die Dinge haben das Menschenherz geteilt" (S. 68), so lautet Walters prägnante Formel für diesen Spaltungsvorgang. Die Eigenschaftslosigkeit, die als Angriffswaffe gegen die uneigentlichen Eigenschaften der Zeit gedacht war, richtet sich gegen ihren Träger selbst: die Skepsis gegenüber dem Leben nimmt zu, und die Entschlußbereitschaft nimmt in entsprechendem Maße ab. "In seinem besonderen Fall ähnelt er dadurch einem Mann, der sich ein Rüstzeug zusammensetzt, indes ihm darüber die Absicht abstirbt" (S. 262/263). Hat sich Ulrich die Freiheit des Denkens aus einem Verantwortungsgefühl gegenüber dem ganzen Leben bewahrt, so verwandelt sich diese gleiche geistige Ungebundenheit zu der feigen Ausflucht vor jeder konkreten Situation. Die kritische Überbewertung der Einzelheiten führt zu einem amoralischen Leben der Handlungsunfähigkeit. "Aber je älter man wird, desto deutlicher erfährt man, daß dieses scheinbare Übermaß, diese Unabhängigkeit und Beweglichkeit in allem, diese Souveränität der treibenden Teile und der Teilantriebe – sowohl die deiner eigenen gegen dich wie die deine gegen die Welt – kurz, daß alles, was wir als 'Gegenwartsmenschen' für eine Kraft und uns auszeichnende Arteigentümlichkeit gehalten haben, im Grunde nichts ist als eine Schwäche des Ganzen gegenüber seinen Teilen" (S. 927).

Das Ergebnis scheint paradox: ein Mensch, der sich zur Wahrung seiner Unabhängigkeit eigenschaftslos gewählt hat, wird zum Gefangenen ausgerechnet dieser gleichen Eigenschaftslosigkeit. Der Grund zu dieser ausweglosen Lage liegt in der Antinomie zwischen positivistisch funktionalem und idealistisch-spekulativem Denken; denn obwohl die Eigenschaftslosigkeit nur als Interimslösung gedacht war, bietet sie keinen Ansatzpunkt zur Bildung von Eigenschaften. Der Begriff "Eigenschaft" drückt im Gegensatz zum Begriff "Funktion" ein statisches, nicht ein dynamisches Verhältnis zur Welt aus. Er bezeichnet eine feste Zugehörigkeit oder die bewußte Aneignung. Während für den Funktionalisten eine Erscheinung nur durch ihre momentane Verbindung mit einer anderen Erscheinung und nur in einer einzigen Hinsicht determiniert sein kann, versteht Musil unter dem Wort "Eigenschaft" einen beständigen Wert, d. h. einen Wert, der durch eine bestimmte Beziehung fixiert ist. Ulrich, der sich als Eigenschaftsloser der funktionalistischen Denkweise bedient, ist daher in den Kreislauf der Induktion eingeschlossen. Als Eigenschaftsloser aber, der sich Eigenschaften erwerben möchte, ist er in den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen den beiden Denkkategorien eingespannt.

Er ist Positivist, indem er die Wirklichkeit mit kritischer Skepsis und vorurteilslos, durch keinen traditionellen Standpunkt beschränkt, betrachtet; und er ist Idealist, indem er die Erforschung der Tatsachen nicht als Selbstzweck betreibt,

sondern die Wirklichkeit in das überwölbende Ganze einer allgemeinen Idee, einer Moral, hineinstellen möchte. Die Geistesart eines Mannes, "dessen Phantasie auf Veränderung gerichtet ist" (S. 254), hat er sich zwar als funktionalistisch Denkender erworben; er will sie jetzt aber nicht auf Einzelheiten oder auf Gruppen physikalischer Beziehungen anwenden, sondern auf die gesamte Wirklichkeit. Der Posivist hingegen lehrt die Selbstgegebenheit der Wirklichkeit; außerhalb der Tatsachenwelt sind für ihn keine Denkbereiche vorhanden.

Man könnte also sagen, daß sich Ulrich wohl das Denkinstrument seiner Zeit angeeignet hat, daß er es nun aber gegen sie selbst brauchen und sie in ihrer Totalität von außen her angreifen will. Er weiß, daß er über seine Zeit hinausgehen muß und daß ihr nicht mit ihren eigenen Gedankengängen und moralischen Überzeugungen geholfen werden kann. "Denn nur halbe Einsicht vermag glauben zu machen, daß man der moralischen Unausdeutbarkeit des Lebens, die sich auf einer Stufe zu groß gewordener Komplikationen eingestellt hat, mit einer der Ausdeutungen beikommen könne, die in ihr schon enthalten sind. Solche Versuche gleichen bloß den Bewegungen eines Kranken, der unruhig die Lage wechselt, während die Lähmung, die ihn ans Lager fesselt, unaufhaltsam fortschreitet" (S. 843).

Ulrich sollte daher zwei geistige Strömungen, die induktive des funktionalistischen Positivismus und die deduktive des Idealismus, miteinander vereinen, um einerseits an dem wissenschaftlichen Denken seiner Zeit anknüpfen, andererseits aber auch dieser verworrenen Zeit ein außer ihr liegendes Ziel geben zu können. An diesem zweiten Teil der Forderung scheitert er; er wird den Sprung in die Spekulation nicht wagen, und die Formel einer entsprechenden moralischen Anschauung wird ihm immer fehlen; "jener Ausdruck, den das Ziel einer Bewegung, noch ehe es erreicht ist, in irgendeinem glücklichen Augenblick finden muß, damit das letzte Stück des Weges zurückgelegt werden kann" (S. 259/260).

Seine Zeit gibt ihm auf seine Fragen nach neuen moralischen Prinzipien keine Antwort. In ihr ist die Menschheit "aus der Metaphysik zur harten Betrachtung der Dinge" (S. 130) erwacht; in ihr hat sich die geistesgeschichtlich entscheidende Wendung vollzogen. Die Welt ist von Gott abgerückt und nicht mehr unmittelbarer Ausdruck eines höchsten Willens. Mit dieser Säkularisierung des irdischen Geschehens hat der Mensch den geistigen Fixpunkt, das oberste Prinzip, auf das hin er sein Streben ausrichten könnte, verloren. Ulrich besitzt wohl einen Gottesbegriff, aber dieser Gott ist ihm in die Ferne entglitten; er fühlt sich wie ein "überflüssiger Nebel", "ein ausgestoßener kleiner Atemzug, um den sich Gott weiter nicht kümmert" (S. 134). Gott ist als Ziel gesetzt und unbestritten — Ulrich denkt darum "nicht sowohl gottlos als gottfrei" (S. 1116) —, der alte Weg zu ihm kann jedoch nicht mehr besritten werden. "Die Wahrheit ist, daß die Wissenschaft einen Begriff der harten, nüchternen geistigen Kraft entwickelt hat, der die alten metaphysischen und moralischen Vorstellungen des Menschengeschlechts einfach unerträglich macht, obgleich er an ihre Stelle nur die Hoffnung setzen kann, daß ein ferner Tag kommen wird, wo eine Rasse geistiger Eroberer in die Täler der seelischen Fruchtbarkeit niedersteigt" (S. 47). Ulrich sucht einen

solchen, dem neuzeitlichen Denken gemäßen Weg vergebens. In seiner, von Widersprüchen zerrissenen Zeit, in der sich alle festen Wertbegriffe auflösen, findet er nicht die nötigen Voraussetzungen zur Schaffung einer neuen Moral, obwohl er weiß, daß gerade diese Zeit eine Moral nötig hätte, denn nur sie könnte die sich durchkreuzenden menschlichen Bemühungen ordnen und unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammenfassen. Erst die in einer Moral enthaltene geistige Synthese würde den Menschen zu sinnvollem und daher verantwortungsbewußtem Handeln befähigen und eine echte Selbstverwirklichung gewährleisten.

Nach einem halben Jahr vergeblichen Forschens und Bemühens um eine Lebenslösung versucht Ulrich in grimmiger Verzweiflung, gewaltsam aus dem Teufelskreis der Eigenschaftslosigkeit auszubrechen. "Und plötzlich sagte Ulrich: 'Alles das —!' und machte eine Bewegung, als würde er etwas mit dem Handrücken zur Seite schleudern. Er hatte es nicht zu sich gesagt, er hatte es laut gesagt, schloß jäh die Lippen und führte den Satz nur stumm zu Ende: 'Alles das muß entschieden werden!' Er wollte nicht mehr im einzelnen wissen, was 'alles das' sei; 'alles das', was ihn beschäftigt und gequält und manchmal auch beseligt hatte, seit er seinen 'Urlaub' genommen, und in Fesseln gelegt wie einen Träumenden, in dem alles möglich ist, bis auf das eine, aufzustehen und sich zu bewegen ..." (S. 668). Hier wird Ulrich in einer gefährlichen Grenzsituation geschildert. Er ist um jeden Preis zu tatkräftigem Handeln entschlossen und nicht mehr gewillt, die Gegenwart sorgfältig auf eine in ihr liegende Lebenslösung hin zu prüfen. Das funktionalistische Denken hat ihn in eine geistige Sackgasse geführt. Es ermöglicht zwar verblüffende partikuläre Forschungsergebnisse, die von zwingender, allgemeingültiger Richtigkeit sind, schließt jedoch ein Totalwissen, eine "unzerlegbare Lehre des Lebens" (S. 307) aus, da es seinem Sinn nach in ständiger Bewegung bleibt. Seine Resultate sind grundsätzlich unfertig und ins Unendliche fortschreitend. "Schließlich entdeckte Ulrich noch, daß er auch in der Wissenschaft einem Mann gleich, der eine Bergkette nach der anderen überstiegen hat, ohne ein Ziel zu sehen" (S. 47). Ein Ziel hätte ihm nur durch ein philosophisches Weltbild, das die wissenschaftlichen Erkenntnisse überschreitet und in ein Ganzes einordnet, gesetzt werden können. Dieses wäre im Gegensatz zu den wissenschaftlichen Resultaten wohl umfassend und vollendet, aber auch widerlegbar und an die Person gebunden, die es vertritt. Dieser prinzipielle Gegensatz zwischen moderner Wissenschaftlichkeit und Philosophie zeigt uns die Gespaltenheit unserer Zeit in einer allgemeinen und besonders tief greifenden Form. Ulrich versuchte ihn zu überbrücken, indem er sich einseitig die funktionalistische Denkweise aneignete und hoffte, daß er mit ihrer Hilfe, die ihm die volle geistige Unabhängigkeit gewährleistet, die Wirklichkeit von außen angreifen und verwandeln könne. Schon in der Einleitung warnt Musil vor dieser Kraft, die, gerade weil sie nicht an eine bestehende Weltanschauung gebunden ist, verheerende Auswirkungen haben kann. "Man konnte alles mit ihr machen und nichts, ein Erlöser der Welt werden oder ein Verbrecher" (S. 46). Wenn man den Schritt aus den vorhandenen Ordnungen des menschlichen Lebens wagt, dann ergeben sich nur noch extreme Möglichkeiten der Selbstverwirklichung.

Die Rolle des "Erlösers" war Ulrich versagt, weil es ihm als moralisierendem Philosophen nicht gelang, die Welt konstruktiv umzugestalten; so bleibt ihm nur noch die Negation der Wirklichkeit und ihrer Konventionen übrig. Der Untertitel des zweiten großen Buches "Die Verbrecher" deutet den Verlauf an, den sein Leben nun zwangsläufig nehmen muß.

Diese Wandlung zum kriminell handelnden Menschen läßt Musil allerdings nicht plötzlich eintreten, er bereitet sie auch schon im ersten Buch langsam durch eine andere bedeutsame Romanfigur vor, von der wir bis jetzt noch nicht gesprochen haben. Ein dunkler Mensch erregt die Gemüter und taucht unablässig immer wieder auf, obwohl er abseits steht und dramatisch weder mit der Hauptfigur noch mit der Parallelaktion etwas zu tun hat. Die Gestalt Moosbruggers, eines brutalen Lustmörders, der in einer Gefängniszelle auf die Vollstreckung seines Todesurteils wartet, zieht auch Ulrich innerlich stark an, mehr sogar als irgendeine andere Figur des Romans. Diese Faszination, die ein perverser und gesellschaftlich geächteter Mensch auf ihn ausübt, bildet die Vorstufe zu seiner späteren vollständigen Entartung. Doch wer ist dieser Verbrecher?

Moosbrugger, der wandernde Zimmermann, war schon immer ein einsamer Mensch, Gelegenheitsarbeiter und Vagabund. Er hat zu seinen Mitmenschen, vor allem zu den Frauen, nie ein richtiges Verhältnis finden können. So ist er auf sich selbst zurückgeworfen und handelt unbeirrbar durch irgendwelche Gesetze oder Verordnungen nach seinem Gutdünken. Die Wirklichkeit und ihre Institutionen scheinen ihm, da er seiner Gewalttätigkeit wegen oft mit ihnen in Konflikt kam, seit jeher verdächtig. Als Verbrecher steht er außerhalb der Ordnung, in deren Namen er verurteilt wird. Den Tod erwartet er daher in ruhiger Besonnenheit. Er fühlt sich stolz und frei, da die Menschen angesichts dieser letzten Möglichkeit keine Macht mehr über ihn haben.

Moosbrugger ist mit Ulrich im Innersten verwandt. Zum Teil trägt er ähnliche Wesenszüge, und zum Teil verkörpert er für Ulrich ein Vorbild. Gleich Moosbrugger steht Ulrich trotz all seinen gesellschaftlichen Beziehungen isoliert im Leben. Auf seinem letzten nächtlichen Spaziergang vor seiner Abreise fühlt er sich so verlassen, daß sich der von den Frauen unworbene Mann ohne Eigenschaften einen Augenblick lang nach der kommerziellen Form der Zuneigung sehnt, die ihm eine Prostituierte mit armseligen und abgegriffenen Worten anbietet. Gleich Moosbrugger ist Ulrich gegen seine Zeit gerichtet und weiß, daß die wirklichen Verhältnisse trotz dem Nimbus der unabänderlichen Notwendigkeit, mit dem sie sich umgeben, ein künstliches, zerbrechliches und mangelhaftes Gebilde sind. "Er ahnt: diese Ordnung ist nicht so fest, wie sie sich gibt; kein Ding, kein Ich, keine Form, kein Grundsatz sind sicher, alles ist in einer unsichtbaren, aber niemals ruhenden Wandlung begriffen" (S. 257). Wir wissen, daß es Ulrich bis jetzt nicht gelungen ist, die beiden Grundformen seines Wesens, die Musil mit "Gewalt" und "Liebe" umschreibt, miteinander zu vereinen. Auch Moosbrugger ist gespalten. Er hat Zeiten der wohlthuenden, versöhnlichen Ausdehnung seines Ich auf die ganze Welt und Zeiten der qualvollen und beängstigenden Einengung und Gedankenflucht. In sol-

chen Augenblicken der Bedrängung muß er sich dann gewaltsam Luft machen; denn "es war ihm niemals gelungen, die Mitte zwischen seinen zwei Zuständen zu finden" (S. 407). "Moosbrugger stand immer mit den Beinen auf zwei Schollen und hielt sie zusammen, vernünftig bemüht, alles zu vermeiden, was ihn verwirren konnte" (S. 248). Es gibt aber auch Augenblicke, wo er mit behaglicher Genugtuung auf sein Leben zurückblickt. "Und alles war doch irgendwie zusammengefaßt zu einem Ganzen: die Landstraßen, die Städte, die Gendarmen und die Vögel, die Toten und sein Tod" (S. 407). Manchmal, wenn er im Gefängnis über sein Leben nachdenkt, ist er sogar von einer Glücksempfindung durchdrungen: "Es ist schwer, einen Ausdruck für die Einheit seines Wesens zu finden, die er in manchen Stunden erlangte. Man kann sich wohl leicht vorstellen, daß das Leben eines Menschen wie ein Bach dahinfließt; aber die Bewegung, die Moosbrugger in dem seinen wahrnahm, floß wie ein Bach durch ein großes stehendes Wasser" (S. 543). Solche Gefühle momentaner Seinsverbundenheit erfassen Ulrich hier und da schon während der Zeit seines "Urlaubs vom Leben"; ihre volle Ausbildung hingegen werden sie erst im zweiten Buch in der Form des sogenannten "anderen Zustands" erreichen. Die Parallele zwischen Ulrich und Moosbrugger ist außerordentlich deutlich. Musil verwendet sogar für beide das gleiche Bild des "Tropfens", um das beseligende Erlebnis der Entrückung auszudrücken. Er schreibt über Ulrich: "Und meint er einmal den rechten Einfall zu haben, so nimmt er wahr, daß ein Tropfen unsagbarer Glut in die Welt gefallen ist, deren Leuchten die Erde anders aussehen macht" (S. 257). An einer ganz anderen Stelle ist auch Moosbrugger von seinen mühelos fortschreitenden Gedanken entzückt, und da heißt es von ihm: "Ein Tropfen von Moosbruggers Blut war in die Welt gefallen. Man konnte das nicht sehen, weil es finster war, aber er fühlte, was im Unsichtbaren vor sich ging. Wirres richtete sich dort draußen gleich. Krauses wurde glatt. Ein lautloser Tanz löste das unerträgliche Surren ab, mit dem ihn die Welt sonst oft quälte" (S. 406).

Musil zeigt uns Ulrich in seiner Fragwürdigkeit, wenn er ihn ausgerechnet diesen krankhaft veranlagten Menschen bewundern läßt, der zwischen manisch-hochgemuten und depressiv-niedergeschlagenen Lebensphasen willenlos hin- und hergerissen wird. Moosbrugger bestrickt Ulrich durch seine vollblütige Persönlichkeit und durch die Unbeirrbarkeit seines Handelns. In dieser bärenhaft starken und tappigen Gestalt liegen eine rohe männliche Kraft und ein Durchsetzungswille, die dem intellektuellen Ulrich fehlen und die ihn gerade aus der Gegensätzlichkeit ihrer Wesen heraus fesseln. "Moosbrugger ging ihn durch etwas Unbekanntes näher an als sein eigenes Leben, das er führte" (S. 124). In der Verzweiflung über die Eigenschaftslosigkeit seines Daseins beneidet er ihn sogar um sein grauenhaft rohes Verbrechen, nur weil es aus uneingeschränkter Gefühlsintensität heraus begangen worden ist. Er malt sich die Begegnung des Mörders mit der Prostituierten aus und denkt: "Welch wunderbares Erkennen mußte das gewesen sein, vom Kopf bis zu den Sohlen" (S. 667). Die andauernde Eigenschaftslosigkeit wirkt sich gefährlich auf Ulrich aus. Sie befähigt ihn zwar zu sachlich-objek-

tivierenden Urteilen, aber sie zwingt ihn auch zu einer moralisch wertefreien Betrachtung der Welt und hat die verhängnisvolle Folge, "daß ihn aus dem Bild eines Mörders nichts Fremderes anblickte als aus anderen Bildern der Welt, die alle so waren wie seine eigenen alten Bilder: halb gewordener Sinn, halb wieder hervorquellender Unsinn! Ein entsprungenes Gleichnis der Ordnung: das war Moosbrugger für ihn!" (S. 668). Die amoralische Lebenshaltung, die dank der Eigenschaftslosigkeit künstlich gezüchtet wurde, verwandelt sich unter der Hand zur Unmoral. Straßlos kann man sich den Forderungen des Lebens auf die Länge nicht entziehen. Kämpfte Ulrich früher umsichtig und sorgfältig analysierend gegen die Uneigenschaftlichkeit seiner Zeit, so sehnt er sich jetzt ungestüm und rücksichtslos nach Selbstverwirklichung, nach einer Tat, die sein ganzes Wesen erfaßt. Der gewalttätige Lustmörder, der autonom aus sich heraus handelt, ist ihm dabei zum Vorbild eines einheitlichen Menschen, eines Mannes mit Eigenschaften, geworden.

Ulrich, der Vertreter und Kritiker seiner Zeit, wird auch zum Opfer seiner Zeit. Die allgemeine Zersetzung ergreift auch ihn und läßt ihm nur noch eine negative Lebensmöglichkeit übrig. Statt die Welt umzugestalten, wendet er sich von ihr ab und versucht gegen sie und ihre Gesellschaftsordnung zu leben; aus Zorn und Verzweiflung über die eigene Unfähigkeit wird der Moralist zum potentiellen Verbrecher. In dieser affektiv geladenen Gegenreaktion zeigt sich Ulrich genau so zeitgebunden wie irgendeine andere Romanfigur. Damit ist auch er als gescheiterter Moralist in den sinnlosen Kreislauf des "Seinesgleichen geschieht" eingeschlossen.

DRITTER TEIL

DIE GESCHWISTERLIEBE ALS VERSUCH, EIGENSCHAFTEN ZU ERWERBEN

1. Bedeutung und Rechtfertigung der Geschwisterliebe

Robert Musil hat uns die intellektuelle Tüchtigkeit seiner Hauptfigur Ulrich immer wieder vor Augen geführt. Wenn daher der Mann ohne Eigenschaften das Ziel der Selbstverwirklichung am Ende des ersten Buches noch immer nicht erreicht hat, so ist nicht an dessen Scharfsinn in der Analyse der verschiedenen Lebensformen, wohl aber an der Leistungsfähigkeit des Denkens überhaupt zu zweifeln. Die Vorzüge dieses Erkenntnismittels, die freie Beweglichkeit und souveräne Unabhängigkeit, verkehren sich in lauter Nachteile. Clarisse charakterisiert ihren Jugendfreund in einem hellsichtigen Augenblick als einen "Eisläufer, der sich auf einer geistigen Spiegelfläche nach Willkür näherte oder entfernte" (S. 929). Ulrich leidet unter diesem "ewigen Wiederholen und im Kreis gehen des Geistes" (S. 708). Er möchte endlich das allgemeine und distanzierte Verhalten dem Leben gegenüber aufgeben, das ihm die objektivierende Wirkung des Denkens zuerst ermöglicht und dann zum Zwang gemacht hat: er möchte ein persönliches und festes Verhältnis zur Welt gewinnen. In der Begegnung mit seiner Schwester Agathe eröffnen sich ihm ahnungsvoll neue Möglichkeiten der Seinserfahrung. Langsam gleitet er aus dem klaren Erlebnisbereich des rationalen Denkens in das schwer definierbare, unsichere Gebiet des Fühlens, wenn er in der Liebe die Kraft sieht, die dem Leben Sinn und Kontinuität verleiht. "Eigentlich müßte ich ja gerade sagen, daß ich nie unter einer dauernden Idee gestanden habe. Es fand sich keine. Eine Idee müßte man lieben wie eine Frau" (S. 919).

Ulrich hat sich den starken Glauben an die Liebe bewahrt, obwohl er sie, bewußt gegen sich selbst lebend, nur in der minderwertigen Form leichtsinniger Gelegenheitsbekanntschaften kennengelernt hat. Dieser Macht des Lebens wendet er sich nun mit gespannter Erwartung zu und versucht in dem gefährlichen Abenteuer der Geschwisterliebe die Seinserfüllung zu finden, die ihm bis jetzt versagt geblieben ist.

Die Frage, warum Musil ausgerechnet die Figur der Schwester als Geliebte Ulrichs geschaffen hat, ist naheliegend und führt uns in der Interpretation weiter. Es muß sofort festgehalten werden, daß es verfehlt wäre, von dieser Romangestalt her auf perverse Neigungen des Autors selbst zu schließen. Seine eigene Schwester, die im zartesten Kindesalter gestorben ist, hat er nie gekannt. Auch die Annahme, daß er, einer Zeitmode der expressionistischen Literatur folgend, das Inzestmotiv wieder aufgenommen hätte, würde vom wahren Sachverhalt nur ablenken. Wie grundlegend philosophisch er die Liebesbeziehung zwischen den Geschwistern verstanden haben will, geht aus dem folgenden Zitat hervor: "Auch in den Jahren, wo Ulrich seinen Lebensweg allein und nicht ohne Übermut gesucht hatte, war

ihm das Wort Schwester oft schwer von unbestimmter Sehnsucht gewesen, obwohl er damals so gut wie niemals daran dachte, daß er eine lebende und wirkliche Schwester besitze" (1177). Das übergroße Liebesverlangen des einsamen Menschen, der vergeblich die Verwirklichung seiner höchsten Gedanken und Gefühle im Leben sucht, schlägt sich in der Vorstellung "Schwester" nieder, in einer Frau, die als das ideale Gegenbild, als die reine Entsprechung seiner selbst, gedacht wird. Solche ins Absolute gesteigerte Wünsche deuten auf eine "Widerweltlichkeit und starke Widersetzlichkeit" (1179) hin, die uns bei einem so kontaktarmen Menschen wie Ulrich nicht erstaunen; sie sollen aber keineswegs als bloße Anomalien gewertet werden. Auch in der Folge, wenn Musil die tatsächliche Begegnung der Geschwister herbeiführt und sie in enger Gemeinsamkeit leben läßt, nimmt er der Geschwisterliebe durch die Größe der Konzeption, mit der er sie begreift, den Geruch des Anstößigen. Er holt zwar die Figur der Schwester, die in den Gedanken Ulrichs in die Unwirklichkeit entrückt war, auf den festen Boden der Wirklichkeit herunter, verkleinert jedoch durch diese Vergegenwärtigung des Traumbildes keineswegs die ideale Bedeutung dieser Gestalt, die als Schwester die höchste Form der Weiblichkeit verkörpert. Musil bringt in den Gesprächen zwischen Ulrich und Agathe deutlich zum Ausdruck, daß die Liebesbeziehung der Geschwister nicht als psychologisch interessanter Einzelfall verstanden werden darf. Ulrich selbst stellt die individuell erfahrene Geschwisterliebe in einen weltweiten Zusammenhang und kommt auf die großen Beispiele der Menschheitsgeschichte zu sprechen, die für ihn in seinem Ringen um die höchste Liebeserfüllung richtungweisend sind. Er spielt während einer solchen Aussprache zwischen ihm und Agathe auf das "Symposion" Platos an und nennt dann noch weitere archaische Grundtypen des Liebeserlebnisses. "So wie an den Mythos vom Menschen, der geteilt worden ist, könnten wir auch an Pygmalion, an den Hermaphroditen oder an Isis und Osiris denken: es bleibt doch immer in verschiedener Weise das gleiche. Dieses Verlangen nach einem Doppelgänger im anderen Geschlecht ist uralte. Es will die Liebe eines Wesens, das uns völlig gleichen, aber doch ein anderes als wir sein soll, eine Zaubergestalt, die wir sind, die aber doch eben auch eine Zaubergestalt bleibt und vor allem, was wir uns bloß ausdenken, den Atem der Selbständigkeit und Unabhängigkeit voraushat" (S. 924).

Wiederholt kehren die Gedanken der Geschwister zu der geheimnisvollen Vorstellung Platos zurück, daß der Mensch ursprünglich ein vollendetes Ganzes gewesen und erst später in die zwei Hälften Mann und Frau getrennt worden sei, die dazu verurteilt sind, ihr Leben lang nach der fehlenden Ergänzung zu suchen. In den Figuren Agathe und Ulrich schildert Musil das seltene Glück einer Liebe zwischen Mann und Frau, die nicht auf Täuschung, einer nur vermeintlichen Ebenbildlichkeit der Seelen beruht, sondern wirklich zwei im innersten vertraute Menschen miteinander verbindet. Diese Übereinstimmung zweier Menschen könnte Musil nicht dichterischer, nicht anschaulicher darstellen als durch die Wahl der Figur der Schwester, d. h. durch die Wahl einer Frau, deren äußere familiäre Beziehung die Wesensverwandschaft mit dem Mann ohne Eigenschaften versinnbild-

licht. So hat das Inzestmotiv durch die Verknüpfung mit der Liebeslehre Platons eine ungewöhnliche Vertiefung erfahren, wie sie sonst kaum in der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts zu finden ist. Die tiefgreifende Wirkung, die die Liebe auf die Geschwister ausübt, zeigt neben direkten Hinweisen auf den großen Philosophen der Antike, wie weitgehend Musil diese Bindung als eine dem platonischen Eros vergleichbare Lebensmacht auffaßt.

Ulrich sucht in der Liebe zu seiner Schwester mehr als nur die Erweiterung seines Ich um das ihm fehlende weibliche Prinzip; er strebt nach Wahrheit überhaupt, denn er glaubt daran, daß dem Menschen in der liebenden Vereinigung der große Sinnszusammenhang der Dinge in der Welt offenbar werde. Liebe wird zur gelebten Philosophie, zu moralischer und religiöser Seinserfahrung. So wie sie den Gegensatz zwischen Mann und Frau in der höchsten Gefühlssteigerung auslöscht, hat sie die Kraft, Zerstreutes zusammenzubringen, Risse zu heilen und Widersprüche aufzuheben. In ihr fügen sich alle Gegensätze in eine einzigartige Harmonie, die die Vollkommenheit des Lebens bedeutet, und in ihr wird Ulrich die Einheit, die er sich mit Willen und Verstand nicht hat erarbeiten können, als beseligendes Erlebnis für kurze Zeit gewinnen.

Die Parallele zu Plato erstreckt sich auch auf die Form, auf den methodischen Weg, der von der Selbsterkenntnis zur Welterkenntnis führt: die langen Gespräche zwischen Ulrich und Agathe erinnern an die Dialoge der platonischen Schriften. In der echten Auseinandersetzung, die aus einem tiefen Einverständnis entsteht, aber den "Kampf im Gegensatz" nicht scheut, wird das Denken angeregt, befreit es sich von dem Zwang der Welt und erhöht sich zur Selbstvergewisserung.

Wie stark unseren Autor — unabhängig von Plato — das Thema der Geschwisterliebe immer beschäftigt hat, und wie sehr er bemüht ist, es aller Zufälligkeiten und Besonderheiten zu entkleiden, beweist die Tatsache, daß das einzige je veröffentlichte Gedicht Musils den Titel "Isis und Osiris" trägt. Die wenig ansprechenden Verse stammen aus dem Jahre 1923, sind also acht Jahre vor der Veröffentlichung des ersten Bandes des Romans entstanden. In diesem Gedicht behandelt Musil noch den alten, überlieferten Sagenstoff; in dem großen unvollendeten zweiten Buch des "Mannes ohne Eigenschaften" hingegen gestaltet er das gleiche Thema zu einer gegenwarts- und lebensnahen Erzählung um, die auf eigener dichterisch umgesetzter Lebenserfahrung und selbständig schöpferischer Phantasie beruht. Künstlerisch leistet Musil damit das, was er philosophisch fordert: er sucht neue, unserer Zeit gemäße Wege, um die äußersten Situationen menschlicher Existenz zu schildern; ja, er wagt den kühnen Versuch, einen modernen Mythos der Geschwisterliebe zu schaffen, der den Leser bis in das Grenzgebiet führt, wo sich die Wirklichkeit mit dem unendlichen Bereich der Transzendenz berührt. Wie schwierig dieses neue Lebensexperiment Ulrichs in einer fortlaufenden Romanhandlung darzustellen ist und wie mühevoll die Umarbeitung der immer abstrakter werdenden Gedankengänge in einen dichterischen Stoff ist, weiß Musil. Er selbst fügt Vorbehalte an, wenn er das Abenteuer der Geschwisterliebe "eine Reise an den Rand des Möglichen" nennt, "die an den Gefahren des Unmöglichen

und Unnatürlichen, ja des Abstoßenden vorbei, und vielleicht nicht immer vorbei führt" (773). Es ist hier nicht der Ort, die Problematik der Geschwisterliebe zu erörtern. Entscheidend in der Entwicklungsgeschichte des Mannes ohne Eigenschaften ist, daß Ulrich in der Liebe die unverbindliche Haltung dem Leben gegenüber aufgibt, daß er sich dem geliebten Menschen kraft seines ganzen Wesens zuwendet und an ihn verschenkt und daß er in dieser rückhaltlosen Teilnahme nach langem vergeblichem Suchen nun endlich den Einsatz seiner Persönlichkeit wagt.

2. Ulrichs Schwester Agathe als Frau ohne Eigenschaften

Die ersten vierhundert Seiten des zweiten Buches sind eine Art Vorgeschichte zur eigentlichen Liebesgeschichte, eine behutsam vorbereitende Einführung zu den fremdartigen, der Geschäftigkeit des Lebens abgewandten und rational nicht mehr zu erfassenden Erlebrissen der Geschwister. Diesen Teil hat Robert Musil selbst in Druck gegeben; die sechshundert Seiten hingegen, die in der Rowohlt-Ausgabe von 1952 folgen, sind von Adolf Frisé aus dem Nachlaß zusammengestellt worden. Indem ich diesem editorischen Sachverhalt Rechnung trage, stütze ich mich so weitgehend wie möglich auf den Text, den Robert Musil noch selbst redaktionell betreut hat.

Die gedankliche Motivierung der Figur Agathes gibt dem Autor schwer zu lösende künstlerische Probleme auf. Agathe muß als bloß gedachte Gestalt der idealen Vorstellung Ulrichs genügen, soll aber als wirklicher, den Gang der Romanhandlung bestimmender Mensch ebenso sehr dem alltäglichen Leben angehören. In dieser Durchdringung von geistigem Gehalt und stofflicher Schwere, von abstraktem Gedankenentwurf und greifbarer Anschaulichkeit drückt sich wie bei irgend einem Schriftsteller das spezifisch Dichterische der Figur aus. Ungewöhnlich hingegen ist, wie stark sich Musil durch seine philosophische Absicht in seiner künstlerischen Freiheit einschränkt und wie bewußt er seine schöpferischen Impulse der Kontrolle des Intellekts unterwirft. Die Figur Agathes wird zu einem Kunstwerk gedanklicher Präzision. Denn einerseits ist sie, als Schwester, Ulrich gleichgeartet und ebenbürtig, andererseits verkörpert sie als Frau eine ihm entgegengesetzte Lebensweise. Diese doppelte, sich durchkreuzende Beziehung der Gleichheit und Ungleichheit ist notwendig, da in der Gleichheit zwar die Voraussetzung für die Einstimmigkeit zweier Menschen gegeben ist, in der Ungleichheit aber die bloße Addition an sich identischer Teile vermieden wird. Vollkommene Liebe bedeutet für einen Autor wie Musil, der sich mit dem Problem der Selbstwahl, der Konstituierung und Ausbildung des Ich seines Helden beschäftigt, die Bereicherung und Vervollendung des eigenen Wesens um die ihm fehlenden Einsichten und Lebenserfahrungen. Er schildert daher Agathe bis in psychologische Einzelheiten hinein als einen Menschen, der die zu Ulrichs Charakter komplementären Züge besitzt. Gesondert stellen die Geschwister wie die meisten Figuren des Romans eine halbe Existenz dar, verbunden hingegen hebt sich ihre Gegensätzlichkeit durch die Zauberkraft der Liebe in einer höheren Einheit auf.

Die Verwandtschaft Agathes mit Ulrich drückt sich auf den verschiedensten Stufen des Menschseins aus: sie spiegelt sich in der physischen Ähnlichkeit, sie offenbart sich in dem klugen, sicheren und bescheidenen Benehmen Agathes, das sich wohltuend von dem schiefen Ehrgeiz der übrigen weiblichen Gestalten des Romans abhebt, und sie vertieft sich in ihrem passiven Verhalten gegenüber der Welt.

Zunächst scheint es nur eine äußerliche, zufällige Übereinstimmung zu sein, über die Ulrich bei dem ersten Zusammentreffen mit seiner Schwester sich wundert. Nachdem er Agathe, seit sie zehn Jahre alt war, nicht mehr gesehen hat, kommt er, herbeigerufen durch die Nachricht vom Tode seines Vaters, in seine Vaterstadt. Beim Umkleiden fragt er sich einen Augenblick, in welcher Weise er der ihm fast unbekannten Schwester entgegentreten wolle, und beschließt nach kurzem Zögern, daß er nach der durchreisten Nacht einen Hausanzug wählen und sich ihr gegenüber vertraulich und ungezwungen geben wolle. "Es war ein großer, weichwolliger Pyjama, den er anzog, beinahe eine Art Pierrotkleid, schwarzgrau gewürfelt und an den Händen und Füßen ebenso gebunden wie in der Mitte; er liebte ihn wegen seiner Bequemlichkeit, die er nach der durchwachten Nacht und der langen Reise angenehm fühlte, während er die Treppe hinabstieg. Aber als er das Zimmer betrat, wo ihn seine Schwester erwartete, wunderte er sich sehr über seinen Aufzug, denn er fand sich durch geheime Anordnung des Zufalls einem großen, blonden, in zarte graue und rostbraune Streifen und Würfel gehüllten Pierrot gegenüber, der auf den ersten Blick gänzlich aussah wie er selbst. 'Ich habe nicht gewußt, daß wir Zwillinge sind!' sagte Agathe, und ihr Gesicht leuchtete erheitert auf" (S. 690). Ihr volles Gewicht erhält diese Szene erst durch ihre Stellung in der Romanhandlung: was sich im Augenblick wie ein harmloser unfreiwilliger Scherz ausnehmen mag, prägt sich den Geschwistern als das erste Bild ihrer Gemeinsamkeit so stark ein, daß sie immer wieder auf diese Begegnung zu sprechen kommen. Obwohl ihr Vater im Nebenzimmer tot aufgebahrt liegt, wollen sich beide nicht förmlich betragen, nur um der konventionellen Norm zu gehorchen, denn beide haben diesen strengen und verknöcherten Mann nie geliebt. Daher drückt sich in ihrer unbekümmerten Kleidung eine Aufrichtigkeit aus, die sie beide in gleichem Maß besitzen. In dem "blitzhaften Gefühl der Überraschung" (S. 925), das Agathe beim Anblick des Bruders getroffen hat, ist der Augenblick dieser unwillkürlichen Erkenntnis enthalten. Schon jetzt intensiviert die um fünf Jahre Jüngere künstlich das verwandtschaftliche Gefühl der Zusammengehörigkeit, indem sie scheinbar übermütig das Wort "Zwillinge" ausspricht. Diese hier noch verhalten angedeutete Sehnsucht, sich immer stärker aneinander anzugleichen, und der Wunsch, die wirklichen Gegebenheiten um das Unwirkliche zu erweitern und zu überhöhen, kommt später immer stärker zwischen ihnen zur Sprache. In einem Moment des glücklichen Einverständnisses scheint ihnen auch der Ausdruck "Zwillinge" noch zu schwach, und sie nennen sich, vor dem Absurden nicht zurückschreckend, "siamesische Zwillinge" (S. 918). Natürlich ist das zunächst nur ein

Spaß, aber Musil ist gerade dort, wo er spottet, besonders ernst, so ernst, daß er seine Gefühle und Gedanken nicht in ihrer ganzen Schwere offen ausbreiten mag. Auch daß die beiden ein "Pierrotkleid" tragen – "Clownkittel" (S. 882), wie Agathe später sagt –, bleibt nicht ein Umstand von bloß äußerlicher Zufälligkeit. Die Geschwister treiben ein gefährliches Spiel. Sie lösen sich von der Gesellschaftsordnung und bewegen sich von dem alltäglichen Leben weg, ohne zu wissen, ob sie ein zweites sinnvolles Leben finden werden oder ob sie nicht eines Tages vor sich und der Welt als Narren dastehen werden. Schließlich ist in dieser Szene noch von Wichtigkeit, daß Ulrich, der sich bis jetzt gegenüber den Ereignissen immer reflektierend verhalten hat, zum ersten Mal wieder von der Unmittelbarkeit eines Eindrucks heftig berührt worden ist. Diese innere Bewegung deutet schon jetzt darauf hin, daß ihm neue Lebensmöglichkeiten offen stehen.

Die Geschwister forschen in dem Wunsch, sich im andern zu finden, immer neu nach gegenseitiger Ähnlichkeit und sind oft schlagartig durchdrungen von dem Gefühl schicksalhafter Verbundenheit. So ist es Ulrich beim Anblick Agathes einmal zumute, "er wäre es selbst, der da zur Tür eingetreten sei und auf ihn zuschreite; nur schöner als er und in einen Glanz versenkt, in dem er sich niemals sah. Zum ersten Mal erfaßte ihn da der Gedanke, daß seine Schwester eine traumhafte Wiederholung und Veränderung seiner selbst sei" (S. 709). Ein anderes Mal sucht er in der äußeren Erscheinung Agathes nach Einzelheiten, in denen er sich wiedererkennen könnte, und meint: "Es war ein inhaltsvolles Gesicht, aber nirgends war darin etwas unterstrichen und in der geläufigen Weise zu Charakterzügen zusammengefaßt" (S. 691). In diesem etwas unbeholfenen Urteil drückt sich, nur für das Verständnis des Lesers bestimmt, die Eigenschaftslosigkeit Agathes aus. Der Mann ohne Eigenschaften selbst kommt auf diese Analogie zu seinem eigenen Verhältnis zum Leben nie zu sprechen; für den Leser hingegen ist es jederzeit deutlich, daß Agathe, in Abwandlung des Themas, nichts anderes als eine Frau ohne Eigenschaften darstellt. Sie ist der Welt gegenüber gleichmütig, ja sogar gleichgültig. Sie tut zwar, was man von ihr fordert, aber ohne innere Anteilnahme. Losgelöst von sich selbst, hat sie zwei Persönlichkeiten, ihrem Vater, dem Rechtsgelehrten, und ihrem Ehemann, dem fortschrittlich gesinnten Schulmeister Hagauer, immer gehorcht, obwohl ausgerechnet diese beiden wackeren Männer von tadellosem Ruf, im Gegensatz zu ihr, keine höhere Aufgabe kennen, als juristisch ordnend und pädagogisch belehrend in das Leben einzugreifen. "Es wäre ihr unsinnig erschienen, etwas gegen feste Einrichtungen zu unternehmen, die mit ihr keinen Zusammenhang hatten und offenbar zu einer Welt gehörten, die nach dem Willen von Vätern und Lehrpersonen aufgebaut war" (S. 742). Ulrich kann nicht verstehen, wie Agathe mit dem ihm unsympathischen und von ihr ungeliebten Hagauer zusammenleben konnte. Auf seine hartnäckigen Befragungen hin, die erkennen lassen, daß er in seiner uneingestanden Eifersucht nicht merkt, wie auch er immer gegen sich selber gelebt hat, sagt Agathe mit schlichter Selbstverständlichkeit: "Man muß mit sich geschehen lassen, was dazu gehört; es ist weder besonders schön, noch übermäßig unangenehm" (S. 745). Im Gegensatz zu Ulrich hat Agathe

ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Das scheint nun ein offenkundiger Widerspruch zu sein. Dennoch läßt sich auch dieses gute Auffassungsvermögen auf eine Form der Eigenschaftslosigkeit zurückführen. Während der rationale Ulrich die Dinge durch sein funktionalistisches Denken in Beziehungssysteme auflöst, läßt sie Agathe in extremer Gegenhaltung zu ihm überhaupt vollständig unberührt und intakt. Die Rückwirkung dieser verschiedenen Verhaltensweisen auf die Geschwister ist beide Male die gleiche: sie liegt in der Unfähigkeit, sich im Leben zu engagieren. Agathe sagt zu Ulrich: "In mir bleiben die Dinge liegen, weil ich nichts mit ihnen anzufangen weiß, — das ist mein gutes Gedächtnis" (S. 718). Was sie nicht versteht, das nimmt sie auch nicht auf, und von der Notwendigkeit des Lebens, so wie es sich als Wirklichkeit gibt, war sie schon seit langen genau so wenig überzeugt wie Ulrich. Die Frage, wieso Agathe als schöne junge Frau, die keineswegs gefühllos ist, zu dieser passiven und gleichgültigen Einstellung gegenüber der Welt gekommen ist, führt uns überraschend auf eine noch tiefer liegende Gemeinsamkeit zwischen den Geschwistern. Wir erinnern uns, daß Ulrich in einer kurzen Begegnung mit einer Frau Major auf eine weltferne Weise die große Liebe und mit ihr eine merkwürdige Daseinsveränderung und Bewußtseinsverschiebung erlebt hat. Agathe ist im Alter von erst achtzehn Jahren ebenfalls von einer heftigen Liebesleidenschaft gepackt worden, aber auch für sie blieb dieses Erlebnis ein großes, unerfülltes Versprechen: ihr früherer Jugendgespieler wurde ihr auf der Hochzeitsreise nach wenigen Tagen durch den Typhus jäh entrissen. Trotz dieser vorzeitigen Zerstörung eines neu beginnenden glücklichen Lebens hat Agathe zu den Verliebten gehört, "die das Leben zum ersten Mal staunend erblicken, wenn es von der Liebe erleuchtet wird" (S. 772/773). Sie hat eine wesentlichere Seinsart entdeckt und lebt seither wie ihr Bruder Ulrich in der stillen Erwartung, daß diese Existenz irgendwann einmal eine Fortsetzung finden müsse. "Ohne etwas Besonderes zu glauben und zu denken, bloß aus der Traumfähigkeit und Eigenwilligkeit einer einsamen Natur behandelte sie von dem Augenblick dieses leeren Staunens an das Geschehen innerlich so, wie wenn es nicht endgültig wäre" (S. 773). Seit dieser großen Liebeserfahrung weigert sich Agathe, an dem gewöhnlichen Leben, das sie verachtet, Anteil zu nehmen, und verbringt die folgenden acht Jahre "in einer leichten Gehobenheit des Lebensunwillens" (S. 773). Zwar versucht sie sich zunächst noch gewaltsam in die gehobene Stimmung der Liebe zurückzusetzen, aber "Liebhaber kamen ihr, sobald sie sie erst kennen gelernt hatte, nicht bezwingender vor als Gatten" (S. 744). Von diesen Abenteuern bleiben nur der Verdruß und der schale Nachgeschmack vergeblicher Anstrengung übrig, der Agathe in dem Eindruck ihrer eigenen Bedeutungslosigkeit bestärkt. "Jenes Grundgefühl ihrer Überflüssigkeit war im Grunde weder verzweifelt noch gekränkt, sondern ein Zuhören und Zusehen, wie es Agathe immer gekannt hatte, und bloß ohne jeden Antrieb, ja ohne die Möglichkeit, sich selbst einzusetzen" (S. 986). Agathe versinkt in einen Zustand der Tatlosigkeit und Apathie, denn sie "fühlte sich nun von ihrem wirklichen wie von ihrem unwirklichen Leben ausgespien und unwürdig hoher Vorsätze" (S. 774), Die in ihr schlummernde Bereit-

schaft zu einem ungewöhnlichen und andersgearteten Erlebnis wird erst durch die Gegenwart ihres Bruders wieder geweckt. Seine Reden begeistern sie, denn sie hat "schon vieles von dem, was er sagte, selbst gedacht, bloß ohne Worte" (S. 746). Auch wenn sie ausruft: "Aber ich möchte einmal ganz eins und einverstanden mit mir sein und auch ... nun eben, irgendwie so leben!" (S. 740), weiß sie sich in diesem Wunsch nach Selbstverwirklichung in Übereinstimmung mit ihm. Ulrich seinerseits erkennt, daß die Interesselosigkeit seiner Schwester nicht tief in ihrem Wesen verwurzelt ist, sondern daß Agathe sich bloß künstlich vom Leben absplattet, denn er spürt, "daß sie nie 'ganz in etwas darin', daß auch sie ein Mensch des 'leidenschaftlichen Stückwerks' sei wie er" (S. 720).

In den Grundlinien stimmt die Daseinsform der Geschwister überein: sie sind eigenschaftslos, weil sie sich ein ursprüngliches Liebesvermögen rein bewahren wollen. Agathe bestätigt Ulrich aber nicht nur in seiner Lebensauffassung; sie regt ihn auch durch ihre Andersartigkeit an. Sie ist einfacher und unmittelbarer als er. Neben seiner zögernden Art, an die Dinge heranzugehen, wirkt sie mutig und temperamentvoll. Ihr splittert sich das Leben nicht in lauter begriffliche Einzelheiten auf; wozu sie Lust hat, das führt sie aus. "Sie hat sehr wenig Realitätssinn", dachte er, 'aber eine wunderbare Art, das zu tun, was sie will. Unüberlegt könnte man sagen, aber darum auch unabgekühlt. Wenn sie böse ist, sieht sie die Welt rubinrot.'" (S. 889). So unabhängig und innerlich frei sich Ulrich auch fühlt, so beugt er sich doch im ganzen gesehen den Anstandsregeln seiner Zeit. Agathe kümmert sich überhaupt nicht um solche feststehende Formen, wenn sie ihr nicht passen. Dem toten Vater, der trotz allen öffentlichen Ehrungen im Grunde ein einsamer und vergrämter alter Herr war und nun mit verkniffenem Gesichtsausdruck auf der Totenbahre liegt, schiebt sie in einer plötzlichen Gemütsaufwallung ein seidenes Strumpfband in die Tasche, das von ihrem Bein noch warm ist. Das Bedürfnis, dem Toten etwas Lebendiges und Intim-Persönliches mitzugeben, ist mächtiger in ihr als jegliche konventionelle Rücksichtnahme. Ulrich will es in seiner Verblüffung hindern. "Dann aber fing er in den Augen seiner Schwester einen Blitz von reiner Taufische des frühen Morgens auf, in die noch keine Trübe des Tagwerks gefallen ist, und das hielt ihn zurück" (722). Im Gegensatz zu Ulrich, "der seinen Gefühlen die erdenklichsten Schwierigkeiten bereitete, um sie sich zu verbieten, wenn sie die Probe nicht bestünden" (S. 986), handelt sie "großzügig und unbedenklich" (S. 986) aus den Eingebungen des Augenblicks. "Da sie nicht ein so fanatischer Mensch war wie ihr Bruder, fühlte sie, was sie fühlte. Wenn sie zärtlich war, war sie zärtlich; nicht gedankenhell oder moralisch erleuchtet, obwohl sie es an ihm ebenso liebte wie scheute" (S. 963). Trotz ihrer Eigenschaftslosigkeit ist Agathe in stärkerem Maß als Ulrich ein Mensch aus Fleisch und Blut mit natürlichen, auf die Umwelt antwortenden Reaktionen. Ja, man kann sagen, daß ihre Eigenschaftslosigkeit gerade in dem völlig unreflektierten Verhalten der Welt gegenüber bestehe. Für sie ist das Leben kein theoretisches Problem, und sie fragt sich nicht, in welche gedanklichen Zusammenhänge ihre Erlebnisse gehören, denn ihr mangelt ein über ihre unmittelbare Umgebung hinausgreifender wissenschaftli-

cher oder geschichtlicher Sinn. In ihr verfestigen sich Ulrichs Lebensgefühle und Gedanken, die im Begriff waren, sich in lauter Abstraktionen aufzulösen. "Sie war der Mensch, der die Hand ausstreckt, und an die Stelle von Ulrichs Überzeugungen traten Körper und Gebilde der wirklichen Welt" (S. 845).

Zunächst beglückt es Agathe, seinen langen Darlegungen zuzuhören und für ihre Lebensweise überraschend zutreffende Erklärungen zu erhalten. Ulrich öffnet ihr das Verständnis für die Gründe ihres eigenschaftslosen Verhaltens, das bis jetzt immer ein unwillkürliches war, und dieses Bewußtwerden der eigenen Existenz nimmt ihr einen Teil ihrer Sinnlosigkeit. Aber die Gespräche, die der Überwindung dieses Zustandes, der keine Entwicklung zuläßt, dienen sollten, dauern an, und Agathe wird immer trauriger. Sie fühlt, daß das Leben, das sie bis jetzt geführt haben, nur ein vorläufiges sein darf und auf eine Entscheidung hindrängt. Statt diese kurz entschlossen zu wagen, holt Ulrich weit aus und bewegt sich in seinen Gedankengängen weg von ihr, um dann plötzlich wieder zu einem Punkt seiner Betrachtungen zu gelangen, der sie unerwartet nahe berührt. Es kommt ihr wunderbar vor, "daß er da sitzt und Dinge spricht, die in die Höhe verlorengehen und mit einem Mal wieder herabfallen wie ein Gummiball, der sich zwischen den Ästen verfangen hat" (732).

Je länger dieses zermürbende Zwischenstadium zwischen Erkenntnis und hinausgezögertem Handeln dauert, desto unzufriedener wird Agathe mit Ulrich und erliegt zuletzt einem so heftigen Gefühl der Leere, der Inhaltslosigkeit des Daseins, daß sie sich mit dem Gedanken an Selbstmord abgibt. Diese Textstellen, in denen Agathe an Ulrich Kritik übt, sind für uns besonders interessant, weil in ihnen der Autor am deutlichsten von seiner Hauptfigur abrückt und sie von einem zweiten Standpunkt aus in einer neuen Perspektive betrachtet. Diese Verschiebung des Blickwinkels fällt ins Gewicht, weil Agathe die einzige Gestalt im Roman ist, die sich mit Ulrich an Wert messen darf. Sie wiederholt in den verschiedensten und immer heftiger werdenden Formulierungen stets den gleichen Vorwurf. Sie tadelt an Ulrich die Handlungsunfähigkeit und versteht, daß diese mit seinem hoch ausgebildeten Denkvermögen zusammenhängt, weil das Denken, solange man den Schritt aus ihm hinaus in die Wirklichkeit nicht wagt, zur Selbst- und Lebensverweigerung führt. "Sie hörte, wie er immer wieder vorsichtig alles zurücknahm, wozu er sich hinreißen ließ, und seine Worte schlugen wie große Tropfen von Glück und Traurigkeit an ihr Ohr" (S. 788). An anderer Stelle ist der Ton ihrer Rede schon ungehaltener: "Sie sah nicht ein, warum alle Gedanken immer gleich für alle Menschen gelten sollten! Sie verlangte in ihrer Beschämung persönlichen Trost und nicht allgemeine Belehrung!" (S. 983). Wieder an einem andern Ort greift sie ihn in ihrer Empörung direkt an: "Mir scheint, die Wahrheit ist in deinem Gebrauch eine Kraft, die den Menschen mißhandelt!?" (S. 812). Zuweilen unterbricht Agathe die ausgedehnten Darlegungen Ulrichs auch mit bangen Fragen, aus denen man die Lebensnot eines gequälten Menschen heraushört: "Nun sag mir du, um Gotteswillen, sag mir endlich, in welchem Augenblick erscheint uns etwas im Leben notwendig?!" (S. 753) oder: "Warum sprichst du nie ernst mit mir?" (S. 754) oder auch: "Wenn ich dich

aber etwas Entscheidendes fragen will, löst du dich in Luft auf!" (S. 755). Ulrich selbst erkennt seine Schwächen und schont sich selbst nicht mit Selbstkritik, wenn er sagt: "Die Welt ist voll tätiger Entscheidung, und wir sitzen da und reden in fauler Üppigkeit von der Süßigkeit des Gutseins und den theoretischen Töpfen, in die man sie füllen könnte!" (S. 766). Auch Walter und Clarisse haben sich schon in ähnlich negativer Weise über ihren Jugendfreund geäußert. Neu hingegen ist, daß diesmal solche Anklagen von einem Menschen erhoben werden, der von Ulrich geliebt wird, unter dessen Passivität tief leidet und einen gerechten, persönlichen Anspruch auf eine andere Behandlung hätte. Ulrichs Eigenschaftslosigkeit, die bis jetzt ihre negative Wirkung nur auf ihren Träger selbst ausgeübt hat, ist im Begriff, seine Schwester und die höchste Lebensmöglichkeit des Liebesglücks zu zerstören.

Gleichzeitig mit der aufgezeichneten Entwicklung, in der sich die Verhaltensweisen der Geschwister immer stärker aussondern, verläuft die Wechselwirkung der beiden Figuren aufeinander. Die Polarität ihrer Lebenshaltungen, das allgemein-abstrakte Denken Ulrichs und das engbegrenzte Wirklichkeitsempfinden Agathes, regt sie gegenseitig an und führt sie aus dem Lebenskreis hinaus, in den sie jahrelang eingeschlossen waren. Nur aus der Differenz ihres Wesens, in einer Art Vermählung der beiden Prinzipien Theorie und Praxis, ist eine Weiterentwicklung, nämlich die Überwindung der Eigenschaftslosigkeit, möglich. Agathe beginnt bewußter zu leben, und Ulrich fängt an lebhafter zu empfinden, denn die Trennung zwischen ihnen wird zu dem Ansatzpunkt einer neuen Lebensgestaltung. Den paradoxen Vorgang, durch den die Geschwister gerade von ihrer Gegensätzlichkeit her zusammengeführt werden, beschreibt Musil, wenn er von Agathe sagt: "Aber sie schöpfte ihren Mut aus ihm selbst, und das war ein so wunderbar weiblicher Zustand, der sich auf ihn stützte, während sie ihn angriff, daß er es auch fühlte" (812).

In doppelter Hinsicht öffnet Ulrich seiner Schwester das Verständnis für die schiefe Situation, in der sie sich seit Jahren befindet. Schon in den ersten Stunden des Zusammenseins mit dem Bruder wird Agathe aus der Stagnation gerissen, in der sie während ihrer Ehejahre versunken ist. Sie lebte gleichmütig mit jenem Hagauer zusammen und ließ alles geschehen, weil sich ihr kein besseres Leben darbot. Nach der Beerdigung des Vaters gibt ihr Mann, dessen großes Arbeitspensum ihn an die Stätte seines Wirkens zurückruft, Agathe einen Abschiedskuß und führt damit eine Geste aus, die zu seinen üblichen, mehr pflichtgemäßen als leidenschaftlichen Ehegepflogenheiten gehört. Doch jetzt genügt es plötzlich, daß Ulrich diesem belanglosen Vorgang zuschaut, um Agathe zu "vernichten". "Wie hat es geschehen können", fragte sie sich bestürzt, "daß ich solange an der Seite dieses Mannes ausgeharrt habe?" (S. 747). Die bloße Gegenwart ihres Bruders bewirkt, daß sie aus der Scheinwirklichkeit ihres vergangenen Lebens aufwacht und sich der Sinnlosigkeit ihrer Existenz bewußt wird. Ulrich führt sie weiter zu der Erkenntnis, daß sie seit dem Tod ihres Jugendgeliebten gegen sich selbst gelebt und daß sie dieses Leben, ohne sich über ihre Handlungsweise Rechenschaft zu geben, gewählt habe, um sich die Erinnerung an die Zeit dieser großen Liebe lebendig zu erhalten. "Auf diese Weise machte sie überhaupt, seit sie mit ihrem

Bruder beisammen war, die Wahrnehmung, daß in die große Spaltung zwischen verantwortungslosem Leben und gespenstiger Phantasie, die sie erlitten hatte, eine erlösende und das Gelöste von neuem bindende Bewegung kam" (S. 775).

Wie die junge Frau sich von ihrem Jugendgeliebten löst, schildert Musil in einer eindrucklichen Szene. Agathe öffnet in einem unbeobachteten Augenblick das Medaillon mit dem Porträt des geliebten Mannes, das sie immer heimlich auf dem Busen getragen hat, und stellt mit Erstaunen fest, daß ihr, der bereits Siebenundzwanzigjährigen, aus der Photographie des einundzwanzigjährigen Jünglings ein viel zu junges Gesicht entgegenblickt, mit dem sie nichts mehr anzufangen weiß. Der kostbare Besitz dieser Erinnerung, den sie sich so sorgfältig zu erhalten meinte, ist der langsamen, aber stetigen Abnutzung durch die Zeit erlegen und zu einer unwirklichen Gefühlsbeziehung geworden. Musil läßt Agathe dieses Medaillon mit einer Giftkapsel vertauschen als Ausdruck dafür, daß sie sich in dem neuen Lebensexperiment mit ihrem Bruder in eine Grenzsituation begeben wird und daß sie diese Gefahr dunkel ahnt. Gleichzeitig aber weiß sie, daß das Leben, das sie auf ihrer Hochzeitsreise als das eigentliche erkannt hat, nur durch Ulrich eine Fortsetzung finden kann und daß sie sich nur mit seiner Hilfe aus den unechten gegenwärtigen Lebensbeziehungen zu befreien vermag. "Er war die Schwelle zwischen zwei Leben, und alle Sehnsucht, die sie nach dem einen der beiden empfand, und alle Flucht aus dem anderen führte zuerst zu ihm. Sie liebte ihn in einer so schamlosen Weise, wie man das Leben liebt" (S. 987).

Agathes Einfluß auf ihren Bruder ist ebenso groß wie dessen verändernde Wirkung auf sie. Die Konfrontation mit ihr enthüllt auch ihm die Unhaltbarkeit des Zustandes, in dem er sich schon seit so langer Zeit befindet. "Er ertrug nicht mehr die Unentschiedenheit, die er geliebt hatte, und es schien ihm, daß gerade Agathe die Aufgabe habe, ihn soweit zu bringen" (S. 812). In der Berührung mit seiner Schwester füllt sich die Wirklichkeit mit Intensität, Leuchtkraft und überzeugender Selbstverständlichkeit der Einzelheiten. Diese starke Unmittelbarkeit der Dinge "mochte aber auch davon herrühren, daß er den zögernd führenden Willen seiner Schwester spürte, der den seinen jugendlich ergriff" (S. 721). Agathes Anwesenheit weckt in dem gelehrten Ulrich eine starke Lebensbegierde und die Lust, die Trennungswand, die sich zwischen ihm und dem Leben aufrichtet, zu zertrümmern und sich leidenschaftlich mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen. "Er sehnte sich manchmal danach, in Geschehnisse verwickelt zu sein wie in einen Ringkampf, und seien es sinnlose oder verbrecherische, nur gültig sollten sie sein. Endgültig, ohne das dauernd Vorläufige, das sie haben, wenn der Mensch seinen Erlebnissen überlegen bleibt. 'Also in sich selbst endendgültige' überlegte Ulrich, der jetzt ernsthaft nach einem Ausdruck suchte, und unversehens schweifte dieser Gedanke nicht mehr zu den eingebildeten Geschehnissen, sondern endete bei dem Anblick, den Agathe selbst, und nichts als Spiegel ihrer selbst, in diesen Augenblicken darbot" (S. 753/754). Ulrich hat die funktionalistische Denkweise herzlich satt. Er möchte nun endlich für sein Denken und Fühlen ein Hindernis finden, eine konstante Wirklichkeit, an die er sich anlehnen kann und die ihm einen festen

Halt bietet. In seiner Schwester begegnet er zum ersten Mal einem Menschen, auf den alle seine Wünsche gerichtet sind und in dem sie ihr Ziel finden. Sie ist für ihn die sich selbst genügende Gegenwart, ein in sich geschlossener Mensch, der sich durch seine Eigenschaftslosigkeit von den uneigentlichen Eigenschaften der Zeit frei gehalten hat und den andern Figuren gegenüber den Vorzug der Eigenständigkeit besitzt. Ihre Handlungen stehen nicht in einer Beziehungskette anderer Handlungen. Den Einfall aus dem Augenblick schöpfend, hat sie dem toten Vater das Strumpfband in die Tasche geschoben, und ebenso unbedenklich, nur weil es ihr momentan richtig erscheint, wird sie das Testament, das geistige Erbe des gleichen Mannes, fälschen. Es gibt Zeiten, in denen der beredte Ulrich in Schweigen versinkt oder über ein paar einfache Worte nicht hinwegkommt. Durch das Reden werden die Dinge miteinander in Beziehung gesetzt. Diese Gabe, die der Mann ohne Eigenschaften so meisterhaft entwickelt hat, versagt nun hie und da ihren Dienst vor der Macht der Ereignisse. "Dieser kleine Satz: 'Agathe ist jetzt da' wiederholte sich in Wellen, erinnerte an das Staunen eines Knaben, dem ein Spielzeug geschenkt worden ist, hatte etwas den Geist Hemmendes an sich, aber anderseits auch eine schier unbegreifliche Fülle an Gegenwart, und führte, alles in allem, immer wieder auf den kleinen Satz zurück: 'Agathe ist jetzt da'" (S. 916). Nicht nur die Person Agathes, auch ihre Handlungsweise setzen Ulrich in seinen Lebensmöglichkeiten eine Grenze, über die er nicht mehr hinweg kann. Plötzlich und zum ersten Mal seit der Zeit seines "Urlaubs" hat er entdeckt, "daß er nicht mehr zu wählen habe" (S. 889). Das ist nach der Beerdigung des Vaters geschehen. Nach Wien zurückgekehrt, beabsichtigt Ulrich, seine Schwester in einem Brief aufzu fordern, den durch die Fälschung des väterlichen Testaments begangenen Betrug wiedergutzumachen. Die Tatsache, daß dieser Brief nie geschrieben wird, wiegt schwer: Ulrich hat nicht nur das Vergehen Agathes stillschweigend gebilligt; er hat sich durch seine Schwester im Leben binden und festlegen lassen, da das Unrecht, wenn es entdeckt würde, ebenso auf ihn wie auf sie zurückfiele. Ulrich hat die von Agathe getroffene Wahl angenommen — eine Wahl, die sich seltsamerweise in einem gemeinsam begangenen Verbrechen ausdrückt. Der lang hinausgeschobene Entscheid, dem er sich beugt, ohne ihn selbst herbeigeführt zu haben, zeigt den Mann ohne Eigenschaften vielleicht am deutlichsten in seiner Fragwürdigkeit. Nach dem großen geistigen Aufwand, den er getrieben hat, um sich selbstverantwortlich auf eine Wahl vorzubereiten, nimmt sich das Resultat kläglich aus. Wozu hat er einen "Urlaub vom Leben genommen", wozu verurteilte er sich zu einer die Existenzmöglichkeiten prüfenden und abwägenden abwartenden Lebenseinstellung, und wozu hat er nicht korrigierend in den Verhandlungsgang der Parallelaktion eingegriffen, die doch so dringend der kundigen Lenkung der Ereignisse bedurft hätte? Zu nichts anderem als, um mit seiner Schwester gemeinsam eine kriminelle Tat zu begehen! Wenn wir auch noch sehen werden, daß dieser Entschluß von Musil sorgfältig begründet wird und sich aus dem Romangeschehen bis in Einzelheiten hinein erklären läßt, so bleibt er doch für Ulrich eine Kurzschlußhandlung, die aus dem bedrohlich gewachsenen Gefühl des Ungenügens heraus entstanden ist.

Abgesehen von der allgemeinen Tragweite der Testamentsfälschung ist es für die innere Entwicklung der Geschwister von großer Bedeutung, daß jeder im andern die Bestimmung seines Wesens gefunden hat. Nur so ist es verständlich, daß Ulrich plötzlich und unvermittelt zu seiner Schwester sagt: "Du bist meine Eigenliebe" (S. 918). In der Liebe zu ihr wird er sich selbst geschenkt. Da der Mensch sich nicht in sich selbst verwirklichen kann, sondern nur im Hinblick auf ein außer ihm stehendes Anderes, gewinnt Ulrich in seiner Liebe zu Agathe zum ersten Mal ein festes Verhältnis zu sich. Über diese formgebende Wirkung der Geliebten hinaus drückt das Sätzlein "Du bist meine Eigenliebe" eine doppelte Gefühlsbeziehung aus, die nach der Meinung Musils ihren reinsten Ausdruck nur in der Geschwisterliebe finden kann. Ulrich als Bruder und Agathe als Schwester sind von dem Erlebnis der Einssein ebenso stark erfüllt wie von dem Erlebnis der grundlegenden Andersartigkeit. "Man hätte sagen müssen, daß sein Körper ebenso davon angegriffen wurde, daß er eine Frau, wie daß er keine Frau in nächster Nähe vor sich habe; aber man hätte ebenso gut auch sagen können, daß er zwar ohne zu zweifeln in seinen eigenen Schuhen stand, sich aber dennoch aus sich hinübergezogen fühlte, als sei ihm da selbst ein zweiter, weit schönerer Körper zu eigen geworden" (S. 918). In stetem Wechsel fühlt sich Musils Hauptfigur bald von der ihm seelisch verwandten Schwester so stark angezogen, daß jeder Unterschied zwischen ihnen aufgehoben scheint, bald verspürt er wieder das sanfte Zurückgestoßensein von dem weiblichen Wesen und erkennt dabei, wie verschieden von Agathe er als Mann doch ist. Nur durch dieses sublime Überspielen einer Trennungslinie, das den Liebenden von der Identität mit dem andern wieder zur Selbstidentität zurückführt und beide Seinsweisen verschränkt, ist Ulrich der rückhaltlosen Hingabe an die Geliebte *und* der Selbstbesinnung, ja der Selbstfindung in dieser Liebe fähig. Der Mann ohne Eigenschaften ist zu einem Mann mit Eigenschaften geworden; er hat die negative und passive Einstellung zur Welt aufgegeben und sich wenigstens in dem engen, privaten Bereich der Liebe verwirklicht. Daß Ulrich so sehr zögert, der Schwester gegenüber seine Persönlichkeit ganz einzusetzen, erklärt sich aus dem Anspruch des Absoluten, den er an die Geschwisterliebe stellt.

3. Die Geschwisterliebe als ein Protest gegen das Leben

Inzest und Verbrechen — beide Motive hat Musil gewählt, um der Abwendung der Geschwister von den konventionellen Ordnungen Gestalt zu geben. Je stärker die Geschwister sich zusammenschließen, desto größer wird ihr Abstand von der alltäglichen Wirklichkeit. Die Ablösung vollzieht sich stufenweise und beginnt mit dem Tod des Vaters. Dieser Tod wird zum sinnbildlichen Ausdruck der Trennung überhaupt; denn er beschließt nicht nur das Leben des alten Rechtsgelehrten, sondern schneidet auch die Geschwister von ihrem früheren Leben ab. "In dem Augenblick, wo Agathe den Zug bestiegen hatte und die unerwartete Reise

zu ihrem Vater antrat, war etwas geschehen, das mit einem überraschenden Zerreißen alle Ähnlichkeit hatte, und die beiden Stücke, in die der Augenblick der Abreise zerbarst, schnellten so weit auseinander, als hätten sie niemals zusammengehört" (S. 740). Das Eheleben mit Hagauer hält der Belastungsprobe einer Abreise nicht stand. Nachdem Agathe noch dem einsamen Todeskampf ihres Vaters beigewohnt hat, der kein Wort an sie richtete und nur von Zeit zu Zeit den Kopf hob, um sich zu versichern, daß sie auch pflichtgemäß wache, beschließt sie, von ihrem Gatten die Ehescheidung zu fordern. Die entsetzliche Entfremdung zwischen ihr und ihrem Vater läßt sie fühlen, wie groß auch die innere Distanz zu ihrem Manne ist, denn beide Männer verkörpern in gleich ausgeprägtem Maße den bürgerlichen Ordnungssinn.

Um deutlich zu machen, wie groß die Kluft zwischen dem gewöhnlichen geregelten Leben und dem der Geschwister ist, hat Musil einerseits nicht nur Ulrichs und Agathes asoziale Haltung durch die Testamentsfälschung unterstrichen, er hat andererseits auch das Rechtsempfinden des Vaters bis zum Ordnungsfanatismus gesteigert. Der Sterbende legte Wert darauf, das Telegramm, das Ulrich von seinem Hinschied benachrichtigen soll, noch selbst abzufassen und verfügte, daß die Orden auf seiner Brust erst unmittelbar vor dem Schließen des Sarges mit den Duplikaten ausgewechselt werden sollen. In beiden Handlungen drückt sich der ohnmächtige Zorn eines Menschen aus, der zukünftig nicht mehr bestimmend in das Leben eingreifen können. Als Agathe und Ulrich noch Kinder waren, hielt dieser gleiche Mann streng auf Gerechtigkeit, auch wenn eine rechtliche Maßnahme sinnwidrig sein mochte. Agathe ruft ihrem Bruder die Episode in Erinnerung, da dieser ins Wasser gefallen war. Der kleine Ulrich durfte zur Strafe für diesen Bubenstreich nur Suppe essen; er hätte aber ohnehin nichts anderes essen dürfen, weil er sich durch seine verbotenen Abenteuer eine Erkältung mit Fieber zugezogen hatte. Obwohl also die Strafe realiter ohne Bedeutung war, bestand der Vater darauf, daß sie dennoch formaliter über den Knaben verhängt wurde.

Mit der Beschreibung der Formalitäten, die ein Todesfall nach sich zieht, wandelt Musil das Thema der Ordnung noch weiter ab. Wenn nämlich den Geschwistern schon der lebende Vater als ein trockener, den äußerlichen Formen verfallener Mann erschien, so wirkt das Zeremoniell, das nun um den Toten entfaltet wird, erst recht starr, überlebt und hohl. Der Ungeist des Verstorbenen wird an ihm selbst, an seiner Leiche, ad absurdum geführt. Aus einem amtlichen Formular blickt Ulrich ein lächerlicher Ordnungswille entgegen, denn der Leiter der Bestattungsanstalt nötigt ihn "ein Stück Papier in die Hand, das mit vielen Vor drucken und Rechtecken ausgestattet war, und zwang ihn, in dem für allerhand Grade der Bestellung abgefaßten Vertragsentwurf einzelne Worte zu lesen wie: ... achtspännig und zweispännig ... Kranzwagen ... Zahl ... Bespannung à la ... mit Vorreiter, silberplattiert ... Begleitung à la ... Fackeln nach Marienbader Weise ... nach Admonter Weise ... Zahl der Begleiter ... Art der Beleuchtung ... Brenndauer ... Sargholz ... Pflanzenschmuck ... Name, Geburt, Geschlecht, Beruf ... Ablehnung jeder unvorhergesehenen Haftung" (S. 706). Ähnliche hart gepreßte sprach-

liche Schablonen treten auch in dem Nekrolog auf, der zu Ehren des bekannten Juristen verfaßt worden ist. "Ulrich staunte über das kleine Häufchen Asche, das von einem Leben übrigbleibt. Der Journalist hatte für alle Auskünfte, die er empfang, sechs- und achtspännige Formeln bereit gehabt: großer Gelehrter, geöffneter Weltsinn, vorsichtig-schöpferischer Politiker, universale Begabung und so weiter; es mußte schon geraume Zeit niemand gestorben sein, die Worte waren lange nicht benützt und hungrig nach Anwendung gewesen" (707). Während der Beerdigung wird dann Ulrich vollends von dem Gefühl gepackt, daß er mit all dem, was um ihn vorgeht, nichts zu schaffen habe. Deutlich setzt er sich von der Wirklichkeit ab, in der er steht, wenn er sagt: "Nicht nur der Vater ist tot, auch die Zeremonien, die ihn umgeben, sind ja tot. Sein Testament ist tot. Die Leute, die hier erscheinen, sind tot. Ich will damit nichts Böses sagen; weiß Gott, wie dankbar man vielleicht den Wesen sein muß, die zur Festigkeit der Erde beitragen: aber all das gehört zum Kalk des Lebens, nicht zum Meer!" (S. 710/711).

Agathe wird der Ordnungssinn ihres Vaters in ästhetischer Hinsicht lästig, und sie wehrt sich in weiblicher Weise nicht in Worten, sondern in ihrem Benehmen gegen ihn. Der Empire-Salon des elterlichen Hauses kommt ihr in seiner steifen klassizistischen Einrichtung wie die "Ausgeburts einer Geometriestunde" (S. 734) vor. Ohne auf die ehrwürdige Anordnung des Mobiliars Rücksicht zu nehmen, richtet sie sich mitten in dem Zimmer so ein, wie es ihr gefällt. "Am Rande dieser stilvollen Unwirklichkeit des Salons ... hatte sich Agathe eine höchst persönliche Halbinsel geschaffen. Sie hatte eine Ottomane hinstellen lassen und ihr einen Teppich zu Füßen gelegt, dessen altes Rotblau gemeinsam mit dem türkischen Muster der Liegestatt, das sich in sinnloser Unendlichkeit wiederholte, eine üppige Herausforderung des zarten Grau und vernünftig-schwebenden Lineaments darstellte, die in diesem Raum kraft Urväterwillens zu Hause waren" (S. 732). Die Auflehnung der Geschwister gegen die Lebensweise ihres Vaters ist so stark, weil sie sich aus bloß äußerlicher familiärer Verpflichtung mit ihr haben abgeben müssen und weil sie, die sich außerhalb der Gesellschaftsordnung verwirklichen wollen, die überlieferten Normen in besonderem Maß als verstaubt und brüchig empfinden müssen. Mangelnde Anteilnahme und das Streben nach einem entgegengesetzten Lebensziel höhlen die traditionellen Lebensformen aus. Kurz nach der Beerdigung heißt es von Agathe: "Nun aber hatte sie das letzte Symbol der Vergangenheit, die Trauerkleidung, abgelegt und wieder ihren Pyjama angezogen" (S. 733). Ein weiteres Mal drückt sich in dieser Kleidung die Absicht aus, ein Leben fern von der Öffentlichkeit und ihren Sitten und Gebräuchen zu führen. Bevor jedoch Ulrich sich ausschließlich auf seine persönlichen Probleme und auf seine Schwester konzentriert, gibt er sich noch einmal mit seiner Umgebung ab, um seine neuen Lebensgefühle einer Ernüchterungsprobe zu unterwerfen. Diesmal will er mit allen Mitteln verhindern, daß auch sein zweites Lebensexperiment, das der Geschwisterliebe, in einer Enttäuschung ende.

Einige Tage, nachdem der Vater zu Grabe getragen worden ist, kehrt Ulrich allein nach Wien zurück. Agathe wird ihrem Bruder etwas später nachfolgen. Beim

Betreten seiner Wohnung erkennt er, wie weit er sich schon von seinem früheren Leben entfernt hat. Er nimmt eine seiner wissenschaftlichen Arbeiten zur Hand und fühlt "einen unsäglichen Widerwillen, mit diesen Resten seiner selbst in Berührung zu kommen" (S. 788). Ulrich hat sich aber nicht nur seiner selbst, sondern auch seiner Umgebung entfremdet. Der immer engeren Bindung an die Schwester entspricht die stetige Lockerung der Beziehungen, die er zu den andern Romanfiguren unterhält. Er läßt sich ein letztes Mal von Bonadea verführen, sucht seine alten Bekannten selten auf und hat mit der Parallelaktion fast nur noch durch die Vermittlung des pfiffigen Generals Stumm Kontakt. Er hätte sogar seine Stelle als Ehrensekretär leichten Herzens aufgegeben, wenn er sich nicht dem begütigenden Drängen des Grafen Leinsdorf hätte fügen müssen, der ihn einfach nicht entbehren will. Dieses Auseinanderstreben der zwei großen Handlungsstränge wird durch die Entwicklung der Ereignisse unterstrichen, die sich auf die Umwelt Ulrichs erstrecken. Die Parallelaktion löst sich immer mehr auf. Bereits treten in ihr neue, unbekannte Elemente auf, die aus sozial tieferen Schichten stammen. Diotima gleiten die Zügel aus den Händen, teils, weil sie durch den Salon einer gewissen Frau Drangsal, die ihr an gesellschaftlichem Ehrgeiz ebenbürtig ist, gefährlich konkurrenziert wird, teils aber auch, weil sie sich, enttäuscht und ermüdet von der Vergleichenheit ihrer schöngeistigen Bemühungen, von ihrer Zeit abgekehrt und den ehelichen Beziehungen mit ihrem Mann Tuzzi zugewendet hat. Da sich diese durch das häufige Ausbleiben Arnheims nicht etwa verbessern, sondern verschlechtern, stürzt sich Diotima nun ebenso beflissen wie früher auf die allgemeinen Fragen der Menschheit, in das Studium der sexualwissenschaftlichen Literatur. Die ehemals so Keusche scheut sich sogar nicht, die sündige Bonadea bei sich zu empfangen und sie in intimen Gesprächen über ihr Leiden auszufragen. Auf diese Weise erhält sie Anschauungsmaterial zu ihren neu entdeckten Liebestheorien.

Auch andere Figuren entarten in steigendem Maße. Je erregbarer und unbedingter Clarisse in ihrem Willen wird, desto zerquälter und ohnmächtiger in seinem Widerstand wird Walter. Er hat nicht einmal die Kraft, den Philosophen Meingast, der sich als Parasit in seinem Haus eingenistet hat, zu vertreiben, obwohl er weiß, daß sich dieser an Clarisse, als sie noch ein Kind war, vergriffen hat, und daß er jetzt unheilvoll ihre ungesunden Neigungen unterstützt und fördert. Clarisse kommt nämlich von der fixen Idee nicht los, sie müsse Moosbrugger im Irrenhaus besuchen und ihn von seiner Schlechtigkeit erlösen. Ihre Abnormität scheint auf die andern Figuren überzugreifen, denn die kleine hartnäckige Person erzwingt sich tatsächlich durch komplizierte Machenschaften und schließlich sogar durch eine Empfehlung des Generals Stumm den Eintritt in das Asyl für Geistesranke. Diese Verlegung des Schauplatzes drückt den Zerfall der Zeit deutlich aus.

Musil ist in den vierhundert Seiten des zweiten Buches, die er noch selbst veröffentlicht hat, sorgfältig bemüht, den Roman, der später auseinanderbricht, zusammenzuhalten. Diese Einheit des Geschehens erreicht er nicht durch einfache kompositorische Mittel, sondern durch eine kunstvolle innere Motivierung: ein weiteres Mal verlaufen nämlich die Bestrebungen der Parallelaktion

und der übrigen Figuren trotz der oberflächlichen Diskrepanz parallel zu denjenigen Ulrichs. Sie begleiten sein um Klarheit und Präzision ringendes neues Lebensexperiment als dunkler Strom, der die Zeit in seine Strudel hinunterreißt.

Auch Diotima und die Teilnehmer der Aktion haben die Suche nach Wahrheit und nach einer Synthese der verschiedenen Zeittendenzen aufgegeben. Auch sie verlangen ungeduldig nach einem Durchbruch aus der zermürbenden Situation des vergeblichen Wartens und geben schließlich kurzerhand die "Parole der Tat" (S. 791) aus. "Seine Exzellenz hat das Gefühl: jetzt ist es an der Zeit. Der alte Leinsdorf hat auch das Gefühl: jetzt ist es an der Zeit. Der Chef des Generalstabs hat ebenfalls das Gefühl: jetzt ist es an der Zeit. Wenn viele das haben, dann kann schon etwas Wahres daran sein" (S. 997). Mit diesen Worten schildert Stumm seinem alten Freund Ulrich die mit Explosivstoff geladene Stimmung der Parallelaktion. Wie Ulrich bemühen sich auch die übrigen Figuren nicht mehr um Kompromißlösungen, sondern fordern rücksichtslos die Verwirklichung grundlegender Ideen. In willkürlichem Wechsel kommen bald die Pazifisten, bald die Anhänger der nationalen Aufrüstung und der Gewaltanwendung zum Wort. Clarissens Verücktheit ist von der Geistesart Ulrichs nicht prinzipiell, sondern nur graduell verschieden. Wenn sie völlig getrennte Tatsachen miteinander verknüpft, wenn sie plötzlich in gewöhnlichen Gebrauchswörtern geheimnisvolle Doppelbedeutungen entdeckt, oder wenn sie gar einen irr redenden Geisteskranken zu verstehen vermeint, dann glaubt sie ähnlich wie Ulrich an eine zweite tiefere Schicht im Leben, in der die Dinge in einem großen Sinnzusammenhang stehen, der mit dem Alltagsleben nichts zu tun hat. Sogar wenn sie physisch von einem Wort ergriffen ist, stellt sie gleichsam die Erfüllung von Ulrichs Sehnsucht dar, die ursprüngliche intensive Erlebniskraft wiederzugewinnen, wo Körper und Gedanken noch eins sind.

Noch erstaunlicher als in bezug auf Clarisse, die trotz ihrer abnormen Züge eine reizende und lebenswerte Gestalt ist, sind die Analogien, die sich zwischen den Anschauungen Ulrichs und den Sätzen des unsympathischen Meingast ergeben. Dieser sagt in einer für den Leser deutlichen Anspielung auf den Titel "Seinesgleichen geschieht", daß sein Zeitalter zu keiner Entscheidung fähig sei und nur tue, was geschehe (S. 851), und behauptet weiter, daß es nur durch Taten, nicht aber durch Erkenntnisse erlöst werden könne (S. 852). Seine These, "daß wegen der Überintellektualisierung des Mannes unter Umständen die Frau die instinktive Führung zur Tat übernehmen werde" (S. 852), hört sich zwar, besonders wenn man bedenkt, daß Meingast in schon anrühiger Weise die Männerfreundschaft preist, wie leeres Gerede an; sie erhält aber ihre Rechtfertigung und Gültigkeit durch das Verbrechen, das Agathe im Sinne Ulrichs begeht. Sie hat ausgeführt, was er ihr gedanklich vorzeichnet. Sogar die Ansicht Diotimas, "daß der Menschheit nur paarweise zu helfen sei" (1016), bestätigt sich — so lächerlich sie im Munde dieser Frau tönt, die ihre neuesten Bücherweisheiten erzählt — durch den neuen Lebensversuch Ulrichs und seinen Entschluß, überhaupt nicht mehr an der Aktion teilzunehmen (S. 1063).

Der ganzen Zeitströmung, Ulrich und den Nebenfiguren, ist der Drang nach Aktivität und die Hinwendung zu den irrationalen Kräften des Lebens gemeinsam. Die gleichlaufende Entwicklung der Nebenfiguren ergibt einen ironischen Effekt. Sie nimmt sich wie eine grobe Verzeichnung der Bestrebungen Ulrichs aus. Besonders deutlich wird diese parodistische Absicht Musils, wenn Meingast behauptet, Wahn sei Gnade (S. 930), oder wenn er seinen Lieblingsgedanken der "Erlösung der Welt durch Gewalt" (S. 853) ausspricht. Zugleich weist Musil auf die Gefahren hin, die Ulrich und Agathe in der Geschwisterliebe bedrohen. Die Entartung der Nebenfiguren nimmt das später folgende Zerbrechen des Liebes- und Lebensglückes von Ulrich und Agathe vorweg. Diese Andeutung erhält ihren Nachdruck, wenn man bedenkt, daß Ulrich im geplanten Romanschluß Agathe verlassen und der vollständig wahnsinnig gewordenen Clarisse im geistig und örtlichen Sinn auf ihren Irrwegen folgen sollte.

Vorerst unterscheidet sich aber Ulrich von den andern Figuren. Er besitzt nicht nur "Tatkraft", sondern sucht auch nach einem "Tatsinn" (S. 757), und er weiß, daß man die Gefühle nicht einfach sich selbst überlassen darf, sondern daß man sie pflegen und zur Entfaltung bringen muß. Er wirft der Geschichte der Menschheit vor, daß sie einseitig die Ratio des Menschen hochgezüchtet habe, wogegen "der Schutt 'des vergeblich Gefühlten', den ein Zeitalter dem anderen hinterläßt, Bergeshöhe erreicht hat, ohne daß etwas dagegen geschähe" (S. 1060). Weiter verwahrt er sich dagegen, daß man allgemein im Leben dem Gefühl neben der verstandesmäßig geordneten Welt nur einen kleinen "persönlichen Spielraum" (S. 1045) übriglasse. In einer Welt des Gefühlzerfalls strebt er nach Gefühlsbildung. Diese vermeint er nur durch äußerste Zurückhaltung in gefühlsmäßigen Dingen erreichen zu können. Das Mittel, das ihn an einer vorschnellen Hingabe hindert und seine Empfindungen einschränkt, ist nun seltsamer Weise ausgerechnet das Denken. "Sobald er dachte, und geschähe es über das Gefühl in Person, ließ er das Gefühl nur vorsichtig zu" (S. 1062). Gerade im Hinblick auf die unkontrollierbaren emotionalen Strömungen seiner Zeit — man denke nur an den Nationalismus, den Antisemitismus und die Kriegsbegeisterung von 1914 — ist es verständlich, daß Ulrich seine Gefühle immer wieder überprüft und so sehr zögert, Agathe seine Liebe zu gestehen: "Er errichtete in Wahrheit ein Gedankenbollwerk gegen sie und wußte, daß daran an einer gewissen Stelle ein kleiner Riegel wäre: zöge man an diesem, so würde alles von Gefühl überflutet und begraben werden! Und eigentlich dachte er unausgesetzt an diesen Riegel" (S. 1060).

Wie in einem Zerrspiegel erblickt Ulrich in seiner Zeit seine eigenen Absichten. Das Bild, das sie ihm vorhält, festigt ihn in dem Vorsatz, sich gegen diese Allergeweltswirklichkeit zu realisieren.

Agathe findet zunächst für ihre Gefühle keinen Rückhalt. Da ihr Ulrich im entscheidenden Augenblick immer wieder innerlich ausweicht, drohen sie sich ins Unbestimmbare zu verflüchtigen. Weder öffnet sich für sie, die in Wien in einem ihr fremden Milieu lebt, der Ausweg ins Alltagsleben, noch hat sie die intellektuelle Begabung, ihrem Gefühl durch das Denken Grenzen zu setzen. Agathe lebt

in einem gefährlichen Zwischenstadium: sie ist aus der spießbürgerlichen Ordnung ihrer Ehe ausgebrochen, bevor sie noch den Anschluß an eine neue Existenz erkennen konnte. Dieses inhaltslose Leben, das nur aus der Negation der allgemeinen Ordnungen besteht, droht sich in ein Nichts aufzulösen und führt sie in eine tödliche Verzweiflung. "Sie wollte bis zum Abend gehn. Mit jedem Schritt weiter von Hause fort. Sie setzte voraus, wenn sie an der Schranke des Abends einhielte, würde auch ihr Entschluß fertig sein. Es war der Entschluß sich zu töten" (S. 982). Erst in der Gestalt Lindners, eines Pädagogen und Universitätsdozenten, der ihr zufällig auf ihrer Flucht in den Tod begegnet, erhält sie ein Gegengewicht zu dem Leben mit ihrem Bruder. Ulrich kann ihr Interesse für diesen etwas lächerlichen Schulmeister nicht verstehen, dessen Dasein aus Angst vor den großen Leidenschaften aus lauter kleinlichen Verhaltensmaßregeln besteht. Gerade aber weil dieser Mann in seiner trocken moralisierenden Art bloß eine Variante Hagauers darstellt, kann ihn Agathe als Ersatzfigur für ihren Gatten so gut gebrauchen. An ihm, der die durchschnittliche und beschränkte Wirklichkeit repräsentiert, prüft sie ihre neuen verwegenen Lebensgefühle. Sie schiebt Lindner zwischen sich und Ulrich als Fremdkörper, der verhindert, daß die Liebe der Geschwister schon jetzt zu einer vollkommenen Einheit verschmilzt.

In der Spannung des Gegensatzes zur Wirklichkeit nimmt das Leben, das die Geschwister suchen, immer deutlicher Gestalt an. Jene Wirklichkeit bildet gleichsam das feste Ufer, von dem sie sich abstoßen und das sie, auch wenn sie sich weit in eine unbekannte Welt hinauswagen, nicht aus den Augen verlieren wollen. Zum ersten Mal bedeutet aber eine neue Erfahrung in ihrem Leben nicht nur Enttäuschung und Resignation; denn mit der zunehmenden Entfernung von ihrer Umwelt schließt sich ihr Leben, nach rückwärts in die Vergangenheit gerichtet, zu einem zusammenhängenden Ganzen zusammen. Auf die Sinnentleerung ihrer Außenbeziehungen antwortet ein Zuwachs an persönlichem Gewicht in ihrer eigenen Existenz. Auch in dieser Hinsicht ist der Wechsel des Handlungsortes, der das erste Buch vom zweiten trennt, nicht zufällig. Die Geschwister sind in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt, wo sie ihre ersten Lebensjahre verbracht hatten. Sie haben die gemeinsamen Erinnerungen, die sie verbinden, wieder aufgefrischt und suchen auch in ihren Lebensgefühlen wieder eine Anknüpfung an jene Zeit. "Irgendein Nichts, eine Unterbrechung, die zwischen Vergangenheit und Gegenwart immer gelegen hatte, war in letzter Zeit fortgefliegen" (S. 775). Agathe wird sich bewußt, daß sie schon immer in einem passiven Widerstand gegen ihre Umwelt gelebt hatte. In ihrer Kindheit wurde sie einst von einer rätselhaften Krankheit befallen, der die Ärzte machtlos gegenüberstanden. Das Fieber zehrte sie langsam auf, so daß sie immer zarter und schwächer wurde. Diese Krankheit, der das Kind keine körperliche Resistenz entgegensetzte, bot den bequemen Vorteil, sich der Ordnung der Großen, "den Forderungen der Schule und des Vaterhauses" (S. 875) entziehen zu können, und schuf ein "transparentes, gleichsam für einen ihr unbekannten Gefühlsstrahl durchlässiges Verhältnis zur Welt" (S. 875). Ulrich seinerseits erkennt, daß er schon als Knabe von dem übermächtigen Verlangen be-

herrscht wurde, sich das Glänzendschöne und Gewaltigfremde anzueignen und sich mit ihm zu identifizieren. Der Wunsch, das Reitpferd seines Vaters oder die wilden Tiere des Zirkus oder gar das ferne kleine Mädchen zu besitzen, erfaßte ihn so übermächtig, weil damals in dem kindlichen Bewußtsein "Innen und Außen kaum noch getrennt waren" (S. 921). Eine Erinnerung, in der Agathe bereits als geliebte Gestalt gesehen wird, hebt sich deutlich von den anderen ab. Beide Kinder sind für ein Kinderfest verkleidet. "Sie trug ein samtenes Kleid, und ihre Haare flossen wie Wellen von hellem Samt darüber, so daß er sich plötzlich bei ihrem Anblick, obgleich er selbst in einem erschrecklichen Ritterkostüm steckte, ganz in der gleichen unsagbaren Weise wie nach den Tieren auf den Ankündigungen des Zirkus danach sehnte, ein Mädchen zu sein" (S. 704/705). Bevor die Geschwister diese Früherlebnisse fortsetzen und ihrem Leben eine neue innere Kontinuität geben können, müssen sie sich der Wirklichkeit entäußern und die gewöhnlichen Sicherungen des Daseins preisgeben. "Will man das ganz andere sein, so muß man wie bei einem tödlichen Abenteuer vorher auf das Leben verzichten, denn man kann sich nicht vorstellen, wie es weitergehen wird!" (S. 1062). Agathe drückt diese Selbstaufgabe, die von ihr gefordert wird, auf andere Weise aus. Nachdem sie den Haushalt ihres Vaters aufgelöst und das Elternhaus verkauft hat, und bevor sie nach Wien zu Ulrich reist und dort ein neues Leben beginnt, zitiert sie eine alte Textstelle, die ihr ihr Bruder selbst vorgelesen hat. "Wirf alles, was du hast, ins Feuer bis zu den Schuhen. Wenn du nichts mehr hast, denk nicht einmal ans Leichentuch und wirf dich nackt ins Feuer!" (S. 882). Auf dem Weg dieser Selbstaufgabe ist das Verbrechen Agathes ein entscheidender Schritt: sie stößt sich selber aus einer Welt aus, die auf festen Ordnungen beruht. Mit der besonderen Form ihres Verbrechens, der Testamentsfälschung, greift sie zudem zwei Menschen an, ihren Ehemann und ihren Vater, die in hervorragendem Maß als Moralist und als Jurist diese Welt repräsentieren. Sie ahmt die Schriftzüge des Verstorbenen nach und ändert an einer Stelle das Testament so ab, daß Hagauer jeglicher Anspruch auf einen vermögensmäßigen Anteil abgesprochen wird. Bei diesem Betrug leiten sie keineswegs materielle Erwägungen, sondern einzig der leidenschaftliche Wunsch, sich ganz und gar dem alten Leben zu entziehen. "Er soll nicht so viel von mir in seinen Fingern behalten, als hätte man einen Wollfaden dazwischen abgebrannt ...!" (S. 810). In der Testamentsfälschung verwirklicht sich die lebensfeindliche Gesinnung der Geschwister, die sich bis jetzt erst in ihren Gedanken und Gefühlen geäußert hat, in einer unwiderflichen, sichtbaren Tat. Sie stellt eine Herausforderung an die Gesellschaft dar und ist neben der Ehescheidung, die Ulrich im Namen Agathes von Hagauer verlangt hat, die lauteste Absage an ihre Zeit. Hagauer erkennt diesen Sachverhalt deutlich, wenn er Agathe in der ihm eigenen Selbstgerechtigkeit "sozialen Schwachsinn" (S. 973) vorwirft. Ulrich selbst stimmt ihm zu. "Und immer wieder, Tag für Tag, faßte Ulrich alles in den Gedanken zusammen: Im Grunde ist es ein Protest gegen das Leben" (S. 963).

4. Von der Gesellschaftsmoral zu der Amoralität des Gefühls

Die Testamentsfälschung ist das zentrale Ereignis des ersten Teiles des zweiten Buches. Da der Sprung aus der Wirklichkeit nicht auf einmal vollziehbar ist, bildet die betrügerische Handlung eine Übergangsstufe zu der ins Irreale gesteigerten Geschwisterliebe, deren Beschreibung sich in den posthum herausgegebenen Kapiteln in meistens sehr frühen Entwürfen findet. Dieses zweite, noch gewaltigere Thema hat dem Buch den Haupttitel "Ins tausendjährige Reich" gegeben.

Ulrichs Gedanken kreisen fortwährend, über hunderte von Seiten hinweg, um die rechtswidrige und damit wirklichkeitsfremde Tat Agathes. Was sie impulsiv und in gefühlsmäßiger Übereinstimmung mit ihrem Bruder getan hat, versucht er immer wieder neu zu analysieren und zu begründen. Musil führt mit diesen Überlegungen seiner Hauptfigur den Leser wieder in das schwierige, nach allen Seiten hin sich öffnende Gebiet der Moral. Allerdings haben diese moralischen Erkenntnisse, die nicht mehr wie im ersten Buch aus der Zeit, sondern aus einer gegen sie gerichteten kriminellen Handlung gewonnen werden, einen provozierenden Charakter. Es fragt sich sogar, ob sich der Begriff "Moral", wie ihn Musil an manchen Stellen verwendet, nicht in sich aufhebt. Kurz bevor er den Teil, den er noch selbst herausgegeben hat, abschließt, läßt er Ulrich das Wort "Moral" definieren. "Moral ist Regelung des Verhaltens innerhalb einer Gesellschaft, vornehmlich aber schon die seiner inneren Antriebe, also der Gefühle und Gedanken" (S. 1046). Diese Begriffsbestimmung fällt, wenn man sie prüft, und besonders wenn man sie auf das Romangeschehen überträgt, auseinander. Die durchgehende formale Forderung ist nur die der "Regelung", der Schaffung einer Einheit. Mit der nach außen wirkenden Aufgabe der Moral, der sittlichen Ordnung der zwischenmenschlichen Beziehungen nämlich, beschäftigt sich der Mann ohne Eigenschaften nicht mehr, seitdem er sich vor der Welt in das Zusammenleben mit seiner Schwester geflüchtet hat. Nachdem er sich vergeblich bemüht hat, von außen her die Welt umzugestalten, nimmt er nun den genau entgegengesetzten Standpunkt ein und versucht von sich, vom Individuum ausgehend, die verschiedenen Wesensteile in sich selbst zur Übereinstimmung zu bringen oder, mit seinen Worten, "die inneren Antriebe, also die Gefühle und Gedanken, zu regeln". Eine solche Selbstverwirklichung, die sich unabhängig von den herrschenden moralischen Normen vollzieht, verliert natürlich jegliche soziale Bedeutung und wird vorwiegend zu einem psychologischen und philosophischen Problem. In unserem Fall wird sie sogar zum antisozialen Angriff auf die Rechtsordnung.

Dieser zwiespältige Eindruck, der durch die Trennung zwischen Gesellschaftsmoral und "privater" Moral entsteht, tritt deutlich am Verbrechen Agathes zu Tage. Es steht außer Zweifel, daß diese, wenn man ihr Handeln am allgemeinen, öffentlichen Rechtsempfinden mißt, eine schlechte Tat begeht. In den Augen Ulrichs hingegen erhält dieser gleiche Vorgang eine Berechtigung, eine tiefgreifende Rechtfertigung, die jede Kritik zum lächerlichen, äußerlichen Vorwurf macht. Immer wieder ruft er sich das Bild der verbrecherisch handelnden Agathe

in die Erinnerung zurück, und jedesmal ist er außerstande, ihr eine wirkliche Schuld zuzusprechen; jedesmal "machte ihn seiner Schwester wildsanfte Entschlossenheit, worin sich Reinheit und Verbrechen unterschiedslos mischten, (...) völlig fassungslos" (S. 814); denn "in dem schönen Anblick, den Agathe während ihres Vergehens bot, war auch weder von Habsucht, noch von Rache oder einer anderen Häßlichkeit eine Spur zu entdecken" (s. 814). An anderer Stelle steigert Ulrich noch den Eindruck, den er von ihr empfing. Mit dem Satz: "Es schwebte eine Gerechtigkeit mit Flammen statt mit Logik um sie" (S. 815) hat er den Bereich der Moral bereits verlassen und ist zu der Erkenntnis gelangt, "daß der Unterschied zwischen Gut und Böse alle Bedeutung verliert gegenüber dem Wohlgefallen an einer reinen, tiefen und ursprünglichen Handlungsweise" (S. 841). In einer Umkehrung der Blickrichtung wird die Handlung nicht mehr nach ihrer Wirkung, nach ihrer nach außen gewendeten Zielsetzung, bewertet, sondern nach ihrer inneren Entstehungsweise und nach der Intensität der Ausführung. Die Frage, wie eine Tat sich zum Mitmenschen verhalte, ist durch die Frage, in welcher Beziehung sie zum Täter stehe, ersetzt worden. Ulrich bewundert die Unbedingtheit Agathes, die nur auf sich gestellt alle Bedenken außer Acht läßt. In einer Art Trancezustand hat sie sich um jegliche strafrechtlichen Folgen, die ihr aus diesem Betrug erwachsen könnten, überhaupt nicht gekümmert. Sie hat einfach das getan, wovon Ulrich immer sprach: sie hat aus der vollen Einheit und Wirklichkeit ihres Wesens heraus gehandelt. "In diesem Augenblick liebte er sie unerachtet ihrer Gewissenlosigkeit mit dem merkwürdigen Gefühl, daß es seine eigenen Gedanken seien, die von ihm zu ihr gegangen wären und nun von ihr wieder zu ihm zurückkehrten; ärmer an Überlegung geworden, aber wie ein Wildwesen balsamisch nach Freiheit duftend" (S. 815). Wie stark sich Ulrich von Agathe mitreißen läßt, wie weitgehend er sich schon mit ihr identifiziert und von der alltäglichen Wirklichkeit abrückt, zeigen folgende Überlegungen, in denen er die konventionellen Vorstellungen von "gut" und "böse" aufhebt. "Denn merkwürdiger Weise übte ja das Verhalten seiner Schwester, das man tadeln mußte, wenn man es bewußt untersuchte, eine betörende Lockung aus, sobald man es miträumte; denn dann entschwand alles Strittige und Geteilte, und es bildete sich der Eindruck einer leidenschaftlichen, bejahenden, zum Handeln drängenden Güte, die ganz leicht neben ihren entkräfteten alltäglichen Formen wie ein uraltes Laster aussehen mochte" (S. 842).

Musil bekennt sich in diesen Gedanken, die er in seine Hauptfigur hineinverlegt, zu den moralischen Thesen von Friedrich Nietzsche, besonders zu dessen Werken "Jenseits von Gut und Böse" und "Zur Genealogie der Moral". Ähnlich wie Nietzsche mißt er die Qualität einer Handlung an der Echtheit, Leidenschaftlichkeit und Reinheit des Gefühls, das sie hervorgebracht hat, und sieht von ihrer Beschaffenheit ab, die für ihn bloß beiläufig und oberflächlich ist. Gleich Nietzsche tadelt er an seiner Zeit, daß sie nicht die Gesinnung bewerte, aus der heraus eine Tat entsteht, sondern nur die Tat selbst und ihre Konsequenzen. Er verachtet eine solche Nützlichkeitsmoral, die die Legitimation eines Unternehmens in dessen Er-

folg sieht. "Fünf mehr oder weniger betrügerische Konkurse sind gut, wenn auf den fünften eine Zeit des Segens und Segenspendens folgt" (S. 755). Diese "Moral der Leistung" (S. 755) ist für ihn sogar in tieferem Sinn unmoralisch, denn sie schließt den eigentlichen moralischen Gehalt einer Handlung aus. "Die moralische Argumentation ist daneben nur ein Mittel zum Zweck mehr, ein Kampfmittel, von dem man ungefähr ebenso Gebrauch macht wie von der Lüge" (S. 756).

Agathes Verbrechen erhält, obwohl Musil dessen Unbegreiflichkeit unterstreicht, im Zusammenhang mit der ganzen Romanhandlung eine große Tragweite. Entscheidend ist nämlich, daß es sich gegen den Ehemann Hagauer richtet, und daß dieser in ausgesprochenem Maß die herrschende Zeitmoral verkörpert, die Ulrich angreift. Gottlieb Hagauer ist "ein mittelgroßer Mann mit eingezogenem Kreuz, rund in derb geschneiderten Hosen stehenden Beinen, etwas schwulstigen Lippen unter einem borstigen Schnurrbart und einer Liebhaberei für großgemusterte Kravatten, die wohl anzeigen sollte, daß er kein gewöhnlicher, sondern ein zukunftswilliger Schulmeister sei" (S. 693). Er ist nicht nur brav, tüchtig und strebsam; er kann auch jedes Ereignis sofort meistern, indem er es mit ein paar einfachen denkerischen Kunstgriffen in einen fertig abgeschlossenen Gedankengang einordnet. Dieser Ordnungstrieb macht ihn zu einem kleinlichen Moralisten, der von den heftigen Leidenschaften des Lebens überhaupt nie berührt worden ist. Für ihn ist wahrlich das richtige Leben eine Frage der Logik und nicht des Gefühls. Sogar die Mitteilung, daß seine Frau sich von ihm scheiden lassen wolle, macht auf ihn bloß den unangenehmen Eindruck, den alles Unerwartete und Regeldwidrige auf einen ordentlichen Mann macht, und auch diesen verarbeitet er, ohne lange zu zögern, zu einem wohldurchdachten Brief nach dem sogenannten "Verfahren der Knöpfe" (S. 969). "Es besteht darin, daß man auf seine Gedanken methodisch einwirkt, und zwar auch vor erregenden Aufgaben, ähnlich wie ein Mensch an seinen Kleidern Knöpfe annähen läßt, weil er nur Zeitverlust zu beklagen hätte, wenn er vermeinte, jene ohne diese rascher vom Leib zu bringen" (S. 970). Es fehlt in diesem Brief an Agathe denn auch nicht an belehrenden und zurechtweisenden Ermahnungen. Nur irgendein Beweis der liebenden Zuneigung, die allein dem Menschen das Recht auf einen andern geben könnte, ist nirgends zu finden.

Wie Hagauer die Gegenfigur zu Agathe ist, so stellt dieser Brief das genaue Gegenstück zur Testamentsfälschung dar. Hat Hagauer seinen Brief trockenen, lieblosen Gemütes geschrieben, so hat Agathe die Urkundenfälschung in heftiger Erregung vollzogen; ist hingegen dieser gleiche Brief in seinem fertigen Zustand unanfechtbar und vollständig an das moralische Zeiturteil angepaßt, so verletzt die Testamentsänderung das allgemeine Rechtsempfinden. In einer Wortbildung, die an einer Handlung die Intention von ihrer Auswirkung unterscheidet, nennt Ulrich seinen Schwager in einer prägnanten Formulierung einen "bösguten" (S. 840) Menschen. "Freilich war er wohl mehr einer jener Menschen, die immer gut handeln; in ihm selbst ist keine Güte, dachte Agathe" (S. 745). Gut handeln ist für Hagauer durch die Gewohnheit, die das Gefühl abnützt, zu einer ausgelaugten Pflicht

geworden. Die Leidenschaftslosigkeit seiner Güte zeigt sich in der Gemessenheit seines Betragens, in seiner aufreizenden Korrektheit, die jeglicher Erlebnisfrische entbehrt. "Ein guter Mensch ist einer, der gute Grundsätze hat und gute Werke tut: es ist ein offenes Geheimnis, daß er dabei das größte Ekel sein kann" (S. 764), sagt Ulrich zu seiner Schwester. Sie selbst könnte man nun allerdings in einer Umkehrung des Verhältnisses zwischen gut und böse einen "gutbösen" Menschen nennen, besonders weil sie sich durch ihr Verbrechen in überströmender Liebe an Ulrich verschenkt.

Musil verleiht der Tat Agathes, indem er die grundlegenden Unterschiede zwischen den Ehegatten aufdeckt, eine allgemeine Bedeutung. Agathe will sich nicht bloß von einem ungeliebten Mann lossagen, den sie aus einer generellen Gleichgültigkeit heraus und auf das Drängen des Vaters hin geheiratet hat; Hagauer stellt das ihr feindliche Lebensprinzip schlechthin dar, das gegen das amoralische Abenteuer der Geschwisterliebe gerichtet ist. Sie fühlt, daß sie jenes Prinzip, bevor sie sich Ulrich hingeben kann, zuerst vollständig aus ihrem Leben ausmerzen muß. Nur so läßt sich der plötzlich auftauchende Wunsch, Hagauer zu töten, und die spätere ins Unpersönliche gewendete Fassung dieser gleichen Absicht verstehen. "Die Vorstellung, ihm ernsthaft weh zu tun, ist mir unangenehm, wenn ich mich richtig befrage. Ich möchte ihn also vielleicht nicht umbringen. Aber auslöschen möchte ich ihn! In kleine Stücke zerreißen, sie in einem Mörser zerstampfen und den Staub ins Wasser schütten: das möchte ich! Ganz und gar alles Gewesene vernichten!" (S. 759).

An einer Figur wie Hagauer läßt Musil deutlich werden, wie überlebt, fade und sinnentleert das geltende moralische System ist. Ob Ulrich nun sagt: "Das Gute ist beinahe schon seiner Natur nach Gemeinplatz, das Böse bleibt Kritik" (S. 974), oder ob er meint, "daß nur in bösen Taten, die nicht ganz so abgenutzt seien wie die guten, ein wenig unmoralische Lebendigkeit zucke" (S. 840), oder ob er gar die Beobachtung macht, "daß er sich bisher noch allemal, wenn er sich 'moralisch' verhielt, in einer schlechteren geistigen Lage befunden habe als bei Handlungen oder Gedanken, die man üblicherweise 'unmoralisch' nennen durfte" (S. 839), immer kommt er in seinen Urteilen auf die psychologisch merkwürdige Tatsache zu sprechen, daß die Zustimmung zu dem schon vorhandenen und anerkannten moralischen System in viel geringerem Maß den Einsatz seiner Persönlichkeit fordere als die Verneinung oder gar die unmittelbare Bekämpfung eben dieses Systems. Der emotionale Kräfteaufwand, den ein Mensch für eine Sache leistet, ist aber für den Mann ohne Eigenschaften, der sich nach Selbstverwirklichung sehnt, dermaßen entscheidend, daß er es sogar wagt, das Wort "moralisch", in offenkundigem Gegensatz zum üblichen Sprachgebrauch, nicht "im Sinn von Gesetz und Recht, sondern als Maß aller Leidenschaft zu gebrauchen, die überhaupt noch durch Gewissensfragen erregt wird" (S. 841/842).

In der Geschwisterliebe versucht Ulrich, den Zustand der bloßen Verneinung der zeitgenössischen Moral zu überwinden und zu einem neuen positiven Moralbegriff zu gelangen. Seine Kritik am prinzipiellen Ungenügen der geltenden Moral

deutet auf die weite Zielsetzung seiner Pläne hin. Er spricht von dem "unabsehbaren Geflecht" der moralischen Bestimmungen, "das sich scheinbar so unabhängig wie Gottes Himmel über allem spannt", und meint: "Nun bezieht sich alles auf diesen Kreis, aber dieser Kreis bezieht sich auf nichts. Mit andern Worten: alles ist moralisch, aber die Moral selbst ist nicht moralisch! — " (S. 1047). Die lebendige Beziehung der moralischen Grundsätze zu einer sie umfassenden Weltanschauung ist verloren gegangen. Die Abtrennung von dem ursprünglichen Seinsgrund hat sie zu einem toten System gemacht, das den Menschen in Verbote und Gebote einschließt und deren Interpretation zu Fragen des Verstandes verengt. Gegenüber diesem Prozeß der Verarmung und Veräußerlichung der Moral fordert Ulrich deren Erhöhung ins Metaphysische, "denn Moral ist nichts anderes als eine Ordnung der Seele und der Dinge, beide umfassend!" (S. 762). "Moral war für ihn weder Botmäßigkeit, noch Gedankenweisheit, sondern das unendliche Ganze der Möglichkeiten zu leben. Er glaubte an eine Steigerungsfähigkeit der Moral, an Stufen ihres Erlebnisses und nicht etwa nur, wie das üblich ist, an Stufen ihrer Erkenntnis, als ob sie etwas Fertiges wäre, wofür der Mensch bloß nicht rein genug sei" (S. 1050). Angesichts dieser außerordentlichen Ausdehnung, die der Begriff der Moral erfährt, sind die beiden Worte "gut" und "böse" nicht mehr leistungsfähig genug. Wie Nietzsche sieht Musil in ihnen kein Gegensatzpaar mehr, sondern eine Auskristallisierung zweier aus dem gleichen Ursprung hergeleiteten Verhaltensweisen. "Wir trennen Gut und Böses, aber in uns wissen wir, daß sie ein Ganzes sind!" (S. 749). An Stelle dieser abgeleiteten und erstarrten Werte versucht er frischere und lebendigere zu setzen. "Und er gab seinen Gedanken eine noch allgemeinere und unpersönlichere Form, indem er das Verhältnis, das zwischen den Forderungen 'Tu!' und 'Tu nicht!' besteht, an die Stelle von Gut und Böse setzte" (S. 841/842). In diesem "Tu!" drückt sich ein mächtiger Imperativ, ein ungestümer Wille zur Tat, eine Lebensbegeisterung, ein Ergriffenwerden des ganzen Menschen und eine schwungvolle zielgerichtete Bewegung aus. Dieses kräftige "Tu!" gewinnt seine volle Bedeutung nur, wenn man bedenkt, wie stark es sich von der matten Hintergrundstimmung der Romanhandlung, von den in Gleichgültigkeit erlahmenden Zeitgenossen Ulrichs, abhebt, und wenn man sich vor Augen hält, daß auch der Mann ohne Eigenschaften sich bis jetzt nie zu einem solchen Entschluß durchgerungen hat, der mit dem "Glück des ganzen Menschen" (S. 841) übereinstimmt. Der Satz, "daß es im höchsten Zustand eines Menschen kein Gut und Böses, sondern nur Glaube und Zweifel" (S. 841) gebe, führt uns noch weiter über den üblichen Geltungsbereich der Moral hinaus. Der religiöse Begriff "Glaube" bedeutet zunächst einmal für Musil gefühlsmäßige Zustimmung, Hinwendung und Hingabe; der "Zweifel" hingegen verneint, sondert ab und schafft Distanz. Er trennt und ist als zerstörerische Macht "böse", genau so wie der Glaube verbindet, vereint und als aufbauende Macht "gut" ist. Die Liebe ist eine irdische Form dieses Glaubens. Ulrich hat "jenen wunderlichen und uneingeschränkten Zustand, ... worin alles ein Ja ist" (S. 845), in der Begegnung mit Agathe kennengelernt. "Den Zustand, worin man keiner anderen geistigen Bewe-

gung mehr fähig ist als der moralischen, also auch den einzigen, worin es eine Moral ohne Unterbrechung gibt" (S. 845). Auf dieser Entwicklungsstufe ist die Moral nicht mehr den Scheidungen des Verstandes unterworfen. Sie ist gleichbedeutend mit einem Leben in vollkommener Einheit, und diese Einheit wird durch eine grenzenlose gefühlsmäßige Anteilnahme an jedem Menschen und jedem Ding dieser Welt bewirkt. In diesem Traumzustand der Einheit wächst das "Tu!" aus der vollen Mitte der Welt und des menschlichen Gefühls. Da ist "gut" wieder wirklich gut. Da spaltet sich der Mensch nicht mehr in Sein und Handeln. Die Abkühlung und Verfremdung zwischen Beweggrund und Tat ist überwunden. In diesem Augenblick der höchsten Lebenserfüllung ist allerdings mit dem Begriff des Bösen auch der Begriff der Moral aufgehoben. Das eine Gefühl der Liebe, das die ganze Welt umfaßt, ist amoralisch. Es entzieht sich der ethischen Bewertung und schließt jegliche sittliche Entscheidung aus.

5. Die Bedingungen der echten Begeisterung

Dem Gefühl das allein fähig ist, die Moral von innen her zu erneuern und dem Leben einen starken Gehalt zu geben, wendet Ulrich im zweiten Buch seine volle Aufmerksamkeit zu. Immer wieder stellt er die alle menschlichen Verhältnisse beherrschende Bedeutung des Gefühls fest. Der Mensch "glaubt an Ideen, nicht weil sie manchmal wahr sind, sondern weil er glauben muß. Weil er seine Affekte in Ordnung halten muß. Weil er durch eine Täuschung das Loch zwischen seinen Lebenswänden verstopfen muß, durch das seine Gefühle sonst in alle vier Winde gingen. Das richtige wäre wohl, statt sich vergänglichen Scheinzuständen hinzugeben, die Bedingungen der echten Begeisterung wenigstens zu suchen" (S. 1060/1061). Bei der Erforschung der geistigen Situation seiner Zeit stößt Ulrich auf eine Verschiebung der Phasen in der Entwicklung des Verstandes und des Gefühls: der Verstand ist auf Kosten des Gefühls einseitig hochgezüchtet worden, während das Gefühl sich selbst überlassen oder gar durch eine fixierte Moral in seinen Entfaltungsmöglichkeiten gehemmt worden ist. "Seit Jahrhunderten ... kennt die Welt Gedankenwahrheit und darum verstandesmäßig bis zu einem gewissen Grad Gedankenfreiheit. In der gleichen Zeit hatte das Gefühl weder die strenge Schule der Wahrheit, noch die Bewegungsfreiheit. Denn jede Moral hat für ihren Zeitlauf das Gefühl nur soweit, und in diesem Umkreis dazu noch starr, geregelt, als gewisse Grundsätze und Grundgefühle für das ihr beliebende Handeln nötig waren; das übrige hat sie aber dem Gutdünken, dem persönlichen Gefühlsspiel, den ungewissen Bemühungen der Kunst und der akademischen Erörterung überlassen. Die Moral hat also die Gefühle den Bedürfnissen der Moral angepaßt und dabei vernachlässigt, sie zu entwickeln, obwohl sie selbst von ihnen abhängt" (S. 1050). Entgegen der *opinio communis* ist das Gefühl für Musil ein ausbildbares und verbesserungsfähiges Vermögen des Menschen. Seine Vernachlässigung fällt so schwer ins Gewicht, weil es

stärker als der Verstand den Menschen formt und sein Leben bestimmt. "Aber obwohl alles in allem die Zahl der Entscheidungen, die vom Gefühl abhängen, unendlich viel größer ist als die jener, die sich mit der blanken Vernunft treffen lassen, und alle die Menschheit bewegendenden Ereignisse aus der Phantasie entstehen, erweisen sich nur die Verstandesfragen überpersönlich geordnet, und für das andere ist nichts geschehen, was den Namen einer gemeinsamen Anstrengung verdiente oder auch nur die Einsicht in ihre verzweifelte Notwendigkeit andeutete" (S. 1060).

Musil fordert nichts geringeres als ein methodisches Verfahren, mit dessen Hilfe die Gefühle geordnet und auf eine bewußte Zielsetzung hin gefördert werden können. Ulrich geht bei seinem Versuch einer solchen Systematisierung der Gefühle immer wieder von der Beobachtung aus, daß die orthodoxe Trennung zwischen Fühlen und Denken falsch ist. Nachdem er für eine seiner mathematischen Aufgaben überraschend eine Lösung gefunden hat, meint er: "Es ist an solchen Einfällen nicht nur der Verstand, sondern immer auch irgend eine Bedingung der Leidenschaft beteiligt" (S. 735). Noch stärker betont er die grundlegende Bedeutung des Gefühls, wenn er sagt: "Eine gewisse Temperatur des Fühlens vor dem Erkalten zu schützen, bedeutet wahrscheinlich, die Brutwärme zu hüten, aus der alle geistige Entwicklung entsteht" (S. 886). Mit dem neu geschaffenen Wortpaar "Konkav- und Konvexempfinden" hebt er sogar die traditionelle Unterscheidung zwischen Fühlen und Denken auf und führt das zweigeteilte Erkenntnisvermögen des Menschen auf ein einheitliches Prinzip, auf das des "Empfindens" zurück. Er behauptet, "daß es zwei große, einander entgegengesetzte Vorstellungsräume gebe, von denen sich die eine auf dem Umfängenwerden vom Inhalt der Erlebnisse, die andere auf dem Umfängen aufbaue" (S. 702). Den gleichen Gedanken mit anderen Worten umschreibend, fährt er fort, "daß sich ein solches 'In etwas Darinsein' und 'Etwas von außen Ansehn', ein 'Konkav-' und 'Konvexempfinden', ein 'Raumhaft-' wie ein 'Gegenständlichsein', eine 'Einsicht' und eine 'Anschauung' noch in so vielen anderen Erlebnisgegensätzen und Sprachbildern wiederhole, daß man eine uralte Doppelform des menschlichen Erlebens dahinter vermuten dürfe" (S. 702).

Es ist hier nicht der Ort, solche Sätze auf ihre erkenntnistheoretische Richtigkeit hin zu prüfen. Uns interessiert, wie sie sich in der Romanhandlung konkretisieren. Offensichtlich entsprechen diese zwei Formen der Welterfahrung, die aktiv durchstoßende und die Wirklichkeit verändernde und die passiv Erleidende des Erfülltwerdens, den beiden Lebenshaltungen Ulrichs und Agathes. Ebenso deutlich stellen sie die beiden Grundtypen der männlichen und der weiblichen Erlebnisweise überhaupt dar. Durch diesen großen Zusammenhang, in den die beiden Geschwister hineingestellt werden, erhalten sie über jede individuelle Besonderheit hinaus eine mythische Bedeutung. In Abwandlung des platonischen Themas verkörpern sie auch hier zwei Lebensprinzipien, zwei Archetypen menschlicher Existenz überhaupt.

Musil zeigt deutlich, wie sich die Erlebnisweise Agathes grundsätzlich von der Ulrichs unterscheidet. Er beschreibt sie beispielsweise, wie sie nach Ulrichs Rück-

kehr nach Wien sich selbst überlassen in eine weiche Liebesstimmung versinkt: "Wenn ihr Blick auf ein Ding in ihrer Umgebung fiel, so war das so, als lockte sie ein junges Lamm an: entweder kam es sanft heran, sich ihr zu nähern, oder es kümmerte sich eben nicht um sie, — aber nie begriff sie es mit der Absicht, mit jener Bewegung des inneren Zugreifens, die allem kalten Verständnis etwas Gewalttätiges und doch Vergebliches gibt, da sie das Glück verscheucht, das in den Dingen ist" (S. 870). Das "Gewalttätige" der verstandesmäßigen Erforschung der Welt schildert Musil schon zu Beginn seines Romans an Ulrich und an dem modernen Naturwissenschaftler — einer Gattung Mensch, die kühn und rücksichtslos ihre wissenschaftliche Methode entwickelt. Auch allgemeiner gesehen, drückt er mit den beiden Begriffen "Konkav- und Konvexempfinden" nicht einen neuen Gedanken aus, sondern entfaltet weiter ein Thema, das er bereits mit den Doppelworten "Gewalt und Liebe" und "Genauigkeit und Seele" umschrieben hat. Der männliche Verstand ist scharf und trennend. Er verfügt über ein rationalistisches Auffassungsvermögen, das Ungleiches unterscheidet, Fremdes aussondert und Fernliegendes heranzieht. Die weibliche Erkenntnisweise hingegen ist mehr intuitiv als reflektiert. Sie kümmert sich weniger um die Bestimmung des Einzelnen und läßt dafür in vermehrtem Maß das Ganze in unvermittelter Anschauung auf sich einwirken.

Es wird ersichtlich, daß Musil die Geschwister dem ihnen entsprechenden Erlebnisbereich zuordnet; an mancher Stelle wird aber auch klar, daß er sie in differenzierter Abwandlung der Grundsituation an dem entgegengesetzten Erlebnisbereich teilnehmen läßt. Nur durch diese Verschränkung der Seinsweisen kann ja verstanden werden, daß Ulrich sich nach der Ergänzung seines Wesens um das weibliche Prinzip sehnt. Seine doppelte Anlage, das stark ausgebildete männliche und ein verkümmertes weibliches Auffassungsvermögen, lassen ihn ahnen, daß es "eine hinter Urnebeln verborgene Einheit des Empfindens" (S. 703) gibt. "Denn man kann hart sein, selbstsüchtig bestrebt, gleichsam hinaus geprägt, und kann sich plötzlich als der gleiche Ulrich Soundso auch umgekehrt fühlen, eingesenkt, als ein selbstlos glückliches Wesen in einem unbeschreiblich empfindlichen und irgendwie auch selbstlosen Zustand aller umgebenden Dinge" (S. 702). Dieser zweite, seltenere und oft nur als Andeutung vorhandene Zustand hat Ulrich von den frühen Kindheitserlebnissen bis zu einzelnen glücklichen Gemeinschaftsstimmungen auf belebten Straßen als höhere Seinsmöglichkeit begleitet, war aber immer nur als ein zeitlich begrenztes und aus der Wirklichkeit herausgelöstes Ereignis vorhanden. In der Vereinigung mit Agathe sollten sich nun das männliche und das weibliche Erlebnisprinzip voll entfalten und in ausgewogenem Verhältnis verbinden. Die Geschwisterliebe würde durch diese Verschmelzung und Verbindung eine mächtige Steigerung erfahren und zur umfassenden Welterfahrung werden.

Ulrich beschäftigt sich immer neu mit der Frage, warum der Mensch sein ursprünglich einheitliches Lebensgefühl verloren habe, und beantwortet sie auf eine noch andere, völlig unmythische und ungeschichtliche Weise. In dem Leben eines jeden Menschen spielt sich unausweichlich der gleiche psychologische Spaltungs-

prozeß ab. In dem Augenblick der Bewußtwerdung zerfällt er mit sich selbst und mit der Welt. "Denn wenn du dich heute, wo du ganz im Besitz deiner selbst zu sein glaubst, ausnahmsweise einmal fragen solltest, wer du eigentlich seist, wirst du diese Entdeckung machen. Du wirst dich immer von außen sehen wie ein Ding. Du wirst gewahren, daß du bei einer Gelegenheit zornig wirst und bei einer anderen traurig, so wie dein Mantel das eine Mal naß und das andere Mal heiß ist. Mit aller Beobachtung wird es dir höchstens gelingen, hinter dich zu kommen, aber niemals in dich" (S. 921/922). Sobald der Mensch die Dinge dieser Welt nicht einfach mitfühlt und sich ihnen empfindungsmäßig anschmiegt, sondern sie mit klarem Verstand erfassen will, muß er sie aus dem ganzheitlichen Lebenszusammenhang lösen, herausnehmen und definieren, d.h. gegen ihre Umgebung abgrenzen. Der gleiche Vorgang vollzieht sich auch in der Selbsterkenntnis. Nur wenn der Mensch sich entzweit und objektiviert, d.h. wenn er sein Ich wie irgendein Ding zum Gegenstand seiner Betrachtung macht, kann er sich selbst beobachten, denn die Erforschung eines Gegenstandes bedingt ein möglichst distanziertes und rein ausgesondertes Verhältnis zwischen dem Beobachter und dem zu beobachtenden Gegenstand. Paradoxerweise hat also gerade der Wille zum Selbstbewußtsein den Selbstverlust zur Folge. Ulrich schildert Agathe anschaulich diesen Lebenszustand der Teilung: "Du siehst einen Wagen, und irgendwie siehst du schattenhaft dabei auch: 'ich sehe einen Wagen'. Du liebst oder bist traurig und siehst, daß du es bist. In vollem Sinn aber ist weder der Wagen, noch deine Trauer oder deine Liebe, noch bist du selbst ganz da" (S. 922). An diesem Denkvollzug fällt besonders nachteilig ins Gewicht, daß der Mensch sich zwar willentlich immer mehr aus der Lebenstotalität ausschließen, daß er sich aber willentlich nicht mehr in den einheitlichen Sinnzusammenhang der Welt einfügen kann. Je bewußter ein Mensch nach Selbstverständnis strebt, umso eindeutiger verliert er das naive Gefühl der Geborgenheit im Leben. Der primäre Zustand des Einklangs ist nicht wiederherstellbar, und der Bruch ist endgültig. "Es ist alles, was du berührst, bis an dein Innerstes verhältnismäßig erstarrt, sobald du es erreicht hast, eine 'Persönlichkeit', zu sein, und übriggeblieben ist, umhüllt von einem durch und durch äußerlichen Sein, ein gespenstiger Nebelfaden der Selbstgewißheit und trüber Selbstliebe" (S. 922).

Solche Sätze machen es uns verständlich, daß Ulrich seiner Schwester gegenüber nicht nur auf die Urreligionen, auf die "fast schon unverständlich dunklen Überlieferungen der Philosophie" (S. 703) zu sprechen kommt, sondern auch auf seine Kindheitserinnerungen, die noch "jene blendende Zärtlichkeit" haben, "die nur den Früherlebnissen des Geschlechts zu eigen ist" (S. 705). Solche Zitate zeigen uns aber auch, daß das Motiv der Geschwisterliebe aus einer philosophischen Konzeption heraus entstanden ist. Jeder Mensch nämlich verliert durch die Erkenntnis unrettbar den paradiesischen Zustand der Lebenseinheit; nur Ulrich ist dank einer einmaligen Konstellation, die Musil für ihn künstlich geschaffen hat, von diesem Gesetz ausgeschlossen. Die Auseinandersetzung mit der Schwester führt Ulrich nicht zur Selbstentfremdung, sondern zur Selbstfindung.

Vorerst ist Ulrich unablässig bemüht, Agathe die seltenen Einheitserlebnisse, von denen er in seinem Leben ergriffen worden ist, zu erklären. Er betrachtet sie als Vorboten der großen Liebeserfüllung, weil in ihnen die Zweiteilung zwischen konkavem und konvexem Empfinden noch nicht zu Ende vollzogen war. "Es ist wie eine leichte Bewußtseinspaltung. Man fühlt sich umarmt, umschlossen und bis ans Herz von einer willenlos angenehmen Unselbständigkeit durchdrungen; aber anderseits bleibt man wach und der Geschmackskritik fähig und sogar bereit, mit diesen Dingen und Menschen, die voll ungeküfteter Anmaßung sind, Streit anzubinden" (S. 739). Ulrich ringt so sehr um das Verständnis Agathes, weil ohne ein reines Einvernehmen die große Liebe nicht glücken kann. Wie gut die Schwester den Bruder begreift und wie vollständig sie auf ihn innerlich eingestimmt ist, deutet Musil schon wenig später durch ein Erlebnis an, das der Einfluß Ulrichs auf Agathe herbeigeführt hat und das sie gefühlmäßig nacherleben läßt, was er ihr im Gespräch mitgeteilt hat: "In den leeren, ganz in den Schatten der Einsamkeit gehöhlten Zimmern, die noch vor kurzem von Gespräch und einer Gemeinsamkeit erfüllt waren, die bis an die innerste Seele drangen, verlor sich unwillkürlich die Unterscheidung zwischen körperlicher Trennung und geistiger Gegenwart, und Agathe fühlte sich, während die Tage ohne Merkmale dahinglitten, so eindringlich, wie sie es noch nie erlebt hatte, den eigentümlichen Reiz der Allgegenwart und Allmacht empfinden, der mit dem Übertritt der gefühlten Welt in die der Wahrnehmung verbunden ist. Ihre Aufmerksamkeit schien nun nicht bei den Sinnen, sondern gleich tief innen im Gemüt geöffnet zu sein, dem nichts einleuchten wollte, als was ebenso leuchtete wie es selbst (...). Und wie auf diese Weise ihr Geist von sich selbst so erfüllt war, daß auch der lebhafteste Einfall etwas von dem lautlosen Schweben einer Erinnerung an sich hatte, weitete sich alles, was ihr begegnete, zu einer grenzenlosen Gegenwart; auch wenn sie etwas tat, schmolz zwischen ihr, die es ausführte, und dem, was geschah, eigentlich nur eine Trennung hin, und ihre Bewegung schien der Weg zu sein, den die Dinge selbst herankamen, wenn sie den Arm nach ihnen ausstreckte" (S. 876/877). Agathe ist in einer merkwürdigen Bewußtseinsverschiebung aus der alltäglichen Welt in den irrationalen Erlebnisbereich der Mystik entrückt worden. Musil weiß, wie gefährlich es ist, wenn man aus der Wirklichkeit mit ihren festen Werten und Institutionen hinaustritt. "Und Agathe war jetzt im Begriff, das Gebiet der moralischen Umfriedung zu verlassen und sich auf jene grenzenlose Tiefe hinauszuwagen, wo es keine andere Entscheidung gibt als die, ob man steigen wird oder fällt" (S. 814). Wenn alle Unterschiede wegfallen und wenn die Verwandtschaft der Dinge sich zu einem Einssein erhöht, dann löscht sich schließlich auch der Mensch in dieser um sich greifenden Gleichwerdung aus, und die Allgegenwart wird zum Nichts. Es ist nicht von ungefähr, daß Agathe in diesem Erregungszustand die Kapsel mit dem Gift betrachtet, die sie nun, wie einst das Porträt ihres Jugendgeliebten, auf dem Busen trägt.

Ulrich allein, der immer noch zögert, kann sie aus ihrer tödlichen Bedrohung retten. In der Liebe zu ihm werden sich ihre Gefühle nicht nur nach allen Seiten

hin ausweiten, sie werden sich auch in ihm sammeln. Im umfassenden Einklang mit der Welt ist er ein Widerhall, und in der Unendlichkeit der Empfindungen bietet er einen Halt. Das Maß an Verschiedenheit, das zur Erhaltung des Ichgefühls in der schrankenlosen Liebe gerade noch notwendig ist, wird in der Geschwisterliebe am reinsten bewahrt. In ihr sind die Bedingungen der echten Begeisterung, der völligen Übereinstimmung zwischen weiblichem und männlichem Empfinden, gegeben, denn "Begeisterung ist der Zustand, worin alle (...) Gefühle und Gedanken den gleichen Geist haben" (S. 1059).

6. *Die Säkularisierung der Mystik*

Robert Musil hat die inhaltliche Zweiteilung des Romans durch die äußere Gestalt des Werkes unterstrichen. Das erste Buch mit dem Titel "Seinesgleichen geschieht" schildert die Auseinandersetzungen Ulrichs mit seiner Zeit; das zweite Buch, das die Überschrift "Ins tausendjährige Reich" trägt, beschreibt den Versuch des Mannes ohne Eigenschaften, sich in der Liebe zu seiner Schwester zu realisieren. Das erste Buch zeigt, wie der zeitgenössische Mensch unter dem Verlust seiner originalen Persönlichkeit von dem unregelmäßigen Gang der Ereignisse mitgerissen wird, und das zweite Buch stellt dar, wie das Geschwisterpaar, nur auf sich gestellt, diese geschichtliche Wirklichkeit überwinden und sich in einen irrealen Erlebnisbereich flüchten will. Der Titel dieser zweiten Hälfte "Ins tausendjährige Reich" muß wohl als bedeutsamer Hinweis auf die Schrift Augustins "De civitate dei" verstanden werden, besonders weil Musil, wie aus dem Tagebuch ersichtlich ist, das Werk des Kirchenlehrers gelesen hat. Auch Augustin stellt wie Musil zwei Welten, die der "civitas dei" und die der "civitas terrena", einander gegenüber, und auch er sieht zwischen diesen beiden Lebensbereichen keinen kontinuierlichen Zusammenhang. Das "Seinesgleichen geschieht", die sinnlose Abfolge von Ereignissen, verweist Augustin in die "civitas terrena", während er in der "civitas dei" eine linear aufsteigende Gesamtentwicklung der Universalgeschichte verwirklicht sieht, die sich im Aufblick auf Gott vollzieht. Der Vergleich zwischen den beiden Autoren läßt uns die Tragweite der antithetischen Kompositionsform, die Musil für seinen Roman gewählt hat, erkennen und zeigt uns ebenso eindrucklich die Ähnlichkeit der Problemstellung wie die Verschiedenheit der Weltanschauungen. Musil schildert in seinem zweiten Buch wohl die Versuche Ulrichs, aus dem Kreislauf des Geschehens auszubrechen, bemüht sich aber fortwährend, seine irrationalen Erlebnisse aus der Wirklichkeit abzuleiten, sie aus einer dem Leser begreiflichen Lebensnähe entstehen zu lassen und ihnen jeglichen transzendenten oder gar christlich-dogmatischen Gehalt zu nehmen.

Ulrich hat sich schon immer mit den schriftlichen Zeugnissen der Mystiker – Eckhart wird namentlich erwähnt (S. 125) – beschäftigt. Aus ihnen schwingt ihm ein geheimnisvoller, innerlich vertrauter Ton entgegen. Sie berühren eine Saite seines Wesens, von der er fühlt, daß sie voll zum Klingen gebracht werden könnte.

Gleichzeitig befremdet ihn aber die stoffliche Einkleidung, der zeitbedingte kirchlich-theologische Anschauungsballast, der sich um solche seelische Vorgänge anhäuft. "Nun sind es aber gerade die Vorstellungen der Intelligenz, was sich mit den Zeiten ändert und unglaublich wird; wenn jemand heute erzählen wollte, Gott habe mit ihm gesprochen, habe ihn schmerzhaft an den Haaren gepackt und zu sich emporgezogen oder sei in einer nicht recht begreiflichen, aber lebhaft süßen Weise in seine Brust hineingeschlüpft, so würde diesen bestimmten Vorstellungen, in die er sein Erlebnis kleidet, niemand glauben (...). Das hat zur Folge, daß man entweder Erlebnisse, die im Mittelalter wie im antiken Heidentum zahlreich und deutlich vorhanden gewesen sind, für Einbildungen und Krankheitserscheinungen halten muß oder vor die Vermutung gestellt wird, daß in ihnen etwas enthalten sei, was unabhängig von der mythischen Verbindung ist, in die man es bisher immer gebracht hat; ein reiner Erlebniskern, der auch nach strengen Erfahrungsgrundsätzen glaubwürdig sein müßte ..." (S. 565).

Diesen reinen Erlebniskern versucht Ulrich durch das Studium der mystischen Schriften herauszuschälen: er wird dabei ebenso von einem rückhaltlosen Vertrauen in die Echtheit solcher Darstellungen wie von einer starken methodischen Skepsis gegenüber ihrer Form geleitet. Einerseits knüpft er also an eine Jahrtausende alte Tradition an, wie man aus den christlichen, jüdischen, indischen und chinesischen Textquellen sehen kann (S. 782); andererseits erkennt er jedoch, was die Ausgestaltung, den irdischen Körper dieser Erlebnisse anbetrifft, die Notwendigkeit eines Bruches mit der Überlieferung. Ulrich setzt den mystischen Texten den gleichen kritischen Widerstand wie sich selbst entgegen. Deshalb bewegt er sich so lange am Rande der vollständigen Entrückung. "Nach seiner Überzeugung war nichts dadurch zu gewinnen, daß man Einbildungen nachgab, die einer überlegten Nachprüfung nicht standhielten. Das sei nur wie die Wachsfügel des Ikaros, die in der Höhe zerschmolzen, rief er aus; wolle man nicht bloß im Traum fliegen, dann müsse man es auf Metallflügeln erlernen" (S. 782). Der Aufschwung in die Methaphysik ist mit den alten Mitteln der Anschauung nicht mehr möglich. Jede Zeit muß einen neuen, ihr gemäßen Ausdruck für die religiösen Gefühle finden, die sie erfüllen; denn "der Glaube war immer mit Wissen verbunden gewesen, wenn auch nur mit einem eingebildeten, seit den Urtagen seiner zauberhaften Begründung. Und dieser alte Wissensteil ist längst vermorscht und hat den Glauben mit sich in die Verwesung gerissen: es gilt also heute, diese Verbindung neu aufzurichten" (S. 844). Wie sehr Ulrich gewillt ist, sich vom modernen Stand des Wissens und Denkens aus die alten Gebiete des seelischen Empfindens wieder zu erobern, verrät etwa der Ausruf: "Ich sehe mir den heiligen Weg mit der Frage an, ob man wohl auch mit einem Kraftwagen auf ihm fahren könnte!" (S. 767). Alle historisch gewordenen Formen, das ganze kirchlich-dogmatische Gebäude, das um die religiöse Ergriffenheit herum errichtet worden ist, schließt er aus seinen Lebensbetrachtungen aus. Wie radikal und selbständig er hierbei vorgeht, zeigt die folgende Textstelle: "Er und Agathe gerieten auf einen Weg, der mit dem Geschäft der Gottesergriffenen manches zu tun hatte, aber sie gingen ihn, ohne

fromm zu sein, ohne an Gott oder Seele, ja ohne auch nur an ein Jenseits und Nocheinmal zu glauben; sie waren als Menschen dieser Welt auf ihn geraten und gingen ihn als solche: und gerade das war das Beachtenswerte" (S. 777).

Die neue, der christlichen Weltanschauung vollständig entgegengesetzte Form des religiösen Erlebens stellt die Geschwisterliebe dar. Musil überspringt die ganze abendländische Kultur des Mittelalters und nähert sich dem antiken Lebensbild Platos. Jedoch darf auch diese Parallele nicht zu weit gezogen werden. Den Weg der Wahrheit beschreiten beide auf ähnliche Weise, denn beide werden durch den Eros zur Erkenntnis geführt; von dem eigentlichen Gehalt des platonischen Denkens aber, von der Ideenlehre, findet sich im "Mann ohne Eigenschaften" nichts vor, nimmt man den einen Hinweis auf das "Symposion" aus, der jedoch als literarische Anspielung und nicht als in der Romanhandlung verarbeitetes Gedankengut verstanden sein will. Diese Zurückhaltung in der Anerkennung irgendeines positiven Glaubenssatzes ist für Musil bezeichnend. Er läßt seine Hauptfigur nach langen religionsgeschichtlichen Untersuchungen zu einem Ergebnis kommen, das sprachlich und inhaltlich außerordentlich karg ist, aber im ganzen Werk nicht mehr in Frage gestellt wird. Ulrich sagt zu Agathe: "Wir dürfen also einen bestimmten zweiten und ungewöhnlichen Zustand von großer Wichtigkeit voraussetzen, dessen der Mensch fähig ist und der ursprünglicher ist als die Religionen" (S. 782). Ulrich bemüht sich so sehr, die Geschwisterliebe von jeglicher übernommenen Glaubensform und Gottesvorstellung zu entschlacken und zu einem eigenständigen Einheitserlebnis vorzudringen, daß wir von einer säkularisierten Mystik sprechen können. Er selbst prägt einmal den Ausdruck "taghelle Mystik" (S. 1112), nennt aber im übrigen die Bewußtseinsverschiebung, die den Menschen immer wieder ergreift, den "ändern Zustand" (S. 1128).

Musil gibt seiner Forderung, für die religiösen Gefühle des Menschen eine neue und der Zeit gemäße Form zu finden, auch durch die künstlerische Gestaltung des Werkes Nachdruck, indem er die beiden einander entgegengesetzten Romanhälften thematisch verbindet. Ulrich prüft auch noch im zweiten Teil die mystischen Erlebnismöglichkeiten mit dem nüchternen wissenschaftlichen Geist, der im ersten Buch breit dargestellt worden ist, und schon die Romanfiguren des ersten Teils werden, allerdings nur sporadisch, von dem seltsamen, dem Alltagsleben abgewandten "anderen Zustand" erfaßt, der erst im zweiten Buch voll ausgebildet wird. Mit dieser Kompositionsform, in der trotz der großen Zweiteilung eine Einheit angestrebt wird, will Musil mehr als nur den ästhetischen Normen eines Kunstwerkes genügen: er kann durch sie das Thema der Mystik im ersten Teil aus der Wirklichkeit heraus entwickeln und es im zweiten Teil immer wieder in die Wirklichkeit zurückführen. In beiden Fällen wird es in den Erfahrungsbereich des heutigen Menschen einbezogen.

Die im ersten Teil geschilderten Einheitserlebnisse sind noch so rudimentär und zeitlich begrenzt, daß sie weder das private Leben der Figuren zu verändern noch das öffentliche Geschehen zu beeinflussen vermögen. Arnheim, der als kluger Kaufmann nicht nur mit den messenden Werten des Geldes vorzüglich umzugehen

weiß, sondern auch jederzeit den Eindruck, den seine Persönlichkeit in seiner Umgebung hinterläßt, sorgfältig berechnet, stellt auf einmal mit geängstigtem Erstauen fest, daß für ihn als Liebenden die trennenden Unterscheidungen des Alltags wegfallen: "Es war nichts klein und nichts groß, ein Gedicht und ein Kuß auf eine Frauenhand wogen ebensoviel wie ein mehrbändiges Werk oder eine politische Großtat, und alles Böse war so sinnlos, wie im Grund auch alles Gute in diesem Umfangensein von der zärtlichen Urverwandtschaft aller Wesen überflüssig wurde" (S. 396). Von derselben Gleichgültigkeit den praktischen Lebensumständen gegenüber ist Diotima in ihrer Liebe zu dem Großkaufmann erfaßt. "Man kann Königreiche gewinnen oder verlieren, aber die Seele rührt sich nicht, und man kann nichts tun, um sein Schicksal zu erreichen, aber zuweilen wächst es aus der Tiefe des Wesens, still und täglich, wie der Gesang der Sphären" (S. 438). Wenn sich Moosbrugger und Clarisse in Erregungszuständen befinden, dann heben sich nicht nur die Gegensätze der Welt auf, sondern ihre Person wird durchbrochen und die Umwelt ergreift von ihnen Besitz. Für Moosbrugger gibt es sogar Augenblicke, in denen sein Ichgefühl erlischt und er mit den Dingen identisch wird. Bezeichnenderweise versagt dann auch die Sprache, die durch die bloße Benennung einer Sache schon die Dinge voneinander unterscheidet. "Einen Eindruck, wie ein großes, spiegelndes Wasser ausgebreitet zu sein, das durch nichts zu stören ist, den hatte er jetzt fast immer, wenn er auch die Worte dafür nicht hatte. Die Worte, die er hatte, waren: — Hmhm, so so. Der Tisch war Moosbrugger. Der Stuhl war Moosbrugger. Das vergitterte Fenster und die verschlossene Tür war er selbst. Er meinte das keineswegs verrückt und ungewöhnlich. Die Gummibänder waren einfach weg" (S. 404). Hans Sepp und seine Gesinnungsgenossen erheben solche Entpersönlichungsvorgänge, von denen sowohl Liebende als auch Menschen in nervöser Überreizung und Geisteskrankte ergriffen werden, zu einer Lebenslehre. "Denn folgte man Hans, so erfuhr man auch, daß der Grad der wahren Originalität nicht im eitlen Besonderssein beschlossen liege, sondern durch das Sichöffnen entstehe, in steigende Grade des Teilnehmens und der Hingabe hinein, vielleicht bis zu dem höchsten Grad einer Gemeinschaft der ganz von der Welt aufgenommenen, vollendet Ichlosen, den man auf diese Weise zu erreichen vermöchte!" (S. 570).

Diese paar Sätze nehmen, wenn man sie auf das Leben Ulrichs überträgt, die ganze zukünftige Entwicklung des Mannes ohne Eigenschaften bis zu der großen Liebesvereinigung mit Agathe vorweg. Vorerst aber, bevor Ulrich mit seiner Schwester zusammentrifft, fühlt er, daß er Hans Sepp keineswegs überlegen ist, weil auch er über diese Einheitserlebnisse bloß mit "spielerischer Fertigkeit" (S. 573) spricht, "ohne daß die Worte in ihm Wurzeln hatten" (S. 573). Ihm wie den andern Figuren fehlt der wirkliche Gehalt, mit dem sich die unbeständigen und flatterhaften Gefühle des andern Zustandes verbinden könnten. Sie haben sich von den alten religiösen Bekenntnissen freigemacht, ohne sich zu einer neuen Glaubensform zu verfestigen. In dieser Ungebundenheit drohen sie, wie es sich an den neuesten Tendenzen der Parallelaktion zeigt, zu entarten, und sie gefährden die

Zeit. "Es scheint, daß sich in der Tat das nackte, allerüberkommenen begrifflichen Glaubenshüllen entschälte, von den alten religiösen Vorstellungen losgelöste, vielleicht kaum noch ausschließlich religiös zu nennende Grunderlebnis des mystischen Erfäßtwerdens ungeheuer ausgebreitet hat, und es bildet die Seele jener vielförmigen irrationalen Bewegung, die wie ein Nachtvogel, der sich in den Tag verloren hat, durch unsere Zeit geistert" (S. 565/566).

An einer Vorform des mystischen Erlebnisses, an der Idee, wie sie sein Zeitalter hervorbringt, erkennt Ulrich immer wieder das gleiche Mißverhältnis zwischen Inhalt und Begeisterung. Sämtliche Ideen, die in der Parallelaktion auftauchen, entspringen zwar aus der Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit, können aber keine neue Wirklichkeit schaffen. Ihnen allen wird das gleiche Los zuteil: sie vermögen es nicht, sich in ihrer hochgestimmten Unbedingtheit zu erhalten, und "gleichen jenen Stoffen, die sich sofort an der Luft in eine dauerhafte andere, aber verdorbene Form umsetzen" (S. 363). Musil läßt eine solche Idee, die des Pazifismus, als äußerste und härteste Konsequenz dieses Umwandlungsprozesses sogar in die Kriegsbegeisterung von 1914 umschlagen.

Nach seiner Auffassung lebt Ulrich in einer Zwischen- und Krisenzeit des religiösen Bewußtseins. Ulrich hält die alten Glaubensformen für veraltet und wirklichkeitsfremd, erkennt aber zugleich an den überbordenden emotionalen Strömungen seiner Zeit, daß sie dringend einer neuen, der modernen Wirklichkeit entsprechenden Formgebung bedürfen. Auch er ist immer wieder in mystische Zustände versetzt worden, denen der bleibende Gehalt fehlte. Einmal vermeinte er, "überreizt von der Arbeit und Langeweile" (S. 122) und in einer Art Halluzination, daß die natürlichen Raumproportionen aufgehoben seien und daß er Stimmen höre, und ein andermal, kurz vor dem Wiedersehen mit Agathe bewirkt eine Müdigkeit die Verwandlung seiner Lebensgefühle und gleichsam eine Transparenz der Dinge. "Es ist ein anderes Verhalten; ich werde anders und dadurch auch das, was mit mir in Verbindung steht!" dachte Ulrich, der sich gut zu beobachten meinte. Man hätte aber auch sagen können, und er fühlte es selbst, daß diese Einsamkeit immer dichter und immer größer wurde. Sie schritt durch die Wände, sie wuchs in die Stadt, ohne sich eigentlich auszudehnen, sie wuchs in die Welt. "Welche Welt?" dachte er. "Es gibt ja gar keine!" Es kam ihm vor, daß dieser Begriff keine Bedeutung mehr hätte" (S. 679). Dort, wo bis jetzt nur der ins Leere geöffnete Raum seiner Einsamkeit war, wird Agathe hintreten. Sie wird ihn mit Wirklichkeit ausfüllen. Dank ihrer lebendigen Gegenwart verliert er nicht nur sein Ich an die Welt, er erhält es auch zurück. "Denn das ist es, was eine ergreifende große Idee von einer gewöhnlichen, sogar unbegreiflich gewöhnlichen und verkehrten unterscheidet, daß sie sich in einer Art Schmelzzustand befindet, durch den das Ich in unendliche Weiten gerät und umgekehrt die Weiten der Welten in das Ich eintreten, wobei man nicht erkennen kann, was zum eigenen und was zum Unendlichen gehört" (S. 113). Diese Definition der Idee nimmt als Theorie das mystische Liebeserlebnis vorweg, wobei sich auch an der Verbindung dieser beiden Begriffe "Idee" und "Mystik", und nicht nur an der Gestalt Agathes zeigt, daß

Musil die Mystik in den alltäglichen Erfahrungsbereich des Menschen einbeziehen will.

In wie vollkommenem Maß Agathe für Ulrich die Idee der Frau darstellt, die zur Wirklichkeit geworden ist, wird aus dem Vergleich zweier Textstellen ersichtlich. In der einen träumt Ulrich von der absoluten Schönheit des menschlichen Körpers, von dem "Augenblick, wo die Melodie des Geistes aus dem Instrument der Natur aufsteigt" (S. 291), und in der andern schildert Musil Agathe, wie sie sich unbedeckt im Spiegel sieht. "Noch war alles wie der blinkende Tag, der sich seinem Zenit nähert: aufsteigend rein, genau und von jenem Werden durchflossen, das Vor-Mittag ist und sich an einem Menschen oder jungen Tier in der gleichen unbeschreiblichen Weise ausdrückt wie an einem Ball, der seinen höchsten Punkt noch nicht erreicht hat, aber nur wenig darunter ist" (S. 871). Kurze Zeit vor der Vereinigung mit ihrem Bruder steht der Körper Agathes unmittelbar vor seiner Vollendung. Was die Sehnsucht Ulrichs bildete, erfüllt sich.

Noch immer aber gibt sich Ulrich seiner Schwester nicht hin, obwohl sie in ihrer irdischen Natürlichkeit an die Stelle der schwärmerischen Gottesgedanken der Mystiker getreten ist. Noch immer fürchtet er, er könnte das Opfer einer bloßen Einbildung werden und einer "Schleudermystik zu billigstem Preis und Lob" verfallen, "die im Grunde ihrer beständigen Gottesergriffenheit über die Maßen liederlich ist" (S. 1112), und noch immer versucht er das Erlebnis der Mystik mit "Leidenschaft und Vorsicht" (S. 801) immer stärker einzugrenzen, bis er ihm den Anschein weltfremder Zauberei genommen und es in seinem vollen Wirklichkeitsanspruch erkannt hat.

Wir haben nicht die Absicht, Musil bis in alle Verästelungen seiner Gedankenreihen zu folgen. Einesteils, weil wir gezwungen sind, uns auf die Kapitel des Nachlasses zu stützen, und anderenteils weil die zahlreichen Wiederholungen auf die Unfertigkeit dieser Texte hindeuten. Die langen theoretischen Einlagen, die als Tagebuchnotizen Ulrichs figurieren, zeigen, daß es Musil im Zeitpunkt der Niederschrift noch nicht gelungen war, seine Gedanken in Handlung umzuformen. Das peinlich wirkende, zerredende Vorwegnehmen eines mystischen Liebeserlebnisses, das doch eigentlich ein wunderbares, unerklärliches Geheimnis bleibt, hat allerdings in bezug auf die Titelfigur des Romans seinen bestimmten Sinn: es entspricht in hohem Maße einem Mann ohne Eigenschaften, der sich so lange wie möglich gedanklich absichert, um nicht handeln zu müssen. Wir dürfen deshalb annehmen, daß Musil, auch wenn ihm die Ausarbeitung seines Werkes vergönnt gewesen wäre, Ulrichs Zögern wohl geraffter, aber in der uns vorliegenden Stufenfolge dargestellt hätte.

Die Reflexionen Ulrichs scheinen endlos um bestimmte Themengruppen zu kreisen, führen aber immer wieder unvermittelt zur zentralen Fragestellung des Romans. Die Geschwister sind sich bewußt, daß sie als Ausdruck ihrer Eigenschaftslosigkeit ohne Selbstliebe gelebt haben und daß sie ineinander die Entschädigung suchen für das, was ihnen fehlt. Die Selbstverwirklichung wird also zum Problem der Teilnahme am andern Menschen, zu einer Teilnahme jedoch, die sich über eine

bloße zwischenmenschliche Beziehung zum andersgeschlechtigen Partner erhöht zu der "Vision eines Aneinander-Teilhabens", "vor der die gewöhnlichen Beweise der Liebe, Güte und Teilnahme ihre Bedeutung verloren" (S. 1082). In dieser mächtigen Steigerung intensiviert sich die Teilnahme an dem geliebten Menschen zur Selbstaufgabe und erweitert sich zu einem "Teilhaben an Sein und Wahrheit" (S. 1210), "denn man mußte sich wohl mitsamt der Wirklichkeit ausheben wie eine Tür aus der Angel, wenn das mehr als eitel Träumerei sein sollte (S. 1082/1083). Die Liebe verliert ihren individuellen Charakter und verwandelt sich in einen absoluten Vorgang; denn das äußerste Maß an Teilnahme bedeutet Identifikation mit dem andern und schließlich ein Einssein mit der ganzen Welt. Nicht nur in den begnadeten Augenblicken der Gefühlserhebung, auch in den Gesprächen der Geschwister kehrt das Thema der Identifikation beharrlich wieder. So diskutieren sie beispielsweise über das christliche Gebot "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" (S. 778 / S. 1150 / S. 1192 / S. 1204 / S. 1210 etc.) und versuchen, es in seinem wildwörtlichen Sinn zu realisieren. Agathe geht in ihrem nüchternen Eifer so weit, daß sie sich sogar in einen abstoßend häßlichen Bettler, der sich vor dem Gitter ihres Gartens niederläßt, versenken will; doch ohne Erfolg. Die Geschwister kommen immer wieder zu dem Ergebnis, daß ein solches Gebot, wie alle Sätze der Moral, nur in einer "Art Traunzustand" (S. 779), in einem Zustand der "Umgestaltung und Verklärung des wirklichen Menschen und der wirklichen Welt" (S. 1150) befolgt werden könnte. Wie jede große Liebe enthalte auch die Nächstenliebe etwas Mystisches (S. 1155).

Die Erklärung, "daß es zwei Arten, die Wirklichkeit zu erleben, gebe" (S. 1150), begründet Musil in gefühlpsychologischen Abhandlungen, die er Ulrich aufzeichnen läßt. In der ersten alltäglichen Lebensweise bemächtigt sich der Mensch der Wirklichkeit, indem er teils bewußt, teils unbewußt die vorhandenen Gedanken- und Erlebnisformen übernimmt, die ihm seine Umwelt anbietet. "Das Ich erfaßt ja seine Eindrücke und Hervorbringungen niemals einzeln, sondern immer in Zusammenhängen, in wirklicher oder gedachter, ähnlicher oder unähnlicher Übereinstimmung mit anderem; so lehnt alles, was Namen hat, aneinander in Hinsichten, Fluchten, als Glied von großen und unüberblickbaren Gesamtheiten, eines auf das andere gestützt und von gemeinsamen Spannungen durchzogen" (S. 1114). Diese Übernahme der fertigen Einteilungen des Lebens, die im Lauf der Geschichte schon vorgebildet worden sind, machen den Menschen eigenschaftslos und verurteilen ihn zu dem "Seinesgleichen geschieht". Neben dieser der Umwelt angepaßten konventionellen Lebensform gibt es eine zweite Möglichkeit der Lebenserfahrung, "wenn aus irgendeinem Anlaß diese Zusammenhänge versagen und keine der inneren Ordnungsreihen anspricht (sic)" (S. 1114), oder wenn man die kleinste Bewegung aus der Richtung des Lebens macht und "sich dergestalt in einen Vorzustand zurückversetzt, wo man ungerührt bleibt von den Empfindungen, und den Dingen nicht auf die Gefühle eingeht, die sie selbstgefällig erwarten" (S. 1257). Die Geschwister leisten diesen inneren Widerstand gegen eine erstarrte Welt, die die sich den Anschein gibt, in der Gestalt, die sie angenommen hat, notwendig zu

sein. Dank ihrer Eigenschaftslosigkeit wird ihnen der Anblick der Welt wiederholt zum ursprünglichen Schöpfungserlebnis. "Es hatte gerade darum jede Einzelheit, der Agathe begegnete, die gespannte, hochseiltänzerische Natur des 'Einmal und nicht wieder', die fast überspannte Natur der persönlichen ersten Entdeckung, die zauberisch bestellt ist und keine Wiederholung zuläßt; und wenn sie davon sprechen wollte, so geschah es in dem Bewußtsein, daß sich kein Wort zweimal sagen lasse, ohne seine Bedeutung zu ändern" (S. 1148).

Diese Fähigkeit, die Welt auf eine originale Weise zu erleben, die weder durch die Routine der Erfahrung noch durch Begriffe und Gefühlsschemata vorgeprägt ist, spielt für die Geschwister deshalb eine entscheidende Rolle, weil auch die vollständige Teilnahme am andern ein "Aus-sich-selbst-Treten" bedingt, die Aufgabe aller Denk- und Gefühlskategorien, die man sich im Lauf eines Lebens erworben hat. Allerdings vermag nur ein starker Affekt, eine gewaltige Leidenschaft oder eine alle anderen Lebensbeziehungen überstrahlende Liebe ein solches einseitig subjektives Weltbild zu erzeugen. Musil wählt für ein solches Verhalten, "das ganz unter der Herrschaft eines einzelnen Gefühls steht" (S. 1340), den Ausdruck "Ekstase" (S. 1340). Der ekstatische Mensch steht außerhalb der Ordnungen der Welt und sieht die Wirklichkeit durch ein "farbiges Fenster" (S. 1347), d.h. sie erscheint ihm dank der Kraft des Gefühls, das sich alles anverwandelt, in einer einheitlichen affektiven Tönung. Dieser Gedanke gewinnt an Anschaulichkeit durch eine Liebesepisode, die Ulrich selbst in seinem Tagebuch beschreibt. Er hat in scherzhaftem Übermut die ahnungslose Agathe von hinten umfaßt und fühlt sich plötzlich mit ihr zusammen in den andern Zustand versetzt. "Als ich also Agathe auf den Arm nahm und wir uns beide aus dem Rahmen des Lebens genommen und in einem andern vereinigt fühlten, war vielleicht etwas Ähnliches mit unserem Gefühl geschehen. Ich kannte das ihre nicht, und sie nicht das meine, aber sie waren nur für einander da, und hingen geöffnet aneinander, während alle andere Abhängigkeit verschwand, und darum sagten wir, wir wären aus der Welt gewesen, und in uns" (S. 1313). In der Liebesekstase schließen sich in dem Maß, wie die gewöhnliche Wirklichkeit mit ihren getrennten Formen im Unwesentlichen versinkt, die Liebenden aneinander an.

Die Tatsächlichkeit dieses Erlebnisses, das alle rationalen Begründungen an Überzeugungskraft übertrifft, genügt Ulrich noch immer nicht. Nachdem er die emotionalen Bedingungen, die den anderen Zustand ermöglichen, untersucht hat, forscht er jetzt nach analogen Erscheinungen im gewöhnlichen Leben. Ein weiteres Mal kann er die Mystik in das natürliche Leben einordnen, weil er den merkwürdigen Sachverhalt, daß der Mensch die Dinge dieser Welt unter Ausschaltung aller widersprechenden Merkmale in Übereinstimmung sieht, weit verbreitet findet. Er stellt z. B. in der Kunst die Differenz zwischen Werk und Wirklichkeit in bezug auf die Ähnlichkeit der Abbildung fest. Ein Bild kann seinen Gegenstand nie in vollem Umfang vertreten. Nur unter Ansehung eines bestimmten Verhältnisses stellt es eine völlige Entsprechung zwischen Vorlage und Wiedergabe dar. (S. 1182); denn der Künstler malt unter Weglassung alles Unpassenden sein per-

sönliches Weltbild und bringt gerade durch dieses selektive Vorgehen ein einheitliches Werk hervor. Es spielt dabei keine Rolle, ob er seinen Standpunkt, von dem aus er die Welt betrachtet, bewußt oder unbewußt wählt. Die gleiche doppelte Beziehung zur Wirklichkeit weist jede Form des dichterischen Bildes auf, handle es sich nun um ein Symbol, eine Allegorie oder ein Gleichnis. (Musil verzichtet ausdrücklich auf eine nähere begriffliche Unterscheidung (S. 1182). Im engeren künstlerischen Bereich des Bildes ist die Inkongruenz zwischen dem primären Gegenstand der Betrachtung und dem sekundär herbeigezogenen Ding besonders groß, weil sich ihre Gemeinsamkeit auf die eine bestimmte Vergleichsmöglichkeit, auf das *tertium comparationis*, einschränkt. Der Verlust an objektiver Übereinstimmung aller Teile wird durch die Vertiefung der Bedeutung in einer Hinsicht ausgeglichen.

Diese gleichnishafte Erkenntnisweise, die in der Stilisierung des Kunstwerks besonders rein hervortritt, beobachtet Musil in jeder Wahrnehmung. Er erweitert also ihren Geltungsbereich auf das ganze Leben und stellt immer wieder fest, daß das Ding an sich und dessen Erscheinung nicht identisch sind. Die Wirklichkeit "zeigt sich in unseren Erlebnissen und Forschungen nie anders wie durch ein Glas, das teils den Blick durchläßt, teils den Hineinblickenden widerspiegelt" (S. 1181). Je stärker der Mensch am Leben teilnimmt und je aktiver er sich für eine Weltanschauung einsetzt, desto willkürlicher biegt er sich die Wirklichkeit zu seinen Zwecken um. "Nun sind gar die Bilder, die wir uns im Leben machen, um richtig handeln und fühlen zu können, nicht bloß vom Verstand abhängig, ja oft sind sie höchst unverständig und nach seinen Maßen unähnliche Bilder" (S. 1183).

Die Feststellung, daß das gleichnishafte Auffassungsvermögen sowohl im ästhetischen als auch im psychologischen und moralischen Bereich des Lebens stark verbreitet ist, erlaubt Musil, das mystische Erlebnis als innerweltliches Ereignis zu verstehen. In ihm erreicht das Gleichnishafte der Welterfahrung den höchsten Grad. Ulrich spricht nur so ausführlich über die Beschaffenheit des Gleichnisses, um Agathe die mystische Liebe auf eine natürliche Weise erklären zu können. Beinahe tadelnd sagt er zu ihr: "Du bemerktest nicht, daß ich längst von der wahrhaften Möglichkeit doppelgängerischer Zwillinge rede, zwei Seelen zu haben und eine zu sein?" (S. 1185). An anderer Stelle meint er: "Wem die Welt bloß ein Gleichnis ist, der könnte also wohl, was nach ihren Maßen zwei ist, nach den seinen als eins erleben!" (S. 1187). In erstaunlich prosaischem Ton spricht er noch ein weiteres Mal von der Aneignungskraft der Liebe: "Ich sehe dich, wie ich dich brauche, und du machst mich, was ich brauche, sehen!" (S. 1205). Das gegenseitige Verhältnis der Geschwister entspricht der Beziehung zwischen Gleichnis und Wirklichkeit: was bei nüchterner Betrachtung in zwei Hälften zerfällt, fügt sich im "anderen Zustand" oder im gleichnishaften Sehen zu einer Einheit zusammen. Die mystische Liebe besitzt die verwandelnde Kraft, Ungleiches zu Gleichem zu machen und die Teilnahme des einen Menschen am andern bis zur vollständigen Verschmelzung des Ich und Du zu steigern.

7. Die Geschwisterliebe als mystische Lebenserfüllung

Solange es galt, die einzelnen Romanfiguren in ihrer individuellen Widersprüchlichkeit und inneren Verwandtschaft zu erfassen, solange bestimmte Äußerungen ebenso auf bestimmte Figuren bezogen als auch von ihnen abgehoben und als allgemeiner Ausdruck der Zeit gewertet werden sollten, kurz, solange man als Leser in kritischer Distanz und steter gedanklicher Bewegung bleiben mußte, um das Werk in seinem dynamischen Aufbauprinzip zu verstehen, hat uns die analytische Methode gute Dienste geleistet. In dem Augenblick aber, da wir uns mit der Beschreibung des "anderen Zustands" beschäftigen, können wir uns nicht mehr mit der rationalen Ausdeutung der Romanhandlung begnügen. Wir haben es nicht mehr ausschließlich mit Texten zu tun, die über sich hinausweisen und deren Inhalt nur als Stellenwert richtig zu verstehen ist, sondern mit "reiner" Dichtung, die Anspruch auf absolute Gültigkeit erhebt und daher nur als Ganzes aufgenommen werden kann.

Musil wählt eine neue Technik der Erzählung. Er variiert nicht mehr die gleichen Situationen und kombiniert auch nicht mehr die Meinungen der Figuren derart, daß er seine Gedanken von Kapitel zu Kapitel in fortgesetzter Bewegung präzisiert; er entscheidet sich vielmehr für eine direktere Ausdrucksweise. Die Irrationalität der mystischen Liebe, die Unsagbarkeit des zu Sagenden, zwingt ihn, die Liebeserlebnisse der Geschwister in einem einmaligen Handlungsvorgang darzustellen. Er kann sie nicht mehr erklären; er kann sie nur noch nennen. Im Fluß der vorangegangenen gedanklichen Entwicklung, der Differenzierungen und Zusammenfassungen vielfältigster Äußerungen, gelangen wir mit der Schilderung des "anderen Zustands" zu einem Halte- und Höhepunkt. Das zentrale Kapitel dieses Romanteils ist in sich geschlossen und muß in sich gültig sein. Trotz der gründlichen theoretischen Vorbereitung besitzt der Leser kein Kriterium, um die Authentizität der mystischen Gefühle Ulrichs und Agathes zu überprüfen; er muß dem Autor Glauben schenken und den dichterischen Ausdruck als Gewähr für die Echtheit der mystischen Erlebnisse hinnehmen. Daher wenden wir uns einer vorwiegend stilistischen Betrachtung dieser Kapitel zu und verfolgen zunächst, wie Musil das Bild gebraucht, das sich als irrationale sprachliche Form am besten zur Fixierung mystischer Lebensgefühle eignet und dessen Bedeutsamkeit er uns im Zusammenhang mit der Mystik dargelegt hat.

Für diese Untersuchungen müssen wir wieder mehrere Kapitel aus dem Nachlaß heranziehen. Obwohl sie schon in der Mitte der zwanziger Jahre geschrieben wurden und das Kernstück des zweiten Buches bilden sollten, sind sie als frühe Entwürfe liegen geblieben. Diese Verzögerung läßt sich durch die besonderen künstlerischen Schwierigkeiten erklären, die das Thema der Mystik stellt: es fordert, da es kaum zu fassen ist, eine außerordentliche sprachliche Subtilität, und es läßt sich nur mühsam mit der gesamten Romanhandlung durch Übergangsszenen verbinden. Die Rückführung des Geschwisterpaares in die allgemeine Romanwirklichkeit schließlich ist Musil überhaupt nicht mehr gelungen. Sie ist ein Problem, das ihn bis an das Ende seines Lebens beschäftigt hat.

In unserer Betrachtung der mystischen Texte stellen wir eine bestimmte Entwicklung in der Verwendung des Bildes fest: So wie sich die Lücke zwischen Denken und Sein, Wissen und Wirklichkeit, Ich und Welt immer stärker schließt bis zur vollständigen Aufhebung jeder trennenden Unterscheidung im "ändern Zustand", so füllen sich die Bilder, die zuerst nur als deutlich gesetzte Analogien die mystischen Erlebnisse umschreiben, immer stärker mit Wirklichkeitsgehalt und verlieren immer mehr ihre sinnbildliche Bedeutung, bis sich schließlich in ihnen Form und Inhalt völlig durchdringen und das Bild sich in unmittelbare Gegenwart verwandelt. In diesem Augenblick hat es seinen Bildcharakter verloren. Diese formale Veränderung entspricht dem Bemühen Musils, die Mystik in den erfahrbaren Bereich der Wirklichkeit einzubeziehen.

Eine solche Aktualisierung eines bildlichen Vergleichs läßt sich in der Gesamtkomposition des Romans erkennen. Über Hunderte von Seiten hinweg knüpft Musil die Beziehung zwischen einer Textstelle an, in der Ulrich über die Mystik nachdenkt, und dem Kapitel "Die Reise ins Paradies" (S. 1443), in dem die Geschwister ihre Liebe verwirklichen¹. In der ersten Stelle beschäftigt sich Ulrich mit den "echten Sätzen jener geheimnisvollen Sprache" (S. 125) der Mystiker. "Sie lägen — solche Sätze, die ihn mit einem Laut von Geschwisterlichkeit ansprachen; mit einer dunkeln Innerlichkeit, die entgegengesetzt war dem befehlshaberischen Ton der mathematischen und wissenschaftlichen Sprache, ohne daß man aber sagen konnte, worin sie bestehe — wie Inseln zwischen seiner Beschäftigung, ohne Zusammenhang und selten aufgesucht; überblickte er sie aber, soweit er sie kennengelernt hatte, so kam es ihm vor, daß man ihren Zusammenhang spürte, wie wenn diese Inseln, nur wenig von einander getrennt, einer Küste vorgelagert wären, die sich hinter ihnen verbarg, oder die Reste eines Festlandes darstellten, das vor Urzeiten zugrunde gegangen ist" (S. 125/126). In diesem Zitat zeigt Musil seine Hauptfigur noch in Distanz zu der Mystik. Das Bild der Insel wird noch gleichnishaft verwendet. In dem Maß aber, in dem Ulrich die Mystik als das Urerlebnis menschlichen Seins überhaupt auffaßt, gewinnt das Bild an Bedeutung bis zu dem Augenblick schließlich, da Ulrich, selbst zum Mystiker geworden, mit Agathe zusammen tatsächlich auf eine Insel reist und in archaischer Landschaft die mystische Liebe erlebt. Liebessehnsucht und Bild haben sich in volle Wirklichkeit verwandelt.

Verfolgen wir diesen Weg vom Gleichnis zur Wirklichkeit an einem anderen Bild: Je mehr Ulrich sich dem mystischen Erlebnis annähert, desto stärker empfindet er die gleichnishafte Ausdrucksweise als eine sprachliche Form, in der die Wirklichkeit künstlich überhöht wird und in der sich eine weltferne Haltung kundtut. Diese Form unterscheidet sich wesentlich von dem ursprünglichen gleichnishaften Erleben der Wirklichkeit, von dem die Rede war. Besitzt nämlich der leidenschaftliche Mensch unbewußt ein gleichnishaftes Weltbild, weil er sich in der Gemütsregung nur aneignet, was auf seine seelische Verfassung abgestimmt ist, so wählt der Künstler bewußt das Gleichnis als Ausdrucksmittel und stellt in ihm zu einer Wirklichkeit, die er bereits in subjektiv verschobener Sicht sieht, ein noch

eingeschränkteres und partielleres Verhältnis her. Ulrich selbst sucht, in immer neuen dichterischen Formulierungen, den Abstand zwischen sprachlicher Analogie und Wirklichkeit stufenweise zu verringern.

Nachdem er, noch in Wien, zum ersten Mal seine Schwester in die Arme geschlossen hat, heißt es, daß sie an der "Welt der vollkommenen Vereinigung" teilhatten, aber zunächst noch "schattenhaft" und erst wie "in einem schwärmerischen Gleichnis" (S. 1107). Etwas später redet Ulrich "sinnlos, wie man in die Luft spricht" (S. 1107), Agathe mit den verzückten Worten an: "Du bist der Mond". (...) "Du bist zum Mond geflogen und mir von ihm wieder geschenkt worden" (S. 1107). Mit diesen fremden und rätselhaften Sätzen tastet er sich an das Liebeserlebnis heran, um es dann mit immer deutlicher werdenden Ausdeutungen aus einer Sphäre der Irrealität auf die Erde herunterzuholen. Er sagt: "Es ist ein Gleichnis. 'Wir waren außer uns!' 'Wir hatten unsere Körper vertauscht, ohne uns zu berühren', sind auch Gleichnisse!" (S. 1107). Wie ungenügend diese Worte sind, fühlt Ulrich, kaum daß er sie ausgesprochen. Daher fährt er sogleich fort: "Aber was bedeutet ein Gleichnis? Ein wenig Wirkliches mit sehr viel Übertreibung. Und doch wollte ich schwören, so wahr es möglich ist, daß die Übertreibung sehr klein und die Wirklichkeit fast schon ganz groß gewesen ist!" (S. 1107). Den Beweis für diese Behauptung erbringt Ulrich selbst, indem er dem Bild des Mondes Schritt für Schritt den allegorischen Charakter nimmt und es immer mehr in empirisch erfahrbare Wirklichkeit umwandelt. "Was uns mit den ersten Augenblicken einander zugewandt hat, ließe sich recht ein Leben der Mondnächte nennen!" (S. 1109). Und weiter: "Die Nacht" — wieder ist ausdrücklich die Mondnacht gemeint — "schließt alle Widersprüche in ihre schimmernden Mutterarme" (1108). Dieses Nachterlebnis, ein typisch romantisches, beruht auf realen Veränderungen der Natur. Die harten äußeren Gegensätze verweisen sich in der Dunkelheit, und die trennenden Grenzen der Formen heben sich in dem die Welt verzaubernden Mondlicht auf. In der Liebe wie in der Mondnacht schmelzen die äußeren Verhältnisse dahin und die inneren rücken zusammen (S. 1108). Die Mondnacht hat eine Fülle wirklicher Eigenschaften mit dem Zustand der Liebe gemeinsam. War die Geliebte als Mond noch ein fremdes mythologisches Wesen, so ist die Liebe als ein "Leben der Mondnächte" zu einem innerweltlichen Ereignis geworden. Die irreale Spannweite vom Bild zur Sache hat sich verkürzt. Und doch drückt sich im Bild noch eine Entfernung zur ersehnten und ein Ungenügen an der bestehenden Wirklichkeit aus; noch wird im Bild die Wirklichkeit künstlich transzendiert. Etwas später aber steht Agathe auf, tritt an das Fenster, und Ulrich löscht das Licht, "um den Blick in die Nacht freizumachen. Der Mond war hinter den Fichtenwipfeln emporgekommen, deren grün glimmendes Schwarz sich schwerblütig von der goldblauen Höhe und der blaß glitzernden Weite abhob" (S. 1109/1110). Musil hat am Schluß jenes Kapitels das Bild in der Wirklichkeit aufgehen lassen. Von dem dunkeln Zimmer aus blicken die beiden Liebenden in das "tiefe, kleine Stück Welt", das ihnen der Fensterausschnitt freigibt, und ahnen, daß es "das Fragment eines andern Lebens" (S. 1110) ist. Sie wa-

gen es noch nicht, die Ordnungen des gewöhnlichen Lebens aufzugeben und in dieses wesentlichere Reich der Liebe einzutreten. Erst später, in dem schon erwähnten Kapitel, das den bedeutsamen Titel "Reise ins Paradies" (S. 1443ff) trägt, fliehen sie aus ihrer Umgebung, aus Wien, in die Unendlichkeit der Meereslandschaft und versuchen das übermenschliche Abenteuer der vollkommenen Liebe, des Lebens in Einheit, auf der Erde zu bestehen.

Das Meer, das Ulrich als festgeprägte, stehende Metapher der Mystiker zitiert, hat Musil in die Realität der Romanhandlung einbezogen. Im tatsächlichen Anblick dieser gewaltigen Natur empfinden die Liebenden die Welt als reinen Sinnzusammenhang. "Wenn sie wachten, sahen sie zwischen den sich öffnenden Spalten erzblaues Meer" (S. 1444), oder wenn sie zu der felsigen Bucht hinanstiegen, dann lag vor ihnen "plötzlich wie ein donnernd aufgeschlagener Fächer das reglose Meer" (S. 1446). In dieser ursprünglichen Landschaft gewinnt die Welt ihre unmittelbare Dinglichkeit wieder zurück und die Reflexionen fallen weg. "Eine uralte Säule – umgestürzt in der Zeit Venedigs, Griechenlands oder Roms – lag zwischen Steinen und Ginster; jede Rille des Schafts oder des Kapitäls vom strahlenspitzen Stichel des Mittagsschattens vertieft. Bei ihr zu liegen, gehörte zu den großen Liebesstunden" (S. 1454). So wie der Gegenstand in voller Plastizität erscheint, sich selbst genug ist und nicht mehr über sich hinausweist, so besteht auch dessen Beschreibung aus festgefügtten, parataktischen Sätzen, die in sich geschlossen sind.

Das Besondere löst sich als unwesentlich von dem Leben ab. Die geschichtlichen Ereignisse, die sich an die Säulen anknüpfen, sind ebenso bedeutungslos wie der geographische Ort, an dem sich die Geschwister befinden. "Irgendwo war es in Istrien oder am Ostsaum von Italien oder am Tyrrhenischen Meer. Sie wußten es selbst kaum" (S. 1444). Sogar die schon lange ersehnte körperliche Vereinigung bildet nur noch ein Teil- und Durchgangserlebnis zum völligen Einssein mit der Natur. "Und im Augenblick, wo die Widerstände schwankten und schmolzen, hatte Ulrich gesagt: Es ist auch das Vernünftigste, wenn wir nicht widerstehn; wir müssen das hinter uns haben, damit nicht diese Spannung das verfälscht, was wir vorhaben" (S. 1446). Immer mehr Gegensätze heben sich auf. Mensch und Landschaft verbinden sich in dieser Welt der Vollendung, wo "alles war wie Worte eines Gedichts" (S. 1444). "Schwankende weiße Flammen, von der heißen Luft fast aufgesogen und verwischt, standen sie draußen in der See" (S. 1444). Angesichts der überwältigenden Weite des Horizontes, dieser "Größe des Schwungs in der Umrißlinie" (S. 1446) schwindet die Grenze zwischen Immanenz und Transzendenz dahin, und "vor der Ruhe des Meeres und Himmels" (S. 1446) wird auch jeder Zeitbegriff hinfällig. Der Eindruck der "unmittelbaren Offenbarung" (S. 1446), den die Geschwister durch den Anblick des Meeres empfangen haben, ist für sie ebenso stark wie für die Menschen, die "vor hunderttausenden von Jahren" (S. 1446) das Meer als Mythos, als göttliche Gegenwart, erlebt hatten. Selbst der Begriff der Schönheit, der sich ja nur als "Steigerung und Gegensatz" (S. 377) zu einer unvollkommenen Wirklichkeit bilden kann, verliert seinen Sinn. "Ulrich

sah lange seiner Schwester zu; sie war nicht einmal schön jetzt; auch das gab es nicht" (S. 1446). Wo Entgegengesetztes nicht erlischt, verbindet es sich zum Paradoxon. "Blaue Kühle, in der die lebendige Wärme des Tags noch nach Mitternacht wie feiner Goldstaub lag, drang von der See" (S. 1448). Die Geschwister sind in der Umarmung "ineinander und in das Unsagbare verflochten gleich zwei Liebenden, die sich im nächsten Augenblick in die Leere stürzen werden. Und die Leere trug sie. Der Augenblick hielt an; sank nicht und stieg nicht. Agathe und Ulrich fühlten ein Glück, von dem sie nicht wußten, ob es Trauer war, und nur die Überzeugung, die sie beseelte, daß sie erkoren seien, das Ungewöhnliche zu erleben, hielt sie davon ab, zu weinen" (S. 1447).

Die Gleichzeitigkeit der verschiedensten Empfindungen, die durch die Vollkommenheit des Zustands bedingt ist, drückt sich auch im Aufbau des Kapitels aus: der vibrierenden Offenheit der Gefühle entsprechen die kurzen lyrischen Abschnitte, die locker aneinandergereiht sind und keine bestimmte inhaltliche Folge darstellen. Schließlich glückt das Verwandlungswunder der vollständigen Teilnahme, in dem auch der letzte Rest an Widerstand zusammenbricht und sich alle Unterschiede verlieren. "Ulrich war mit einemmal in Agathe oder sie in ihm. Agathe sah erschreckt auf. Sie suchte Ulrich außerhalb, aber fand ihn in der Mitte ihres Herzens. Sie sah wohl seine Gestalt außen in der Nacht lehnen, eingehüllt in Sternenlicht, aber das war nicht seine Gestalt, sondern nur deren leuchtende, leichte Hülse" (S. 1448).

Als letzte Bewährungsprobe ihrer mystischen Liebes- und Weltverbundenheit trennen sich die Geschwister, "suchten ein Lager angesichts des Meeres und dachten aneinander" (S. 1450). Wenn sich ihr Liebesvermögen tatsächlich bis zum Identitätsgefühl mit dem Geliebten und der Welt gesteigert hat, dann kann auch die physische Entfernung sie nicht mehr scheiden. "Der magische Trennungsstrich, welcher noch die stärksten Erinnerungen sonst von der Wirklichkeit unterscheidet, wird von diesen leisen (träumenden) überschritten. Sie schieben Zeit und Raum wie einen Vorhang zur Seite und vereinen die Liebenden nicht nur in Gedanken, sondern körperlich, aber nicht mit den schweren Körpern, sondern mit innerlich veränderten, die ganz aus zärtlicher Beweglichkeit bestehen. Aber erst, wenn man daran denkt, daß man während dieser Vereinigung, die vollendeter und glückseliger ist als die körperliche, gar nicht weiß, was der andere eben getan hat, noch was er im nächsten Augenblick tun wird, erreicht das Geheimnis seine größte Tiefe" (S. 1450).

In diesem Augenblick hat sich das mystische Einheitserlebnis erfüllt. Die Liebe hat eine solche Stärke erreicht, daß sie über die letzte Scheidung hinweg, die der Liebenden selbst, eine Verbindung zu stiften vermag, und zwar eine Verbindung, die nicht als Einbildung oder gar als Wahn abgetan werden kann, sondern als innige Gemeinsamkeit der Liebenden zur "glückseligen wirklichen Wirklichkeit" (S. 1450) wird. Was Ulrich theoretisch entworfen hat, ist zum Ereignis geworden. Schon früh, noch im ersten Buch, hat er zu Gerda und Hans Sepp von einer Liebe gesprochen, die "aus den Ufern der Wünsche" trete "und jedenfalls nicht bloß ein

Gefühl, sondern eine Veränderung des Denkens und der Sinne bedeute" (S. 571). Noch bevor er sich auf voll ausgebildete mystische Erfahrungen berufen konnte, hat er seinen Freunden erklärt, wie in der Mystik der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt ausgelöscht werde. "Die Natur und der eigentümliche Geist der Liebenden blicken einander in die Augen; es sind das zwei Richtungen der gleichen Handlung, es ist ein Fließen in zwei Richtungen und ein Brennen von zwei Enden" (S. 571). Den gleichen Vorgang beschreibt Musil viel später in seinem Kapitel über die Vollendung der Geschwisterliebe. "In solchen Augenblicken wird die Erregung, in der uns ein Anblick bereichert und beschenkt, dann so stark, daß nichts wirklich zu sein scheint als ein schwebender Zustand, der sich jenseits der Augen zu Dingen, diesseits zu Gedanken und Gefühlen verdichtete, ohne daß die zwei Seiten zu trennen waren. (...) Die Welt schien nur die Außenseite eines bestimmten inneren Verhaltens zu sein und mit diesem gewechselt werden zu können" (S. 1455). Durch diesen Zusammenschluß von Gedanken und Geschehen vermag Musil, auch auf der ästhetischen Ebene des Romans, eine Einheit zu schaffen, obwohl das Werk Fragment geblieben ist.

In der Romanhandlung selbst stellt er dar, wie die bindende Gewalt der mystischen Liebe den Urzustand des Lebens wieder herstellt. Frau und Mann, Mensch und Welt, innen und außen, weiblich empfangendes und männlich herausgeprägtes Empfinden haben sich im "Hermaphroditismus der Urphantasie" (S. 770) wieder vereint. Die Liebenden sind zum Schwerpunkt ihres Wesens gekommen, zu der "geheimnisvollen Mitte", "wo die Fliehkraft des Lebens aufgehoben ist, und wo die unaufhörliche Drehung des Lebens aufhört."

Dieses außerordentliche Welterlebnis, das das Leben von innen her als eine Einheit begreift, steht in schroffem Gegensatz zu dem gewöhnlichen menschlichen Treiben, das von den Randereignissen her willkürlich bestimmt wird. In dieser gehobenen Lebensstimmung lösen sich sogar die schwierigen moralischen Probleme, mit denen sich Ulrich so lange erfolglos abgemüht hat, von selbst auf. Da die Eigen- und Nächstenliebe, und diese wieder mit der Weltliebe, in einem alles umfassenden mystischen Gefühl zusammenfallen und da — so folgert Ulrich — das "Gutsein gegen andere mit dem Gutsein gegen sich selbst" (S. 1193) identisch ist, ergibt sich in dieser "Einheit des Gewissens mit den Sinnen" (S. 879) ein Lebenszustand, "worin man keiner anderen geistigen Bewegung fähig ist als der moralischen, also auch den einzigen, worin es eine Moral ohne Unterbrechung gibt" (S. 845); denn in der mystischen Ergriffenheit kann der Mensch nur fühlen, "was diesen Zustand erhöht und erhält" (S. 893).

Rational konnte Ulrich, der seine Zeit zerlegt hat, um ihre Widersprüche aufzudecken und in ihr die Voraussetzung zu einem sinnvollen Leben der Übereinstimmung zu finden, zu keiner konstruktiven Lösung kommen; emotional hingegen ist ihm die große Synthese im "ändern Zustand" gelungen, doch nur für den kurzen Augenblick, in dem die Geschwisterliebe sich vollendet.

8. Auch die Geschwisterliebe ist ein mißglückter Versuch der Selbstverwirklichung

Noch im gleichen großen mystischen Kapitel "Die Reise ins Paradies" (S. 1443) vollzieht sich die Wendung, und zwar nicht durch eine Störung von außen, sondern durch das Versagen der Geschwister selbst. Auch ihnen wie allen Mystikern ist es nicht vergönnt, dem absoluten Augenblick der Lebenserfüllung Dauer zu verleihen; auch sie werden wieder den Bedingungen des Menschseins unterworfen. Die gleichen Umstände, die ihr großes Liebesglück ermöglicht haben, verwandeln sich bei diesem Übergang von der mystischen Ekstase zur kalten Ernüchterung in feindliche Lebensprinzipien. Die archaische Landschaft, "diese Unendlichkeit des Wassers und des Himmels" (S. 1453), wird zu einer erbarmungslosen übermenschlichen Macht, die ihre Liebe vernichtet. "Vor dieser Weite, die jeden Widerstand einzog, fürchteten sie, ohnmächtig zusammenzubrechen" (S. 1456). Das beseligende Gefühl der Weltverbundenheit verkehrt sich "in eine unerwartete Abhängigkeit von den primitivsten Elementen" (S. 1462). Die Sommerhitze nimmt so stark zu, daß sie körperlich nicht mehr ertragen werden kann, und die auf sie folgenden Regentage schwächen durch ihre Monotonie die Liebes- und Lebensgefühle der Geschwister. Schließlich fürchten sie, das Bewußtsein des eigenen Ich und der Dinge in dem umfassenden Einheitserlebnis der Mystik zu verlieren und sich im Wesenlosen aufzulösen. "Agathe sagte leise zu Ulrich: 'Bist du du selbst oder bist du es nicht? Ich weiß nichts davon. Ich bin dessen unkundig und bin meiner unkundig.'" (...) "'Ich bin verliebt, aber ich weiß nicht in wen. Ich bin weder treu noch ungetreu: Was bin ich doch? Ich habe das Herz von Liebe voll und von Liebe leer zugleich ...' Sie flüsterte. Ein mittagsheller Schreck schien ihr Herz umklammert zu halten" (S. 1455/56). Solange die Geschwister noch im "anderen Zustand" verweilen, suchen sie in der mit sich selbst identischen Welt, die sich nach allen Seiten hin in grenzenlose Räume öffnet, vergeblich nach einem Anhaltspunkt. Kaum aber haben sie ihn verlassen, erfahren sie mit Entsetzen, daß die gehobene Stimmung ihrer Gefühlsbegeisterung zusammenstürzt. Es erfolgt der "tiefe Sündenfall in eine Welt, in der es auf hundert Stufen der Wiederholung schwebend abwärts geht" (S. 1463).

Worin liegt der Grund zum Mißglücken eines Erlebnisses, das so sorgfältig vorbereitet und so sehnlichst erwartet wurde? Die Geschwister haben sich selbst überfordert, und sie haben verkannt, daß es dem Menschen in seiner Beschränktheit nicht gegeben ist, in totaler Übereinstimmung und in reiner Harmonie mit der Welt zu leben. Gerade weil sie versucht hatten, das mystische Erlebnis zu säkularisieren, mußten sie scheitern; denn "offenbar ist alles Absolute, Hundertgrädige, Wahre völlige Widernatur" (S. 1458). Der Mensch braucht als begrenztes Wesen, das durch seine Grenzen und in seinen Grenzen lebt, das Andersgeartete, von dem er sich abheben kann und das formgebend auf ihn zurückwirkt. Aus diesem Grunde empfinden die Geschwister das Hinzutreten eines fremden Touristen nicht als Störung, sondern als eine sie befreiende Erleichterung. Je unsympathischer dieser vom Bildungsdünkel befallene Kunstreisende ihnen wird, desto kräftiger atmen

sie sogar auf; denn in ihrer Abneigung gegen seine billige Schönrednerei finden sie einen willkommenen Widerstand und Rückhalt für ihre Gefühle. Mit diesem Fremden hat Musil ein weiteres Mal eine Figur geschaffen, die in ihrer Lächerlichkeit zunächst eine Lebensweise zu verkörpern scheint, die der der Geschwister diametral entgegengesetzt ist. Bald zeigt es sich aber, daß ausgerechnet dieser Tourist, der Agathe linkisch den Hof macht, Ulrich gegenüber recht behalten soll: er stellt ein Lebensprinzip dar, dessen Richtigkeit die Geschwister in steigendem Maß anerkennen und mit müder Resignation hinnehmen müssen. "Dieser Mann behauptete, man müsse bei der Umarmung eines 'wirklich großen Weibes' an die Schöpfung von Michelangelo denken können" (S. 1459). Wie anmaßend und eitel diese Phrase auch immer klingen mag, sie drückt einen Sachverhalt aus, der den menschlichen Verhältnissen entspricht und den menschlichen Möglichkeiten angepaßt ist: Da der Mensch zu der absoluten Anteilnahme nicht fähig ist, muß er zwischen sich und den geliebten Menschen etwas Drittes als Schranke schieben. In Abwandlung des gleichen Themas spricht Agathe selbst davon, wie schwierig es sei, die Natur schön zu finden. "Man muß sich durch sie an Schulaufsätze und schlechte Gedichte erinnert fühlen und instande sein, sie im Augenblick des Sehens in einen Öldruck zu verwandeln. Sonst bricht man zusammen" (S. 1461). Die unmittelbare Berührung mit dem Allzugewaltigen ist für den Menschen zu stark; er erträgt sie nur, wenn er dem Gegenstand seiner Bewunderung künstlich etwas beimengt, das von diesem ablenkt und über ihn hinausweist. Dieser Entfremdungsvorgang kommt noch in weiterer Hinsicht dem Verlangen der menschlichen Natur entgegen: da er dem Menschen das Ziel seiner Wünsche ins Unerreichbare entzückt, hält er ihn in ständiger Bewegung; denn "die Phantasie wird nur von dem erregt, was man noch nicht oder nicht mehr besitzt" (S. 1457). Ulrich sagt daher von dem Kunstreisenden: "Wie dumm, wenn dieser Kerl (...) diese Blume mit einem Edelstein und diesen Stein da mit einer Blume vergleicht: wenn es nicht die Klugheit wäre, sie für einen kurzen Augenblick in etwas anderes zu verwandeln" (S. 157). Nachdem Ulrich im "anderen Zustand" die Ruhe im Einssein mit den Dingen immer schwerer ertragen hat und schließlich von einer "rasenden Ungeduld" (S. 1457) gequält wurde, sieht er ein, daß der Vergleich eine der menschlichen Wesensart entsprechende Aufgabe erfüllt, indem er dem Objekt einen irrealen Teil beifügt und auf diese Weise eine Distanz zwischen Mensch und Objekt herstellt. Durch diese Unfaßbarkeit erst erhält der begehrte Gegenstand den vollen Glanz der Faszination.

Mit dieser Feststellung hat sich der Kreis unserer Betrachtung geschlossen, und wir sind wieder an den geistigen Ort gelangt, wo Ulrich vor der Begegnung mit seiner Schwester stand. Allerdings haben sich unterdessen die qualitativen Vorzeichen, die den verschiedenen Lebenshaltungen zugeordnet wurden, in ihr Gegenteil verkehrt. Hat der Mann ohne Eigenschaften das große mystische Erlebnis damit begonnen, daß er stufenweise alles ausschied, was zwischen ihn und seine Gefühle als nicht Hinzugehörendes trat, und empfand er angesichts der Unbedingtheit des "anderen Zustandes" sogar die Analogieformen des sprachlichen Gleich-

nisses als Trübung der reinen seelischen Stimmung, so anerkennt er jetzt, kaum ist das mystische Erlebnis vollzogen, die Notwendigkeit der mittelbaren Beziehung zum Leben. Sprachliche Bilder, Gleichnisse und Vergleiche sind jetzt, gerade weil sie sich nie mit dem ganzen Wirklichkeitsgehalt füllen können, der einzige adäquate Ausdruck für die Lebenssituation des Menschen. Sie schaffen ein Weltbild, das zwar, gemessen an der wirklichen ursprünglichen Wirklichkeit, eine Vergrößerung oder Verfälschung des Originals darstellt, das aber gleichzeitig in seiner Unvollkommenheit dem in seinem Denk- und Fühlvermögen beschränkten Menschen entspricht.

Wie radikal Ulrich seine Meinung geändert hat, wird deutlich, wenn wir eine Textstelle herbeiziehen, die sich am Anfang des ersten Buches befindet. Dort ironisiert Musil in deutlicher Übereinstimmung mit seiner Hauptfigur den sogenannten "praktischen Wirklichkeitsmenschen", der sich mit Hilfe von Bildern eine Scheinwirklichkeit schafft, in die er flieht, wenn ihm das alltägliche Leben nicht mehr behagt. "Offenbar weil ihm Schnee zuweilen unangenehm ist, vergleicht er ihn mit schimmernden Frauenbrüsten, und sobald ihn die Brüste seiner Frau zu langweilen beginnen, vergleicht er sie mit schimmerndem Schnee; er wäre entsetzt, wenn ihre Schnäbel sich eines Tages als hornige Taubenschnäbel herausstellen würden oder als eingesetzte Korallen, aber poetisch erregt es ihn. Er ist imstande, alles zu allem zu machen — Schnee zu Haut, Haut zu Blüten, Blüten zu Zucker, Zucker zu Puder und Puder wieder zu Schneeeriesel ..." (S. 142). Diesen Selbstbetrug, dem auch Diotima, Arnheim und Leinsdorf mit ihren Bildern eines idealen Lebens verfallen, suchte Ulrich unter Einsetzung seines gesamten kritischen Denkvermögens und seelischen Widerstandes zu vermeiden, um dann zu dem Schluß zu kommen, daß der Mensch solche Lebenskonstruktionen zu seiner Existenz braucht. Immerhin muß ein wichtiger Unterschied festgehalten werden: Diotima, Arnheim, Leinsdorf und auch der Kunstreisende klammern sich an den Bildern ihrer Lebenswünsche fest, weil ihnen die gewöhnliche Wirklichkeit nicht genügt, während Ulrich und Agathe zu der Bildsprache zurückkehren, weil sie die vollkommene Wirklichkeit nicht aushalten. Jene brauchen die Bilder zur Überhöhung, diese zur Verkleinerung einer Wirklichkeit; beide Male aber dienen die Bilder als künstliches Mittel, den Menschen in mittleren Lebensregionen in Bewegung zu halten.

Die Dynamik als Grundgesetz menschlichen Lebens erkennt Ulrich schließlich in allen entscheidenden Fragen der Lebensgestaltung, die ihn und Agathe betreffen. "Er blieb vor ihr stehen und sagte langsam: 'Zwischen zwei einzelnen Menschen gibt es keine Liebe'" (S. 1463). Liebe als Lebenserfüllung, die Wahrheitsfindung und nicht mehr Wahrheitssuche bedeuten würde, hält er somit nicht mehr für möglich. In gleichem Zusammenhang meint er: "Wir müssen uns nach einem Dritten umsehn. Der uns zuschaut, beneidet oder Vorwürfe macht" (S. 1463). Dieser Dritte ist einerseits als Zeuge und Gegenspieler zu ihrer Liebe wichtig. Er gibt ihr, gerade weil er in einem Spannungsverhältnis zu den Liebenden steht, neue Anregungen. Andererseits schmälert seine Anwesenheit die Liebesgefühle; denn durch ihn, der in sie nicht einbezogen wird, ist ihrem Geltungsbereich eine Grenze gesetzt.

Im Grunde genommen stellt aber die Beziehung zu diesem Dritten nur den Sonderfall eines Verhältnisses dar, das die Geschwister wieder zu ihrer Umwelt gewinnen möchten. Ulrich fährt daher fort: "Wir sind einem Impuls gegen die Ordnung gefolgt. (...) Eine Liebe kann aus Trotz erwachsen, aber sie kann nicht aus Trotz bestehen" (S. 1463). Solange die Geschwister aus Protest gegen ein Leben handelten, das sie verurteilten, bildete diese kämpferische Opposition gleichsam eine Energiequelle, aus der sie ihre Gefühle speisten. Von dem Augenblick aber, da ihre Liebe so mächtig wurde, daß die gewöhnliche Wirklichkeit aus ihrem Bewußtsein schwand, wurde sie als vollkommenes Erlebnis zu einem Ausnahmeereignis, dem der Lebensgrund, von dem es sich abheben konnte, entzogen war. Die große mystische Liebe wird auf dem Höhepunkt ihrer Vollendung zur leeren Negation: zur "Negation", weil sie gegen die Ordnungen des Lebens gerichtet ist, und "leer", weil diese Ordnungen, die ihr gerade aus der Spannung des Gegensatzes heraus einen Inhalt verliehen hatten, sich aus ihrem Erlebnisbereich verflüchtigt haben. "Aber eine Ausnahme braucht etwas, wovon sie Ausnahme ist. Von einer Negation allein kann man nicht leben" (S. 1463). Ulrich kommt daher zu dem Ergebnis, daß die Liebe "nur eingefügt in eine Gesellschaft" (S. 1463) bestehen könne und daß er folglich auf den absoluten Anspruch der Liebe verzichten müsse. Das große Abenteuer der mystischen Liebe enthüllt sich als eine bittere Enttäuschung und, was vielleicht noch schlimmer ist, als eine Selbsttäuschung. Sie beide, Agathe und Ulrich, haben die Möglichkeiten überschätzt, die ihnen als Menschen gegeben sind. Agathe versteht denn auch schon bei den ersten Worten Ulrichs, wie vernichtend sein Urteil ist, das er über ihre Liebe fällt; eine Liebe, die sich ihnen nach dem Versagen ihrer Zeit als letzte Lebenslösung angeboten hat. "Agathe richtete sich auf einem Ellbogen auf und lag da, mit großen Augen, als ob sie den Tod erwartete" (S. 1463). Nachdem Ulrich, dessen Erschütterung sich in kurzen, unverbundenen Sätzen ausdrückt, geendet hat, weiß Agathe, daß die Trennung zwischen ihnen unvermeidlich ist und daß sie als Menschen, die aus dem "Paradies" verstoßen worden sind, die Insel wieder verlassen müssen. Ulrich selbst sieht sich wieder vor die gleiche Aufgabe wie zu Beginn der Romanhandlung gestellt: er muß versuchen, zu sich und seiner Zeit in ein "vernünftiges" Verhältnis zu kommen. Der Rückschlag, den er in seiner menschlichen Entwicklung erlitten hat, ist besonders groß, weil er aus seinen mystischen Erlebnissen keine Erfahrungen gewonnen hat, die sich auf das gewöhnliche Leben übertragen ließen und aus denen er irgendeinen Nutzen ziehen könnte. Er kann diese mystischen Erlebnisse, sobald er aus dem anderen Zustand wieder ausgetreten ist, nicht mehr verstehen und hat jede Beziehung zu dieser rätselhaften Gefühlswelt verloren. Was er früher über die Unmöglichkeit gesagt hat, einen Mystiker auszulegen, gilt nun auch für ihn und die Geschwisterliebe: "Es bleibt von allem ungefähr so viel übrig wie von dem zarten Farbenleib einer Meduse, nachdem man sie aus dem Wasser gehoben und in den Sand gelegt hat. Die Lehre der Ergriffenen zerfällt in der Vernunft der Unergriffenen zu Staub, Widerspruch und Unsinn" (S. 261).

Die gedankliche Situation, die sich aus dem mißglückten Versuch der Geschwisterliebe ergibt, ist äußerst seltsam: nicht nur ist die Hauptfigur auf dem Weg der Selbst- und Weiterkenntnis gleich weit wie vor dem großen Wagnis der vollkommenen Liebesvereinigung, vielmehr wird gerade durch die neue negative Lebenserfahrung das, was als fehlerhaft abgetan wurde, wieder aufgewertet. Der Rückgriff ist also größer, als es auf den ersten Blick scheint; denn der Leser sieht sich dazu aufgefordert, die Probleme des ersten Buches, die erledigt schienen, wieder aufzunehmen und neu zu überdenken. Da wir uns mit dem letzten nachgelassenen Teil des Romans beschäftigen, ist leider manches nur in Hinweisen vorhanden; diese erhalten aber durch die Gesamtkonzeption des Romans einen solchen Nachdruck, daß sie uns eindeutig scheinen¹.

Da der Mensch zum vollendeten Einheitserlebnis nicht begabt ist, bedarf er der Trennung, und dieses Thema der Trennung ist uns tatsächlich in seinen verschiedenen Erscheinungsformen immer wieder entgegengetreten. Trennung bedeutet z. B. den unvereinbaren Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit, moralischem Gebot und effektivem Handlungsvermögen. Ein Lehrsatz aber wie "Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst", der von Ulrich immer wieder diskutiert worden ist, erhält nach dem mystischen Erlebnis einen neuen Sinn. Wollte ihn Ulrich, im Bereich der Geschwisterliebe wenigstens, in seinem maximalen Anspruch erfüllen, so liegt jetzt, am Schluß, die Berechtigung des Gebotes gerade in seiner Undurchführbarkeit. Das Übermaß an sittlicher Forderung, das in ihm enthalten ist, versetzt den Menschen — da das Ziel seines Strebens außerhalb seiner Reichweite ist — in die Bewegung, die zu seinen Lebensbedingungen gehört. Trennung entsteht aber auch, wenn sich Zusammengehörendes durch Hinzufügung von etwas Drittem teilt. Damit würde aber die Ungenauigkeit, die Ulrich an dem Denken seiner Zeit so sehr geübt hat, zu einer positiven, das Leben anregenden Eigenschaft. Wieder in anderem Zusammenhang ist das Gute als das Übereinstimmende, als die gefühlsmäßige Einheit von Täter und Tat, definiert worden. Das Abweichende und Trennende wäre dann also das Böse, das Ulrich zu Unrecht aus dem Liebeserlebnis ausscheiden wollte. In Erkenntnis dieses Irrtums sagt er zu Agathe: "Meine Liebe, alle Bewegung kommt vom Bösen und Rohen; das Gute schläft" (sic, schläfert?) "ein" (S. 1464). Agathe antwortet ihm etwas später: "Es ist wahr, (...) wir haben die längste Zeit schon von dem gelebt, was du das Böse nennst; von der Unruhe, den kleinen Zerstreuungen, von Hunger und Sättigung des Körpers" (S. 1464).

Das gleiche Phänomen der Trennung, das sich nach dem Mißglücken der mystischen Geschwisterliebe als das für das menschliche Leben notwendige Formprinzip erweist, erkannte Ulrich unter seinen mannigfachen Abarten der Spaltung, Zersplitterung und Zerrissenheit als das Grundübel seiner Zeit, das er in allen Lebensbeziehungen aufdeckte und überwinden wollte. Wir geraten demnach von einem Lebenspol zum andern. Nach der Erfahrung der Zerteilung wurde das totale Einheitserlebnis gesucht, und nach dessen Mißerfolg gewinnt die Trennung als gestaltende und Leben spendende Kraft wieder eine neue Bedeutung. Man könnte

also erwarten, daß Ulrich das alte Problem der Trennung von diesem neuen Standpunkt aus wieder aufgriffe. Das Eigenartige an seinem Schicksal ist nun aber, daß er, nachdem er in seinen Lebenserwartungen ein zweites Mal enttäuscht worden ist, nicht mehr die geistige Energie und die seelische Elastizität besitzt, seine eigenen Ansichten zu prüfen und korrigierend abzuändern, sondern daß er sich von den Ereignissen einfach treiben läßt. Dieses gebrochene Verhalten wirkt sich besonders schlimm aus, weil auch seine Zeit, in paralleler Übereinstimmung mit dem Entformungsprozeß, den er im "anderen Zustand" erlitten hat, immer stärker aus den Fugen gerät. Wir folgen dem Handlungsvorgang, da er in Notizen vorliegt, nur in groben Zügen.

Während Ulrich und Agathe um den moralischen Begriff des Guten ringen, tritt in karikaturhafter Verzerrung ihrer Bemühungen der Dichter Feuermaul in der vaterländischen Aktion auf und behauptet schlicht, ja einfältig, daß der Mensch gut sei. Diese neue verschwommene Tendenz, der man als anständiger Mensch nicht entgegentreten kann, übt auf die Teilnehmer des patriotischen Unternehmens die gleiche lähmende Wirkung aus wie das Einheitserlebnis auf die Geschwister. Statt sich im Kräftespiel des politischen Kampfes aneinander zu messen und damit eine wirksame Kompromißlösung zu gewinnen, ergeben sie sich den Ansichten des jungen Modedichters, der das Einverständnis aller Menschen mit allen predigt. Sogar den realistischen Politikern Stumm und Tuzzi, die die Auseinandersetzung mit dem Gegner nicht scheuen würden und gerne auf ein konkretes, kurz gestecktes Ziel hin gearbeitet hätten, sind durch diese inhaltsleere Verbrüderungsstimmung die Hände gebunden.

Je mehr von Moral im allgemeinen gesprochen wird, desto schneller entwickelt sich der Entmoralisierungsprozeß der einzelnen Figuren. Die Gestalt der Clarisse verdrängt in den nachgelassenen Texten die Figur der Schwester. Die junge knabenhafte Frau, die sich den Liebeswerbungen ihres Mannes so hartnäckig verschlossen hat, begeht nun sexuelle Exzesse. Ulrich folgt der Flüchtigen, die aus Heilanstalten ausgebrochen ist. Er ist bestrebt, die Gedanken und Gefühle der Geisteskranken zu verstehen und nachzuvollziehen. Diese Szenen spielen sich bedeutensamer Weise wieder auf einer Insel ab; denn wieder sucht Ulrich nach einem Leben außerhalb der Ordnungen des gewöhnlichen Daseins. Allerdings ist er eine Stufe tiefer gesunken. Er strebt nicht mehr nach der vollkommenen Liebe, sondern versinkt in der Welt des Wahns; er forscht auch nicht mehr geistig aktiv nach den Bedingungen der echten Leidenschaft, sondern er läßt sich passiv von der irren Clarisse leiten. So wie Ulrich nach dem mystischen Entrückungszustand nicht mehr die Kraft hat, neue Lebensbindungen einzugehen, so werden auch alle andern Figuren widerstandslos von dem gefährlichen Sog eines allgemeinen Niederganges mitgerissen. Der wackere Bankdirektor Fischel hat sein ungemütliches Familienleben mit seiner spröden Gattin Klementine satt und beginnt in sträflicher Weise zu spekulieren. Als Freundin wählt er sich eine alte Geliebte Ulrichs, die gefräßige Leone, muß sie aber bald an den erlauchten Arnheim abtreten, der die stattliche Körperfülle dieser Variétésängerin ebenso bewundert wie der gute

Fischel. Hans Sepp, der trotz seinem abstoßenden Gebaren Ulrich eine Zeit lang mit seinen mystischen Gemeinschaftsideen auf seltsame Weise berührt hat, fällt seiner Philosophie der vollständigen Ichlosigkeit zum Opfer: er nimmt sich das Leben. Der Selbstmord als letzte Konsequenz des mystischen Erlebnisses der Leere und Auflösung stand den Geschwistern, besonders Agathe, deutlich vor Augen. Graf Leinsdorf verliert jegliches politische Prestige. Man hält ihn in seinen Handlungen für unzurechnungsfähig und läßt ihn durch heimlichen Auftrag ausgerechnet von dem kleinen General Stumm, den niemand ernstnahm, in seinen Entschlüssen überwachen. Tiefer hätte der aristokratische Repräsentant der alten k. u. k. Monarchie nicht fallen können. Moosbrugger schließlich, der von der verrückten Clarisse aus seinem Gefängnis befreit worden ist, benützt nach einer kurzen Zeit der Beherrschung seine wiedergewonnene Handlungsfreiheit dazu, einen neuen gräßlichen Sexualmord zu begehen.

Dies sind die großen Linien der Romanhandlung in ihrem letzten Teil. Im einzelnen hätte Musil wohl noch manches abgeändert und ausgearbeitet; für uns aber ist entscheidend, daß er mit allen Mitteln in einem großen Handlungsbogen den Zerfall einer Zeit schildern und daß er darstellen wollte, wie seine Hauptfigur, der Mann ohne Eigenschaften, in der letzten Phase der Entwicklung widerstandslos in die Katastrophe mit hineingerissen wird. Das Ende dieser Epoche schließlich, das Ausmünden allen Geschehens in den Kriegsausbruch, erschien jener Generation und damals auch Musil, wie aus den Tagebüchern zu ersehen ist, als willkommenener Ausweg aus einer geistigen Sackgasse. Ein Begeisterungstaukel brach aus, der im Roman als letzter und höchster Grad der Entfesselung, als ein Überborden der irrationalen und als ein Versagen der formgebenden Kräfte verstanden werden muß.

Wir als Leser dürfen bei diesem historischen Ereignis nicht stehen bleiben. Da uns Musil nirgends feste Ergebnisse liefert, sondern uns zu der geistigen Auseinandersetzung mit den von ihm aufgedeckten Lebensproblemen zwingt, müssen wir uns vorsichtig fragen, in welcher Weltanschauung die Lebenslösung liegen könnte; eine Lösung, auf die die Hauptfigur Ulrich hindeutet, die sie aber, da ihre Lebensexperimente mißlungen sind, nicht vollgültig zu geben vermag. In einem knappen Überblick über die Romanhandlung treten die Akzente, die Musil gesetzt hat, deutlicher hervor.

Ulrich hat als Mensch seiner Zeit den Rationalisierungs- und Zergliederungsprozeß einer Welt erlebt, die vom naturwissenschaftlichen Denken ergriffen worden ist. Diese analytische Zerkleinerungstendenz geht so weit, daß auch das Ich des Menschen davon erfaßt wird. Ulrich erkennt diese Gefahr und wählt sich eigenschaftslos, um nicht dem Schicksal seiner Zeitgenossen zu verfallen und um gegen seine Zeit kämpfen zu können. Im zweiten Teil des Romans zeichnet sich eine Gegenbewegung ab. Die Geschwister befreien sich aus der ihnen verderblichen Zeitgebundenheit und suchen das Leben einer gesteigerten, einer Art Überwirklichkeit. Statt einer Objektivierung in wissenschaftlichem Geist wird nun eine Subjektivierung aller Lebensverhältnisse angestrebt. An die Stelle des Denkens

tritt die Empfindung als beherrschende Macht. Der Selbstentäußerung des kritischen Wissenschafters steht jetzt die gefühlsmäßige Anteilnahme, der allgemeinen beweglichen Lebensweise die persönliche intime Verbindung und der Materialisierung aller Lebensbeziehungen die Entstofflichung der Welt gegenüber. Die mystische Vereinigung mit der Schwester schließlich führt zur Identität des Ich mit der Welt, zum Wahn und zur Anarchie. So verschieden die beiden Grundsituationen des Lebens sind, die in den beiden Büchern geschildert werden, so gibt es doch Gemeinsames: beide, die positivistische Weltanschauung, die im Funktionalismus gipfelt, und die mystische Seinsweise, die jede geistige Bewegung des Menschen auslöscht, führen zur Auflösung. In beiden Lebensverfassungen wird die Persönlichkeit des Menschen durchbrochen und zum "imaginären Treffpunkt des Unpersönlichen" (S. 486). Im Positivismus sind es die allgemeinen Zusammenhänge des Tatsachenwissens, die den Substanzbegriff des Ich zerstören, und im "anderen Zustand" wird mit allen Unterschieden auch das Selbstbewußtsein des Menschen in dem mächtigen Gefühlssturm, den er erleidet, ausgelöscht. Beide Lebensmöglichkeiten sind also in ihrer extremen Ausbildung Lebensformen der Eigenschaftslosigkeit.

Den zwei Lebensbereichen lassen sich in vereinfachender Sicht Begriffe zuordnen, die Musil selbst geprägt hat. Der nach scharfen Kriterien rücksichtslos der Wahrheit dienende Mensch arbeitet in einer Welt der Genauigkeit und der Gewalt, während der Mystiker in einer Welt der Liebe und der Unbestimmtheit lebt; man kann den einen, der in der begrifflichen Unterscheidung trennend vorgeht, den Bösen und den andern, der nach Übereinstimmung sucht, den Guten nennen. Offensichtlich sind beide Lebensweisen falsch, weil beide allzu einseitig gerichtet sind. Ulrich selbst hat schon im ersten Buch mit den Doppelbegriffen "Genauigkeit und Unbestimmtheit", "Genauigkeit und Seele" und "Gewalt und Liebe" ihre Koordination gefordert. Die Lösung würde also in der Mitte liegen, in dem Ausgleich zwischen den beiden Lebenshaltungen. Die in ihrer Genauigkeit beschränkte Einzelbeobachtung müßte mit der allgemeinen Lebenserkenntnis, und die Unendlichkeit des Liebesgefühls müßte mit einer festen Lebensform verbunden werden. Im Wechselspiel der sich gegenseitig bestimmenden Kräfte, in der Auseinandersetzung des Menschen mit der Welt, der Idee mit der Wirklichkeit und der Form mit dem Inhalt müßte eine Einheit gewonnen werden. Ein Ding, das vollständig determiniert ist, verliert seine Lebendigkeit, und ein Gefühl, das sich nicht zu einer Form verfestigt, verändert sich und entartet. Ein sinnvolles Leben ist aber ein Leben der Kontinuität; es dürfte sich weder an Einzelheiten verlieren noch von großen unbestimmbaren Empfindungen geleitet werden. Es bestünde vielmehr in der bewußten "Zuordnung jedes Augenblickzustandes zu einem 'Dauerzustand' des Gefühls" (S. 1241). Die Vereinigung dieser Gegensätze ist aber nicht in einem einmaligen Akt zu erreichen. Sie muß immer wieder erstrebt und unermüdlich neu vollzogen werden. Sie ist recht eigentlich ein Kampf um das flexible Gleichgewicht entgegengesetzter Prinzipien, ein Kampf um eine mittlere Lebenslage, die nie genau bezeichnenbar ist und die man nur in der Bewegung durchschreiten kann. Ulrich weiß

um diese Möglichkeit und spricht "von einem gleichsam in Schweben zu lassenden Leben" (S. 649), das "zwischen Religion und Wissen, zwischen Beispiel und Lehre, zwischen amor intellectualis und Gedicht" (S. 261) liegt.

Die Frage, warum ihm denn nie — auch nicht augenblicklich — diese Verbindung gelinge, findet in seiner passiven Einstellung zur Welt ihre Antwort. Im ersten Buch ist er wenigstens noch gewillt, Widerstand gegen seine Zeit zu leisten, bleibt aber damals schon in der Reflexion verharren; im zweiten Buch hingegen plant er mit Agathe zusammen in einem Geist, "der recht eigentlich ein Zaubergeist der Untätigkeit war" (S. 1189), ein Leben "der lauterer Unwirklichkeit" (S. 1189). Den Mut, seine abwartende und rezeptive Haltung aufzugeben und auf Gedeih und Verderb sich selbst zu wagen, bringt der Mann ohne Eigenschaften nie auf. Den Beweis für die Richtigkeit seiner Gefühle und Gedanken, der nur durch die praktische, in die Wirklichkeit eingreifende Handlung erbracht werden könnte, bleibt er schuldig. An Stelle dieser Bewährungsprobe, die allein zählt, da sie den Einsatz des ganzen Menschen fordert, gibt er sich zwei extremen Lebensexperimenten hin, die nur einen Sinn hätten, wenn diese zwei getrennten Lebensbereiche des Denkens und Fühlens im Durchbruch zum Handeln miteinander verbunden würden.

Der Besitz von Eigenschaften ist also noch immer nicht eine Frage der gleichsam statischen Beschaffenheit eines Menschen, sondern eine Frage der Selbstverwirklichung, der Anwendung dessen, was einem an Begabungen gegeben worden ist und was man sich an Fähigkeiten und Ansichten im Laufe eines Lebens erworben hat. Ein Mann mit Eigenschaften ist ein Mensch, der den logisch unvereinbaren Gegensatz zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen, dem Genauen und dem Unbestimmten oder dem Endlichen und dem Unendlichen im aktiven Vollzug der Handlung aufhebt.

Eine solche Aufhebung der Antinomien in einer paradoxen Verbindung ist nur im Vertrauen auf ein überwölbendes Ganzes möglich. Musil streift denn auch immer wieder die religiöse Frage, ohne aber auf sie eine endgültige Antwort zu geben. Schon im ersten Buch fühlt sich Ulrich berufen, nach einem neuen, der Zeit gemäßen Zugang zu der Transzendenz zu suchen. "Er war es gewohnt, sich aus natürlichem Trieb und ohne Eitelkeit für das Werkzeug zu einem nicht unbedeutenden Zweck zu halten" (S. 155). Im letzten Teil sagt er sogar: "Ich glaube nicht, daß Gott da war, sondern daß er erst kommt. Aber nur, wenn man ihm den Weg kürzer macht als bisher!" (S. 1044). Die Vorstellung, daß der Mensch selbst der Wegbereiter Gottes sein müsse und den Auftrag habe, in der Wirklichkeit nach einem verborgenen göttlichen Konzept zu forschen, hat ihn stark beschäftigt. "Gott meint die Welt keineswegs wörtlich; sie ist ein Bild, eine Analogie, eine Redewendung, deren er sich aus irgendwelchen Gründen bedienen muß, und natürlich immer unzureichend; wir dürfen ihn nicht beim Wort nehmen, wir selbst müssen die Lösung herausbekommen, die er uns aufgibt" (S. 366). Ulrich war auch der Meinung, daß die Moral ursprünglich von Gott offenbart worden sei und daß ihr ergänzender Sinn, die Moral der Moral oder das letzte Stück im sich schließenden

Kreis (S. 1046/1209), nicht vom Menschen gegeben werden könne. Er führt aber diesen Gedanken nicht durch und kann ihn vor allen Dingen nicht auf das mystische Erlebnis übertragen, das sich ja in "dieser Welt" — wenn auch auf einer entrückten Insel — vollziehen soll. Nur einmal, noch vor der großen "Reise ins Paradies" sagt er zu Agathe, daß "Teilnahme, ja schon Verständnis, niemals durch ein 'Sich in den andern Hineinversetzen' möglich ist, sondern nur in der Weise, daß man gemeinsam an etwas Größerem teilhat" (S. 1247). Agathe als Frau ist eher als der abstrakt denkende Ulrich geneigt, an einen persönlichen Gott zu glauben. Musil sagt von ihr nach einer der ersten Bewußtseinsverschiebungen im "anderen Zustand": "Und in einem jener wunderbaren Augenblicke, wo sich der Ort, wo sie stand, ins Ungewisse aufzulösen schien, vermochte sie zu glauben, daß hinter ihr, in dem Raum, wo man niemals gehen könne, vielleicht Gott stünde" (S. 878). Nach dem Mißglücken des mystischen Liebeserlebnisses, das Ulrich ohne fremde Zutat und ohne positiven Glaubenssatz, ganz nur auf sich und die Schwester angewiesen, bestehen wollte, äußerte sie schüchtern noch einmal die Vermutung, daß ihnen das Wagnis der großen Liebe vielleicht geglückt wäre, wenn sie es vermocht hätten, an Gott zu glauben (S. 1463/1464).

Wir sehen, daß Musil den Gedanken an Gott keineswegs aus dem Leben der Geschwister ausklammert, daß er seine Hauptgestalten aber über Hinweise und Mutmaßungen nicht hinausführt. Im letzten Teil des Romans jedoch erkennt Ulrich einmal — allerdings nur so flüchtig und andeutungsweise wie einen zarten Hoffnungsschimmer am Himmel der Zukunft — eine neue mögliche göttliche Rechtfertigung seines Zeitalters und der wissenschaftlichen Denkart. "Wie, wenn nun gerade dieses Ungöttliche nichts wäre als der zeitgemäße Weg zu Gott?! Jede Zeit hat noch einen anderen ihren stärksten Geisteskräften entsprechenden Gedankenweg dahin gehabt; wäre es also nicht unser Schicksal, das Schicksal eines Zeitalters der klugen und unternehmenden Erfahrung, alte Träume, Legenden und ausgeklügelte Begriffe nur deshalb zu leugnen, weil wir uns auf der Höhe der Weltforschung und -entdeckung ihm zuwenden und zu ihm ein Verhältnis der beginnenden Erfahrung gewinnen werden?!" (S. 1116). Wenn Musil diesen Gedanken, daß Gott selbst es sei, der die Welt entwerfe (S. 1117), in die endgültige Fassung des Romans hinübergenommen hätte, so würde er mit ihm in seinem Hauptwerk, das ganz auf dialektische Gegensätze und auf die Reversibilität der menschlichen Werte aufgebaut ist, den gewaltigsten dialektischen Umschlag vollzogen haben. Daß sich der Mann ohne Eigenschaften durch seine Kritik am Positivismus und in seinen mystischen Erlebnissen an der Grenze des endlichen Lebens bewegt, ist ohnehin aus dem Verlauf der ganzen Romanhandlung hervorgegangen.

VIERTER TEIL

ROBERT MUSIL UND DAS PROBLEM DER SELBSTVERWIRKLICHUNG ODER DER DICHTER UND SEIN VERHÄLTNISS ZUM WERK

1. Ulrich als Abbild Robert Musils

Für Musil ist das Problem der Selbstverwirklichung nicht nur ein Thema seines dichterischen Schaffens, sondern eine ihn selbst auf das schwerste belastende Lebensaufgabe. In seinem Hauptwerk stellt sich die Forderung nach aktiver Anteilnahme an der Wirklichkeit nicht nur in bezug auf Ulrich, sondern als das eigene ethische Problem des Autors. Im "Mann ohne Eigenschaften" hat sich einerseits Musils Ich konkretisiert — das Werk ist zur Selbstdarstellung geworden; andererseits verfolgt der Autor das Ziel, durch eine Zeitsatire umgestaltend auf seine Epoche einzuwirken. Es ist deshalb von Bedeutung, den Roman von außen her als Ganzes zu betrachten, nachdem in den vorangehenden Kapiteln versucht wurde, ihn so weit wie möglich aus sich selbst heraus zu verstehen.

Die Beziehungen des Autors zu seiner Hauptfigur sind komplexer Natur. Ulrich ist sowohl Abbild wie Gegenbild Musils, der sich bald mit ihm identifiziert, bald sich von ihm abspaltet, um ihn aus ironischer Distanz zu beobachten. In diesem regen Wechsel der Betrachtungsweise ist es keineswegs leicht, den Standort des Autors jederzeit zu bestimmen. Die Kritik an Ulrich kann zur Selbstkritik werden, und in der lobenden Darstellung kann die Figur über den Autor zum unerreichbaren Wunschbild hinauswachsen.

Es ist ganz allgemein nicht leicht, die Ähnlichkeit oder die Unterschiede zwischen Romanautoren und ihren Hauptgestalten zu ermessen; bei Musil jedoch ist das Verhältnis noch schwieriger zu bestimmen: er ist durch Jahrzehnte hindurch in einer unaufhörlichen Auseinandersetzung mit seiner Hauptfigur begriffen, einer Auseinandersetzung, die in den offenen Raum weiterführt und durch den unerwarteten Tod des Autors schroff unterbrochen worden ist¹. Dieser fehlende Schlußteil verbietet es uns, ein endgültiges Urteil über Ulrich und Musil auszusprechen.

Schon in dem äußeren Lebenslauf des Mannes ohne Eigenschaften finden wir viele autobiographische Züge des Autors wieder. Auch Musil hat sich in verschiedenen Berufen ausgebildet, ohne sich für eine feste Lebensstellung zu entscheiden. Er wurde 1892 als zwölfjähriger Knabe von seinen Eltern in die Militär-Unterschule in Eisenstadt und etwas später in die Militär-Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen geschickt. 1897 besuchte er die Technische Militärakademie in Wien — allerdings nur für ein Jahr; denn schon 1898 sattelte er um und begann an der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn das Studium für Maschinenbau. 1903 wechselte er abermals die Richtung seiner Interessen und immatrikulierte sich an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin als Student der Philosophie und Psychologie. 1908 promovierte er in den Fächern Philosophie, Physik und Mathematik

und erlangte beinahe eine Dozentur für Philosophie an der Universität Graz. 1911 trat er schließlich in Wien an der technischen Hochschule eine Bibliothekarsstelle an, die er durch die Vermittlung seines Vaters erhalten hatte. Auch Ulrich wird – beinahe widerwillig – zum Ehrensekretär des Grafen Leinsdorf, weil sein Vater ihn drängte und für ihn warb. Robert Musil lebte bis 1910, also bis zu seinem dreißigsten Altersjahr, auf Kosten seiner Eltern. 1914 schied er beim Ausbruch des ersten Weltkrieges notgedrungen schon wieder aus dem Staatsdienst aus und litt von diesem Augenblick an bis zu seinem Tod im Jahre 1942 unter der ständigen quälenden Ungewißheit in bezug auf seinen Lebensunterhalt. Sicherlich hat die Ungunst der Zeit, der Zusammenbruch der Donaumonarchie im Jahre 1918 und der immer stärker um sich greifende Nationalsozialismus in den dreißiger Jahren, diese materielle Not mitverschuldet; sie läßt sich aber auch zu einem guten Teil aus dem wirklichkeitsfremden Charakter Musils erklären, der sich fast krankhaft scheute, im Leben feste Verpflichtungen einzugehen. Am 10. September 1910 schreibt er an seinen Jugendfreund Johannes von Allesch: "Wird etwas aus Wien, dann betrachte ich mich als endgültig unter die Räder gekommen, wird nichts, ist es fast noch schlimmer"; und etwas später fügt er in seinem Tagebuch hinzu: "Ich gehe ungefähr seit drei Wochen in die Bibliothek. Unerträglich, mörderisch (allzu erträglich, solange man dort ist), ich werde wieder austreten und ins Unge- wisse hineinsteuern²." In diesen Urteilen fällt die zwiespältige Verhaltensweise auf. Sie bestätigt sich, wenn wir die persönlichen Erinnerungen von Bruno Fürst an Robert Musil lesen. "So bot er in einer auf und nach Entscheidung drängenden Zeit den nach Halt Suchenden fast niemals ein 'Ja' oder 'Nein', sondern meistens nur ein 'Sowohl-als-auch', wenn er sich nicht auf ein 'Weder-noch' zurückzog. Dieser bei Musil tiefster geistiger Gewissenhaftigkeit entspringenden Haltung sekundierte unglücklicherweise eine fast maßlose Ängstlichkeit seiner Frau, die sie geneigt machte, in jeder Bindung die Gefahr einer unheilvollen Verstrickung zu wittern³."

Robert Musil, der in seinem privaten Leben praktischen Problemen entweder aus dem Wege ging oder sie außerordentlich umständlich behandelte, klärt uns bezeichnender Weise im Roman nie über die finanziellen Verhältnisse Ulrichs auf, der sich das Luxusbesein eines Privatgelehrten leistet; auch die wirtschaftlichen Verhältnisse der übrigen Figuren werden kaum erörtert. Insofern sind sie Gestalten, die ein weltfernes Dasein führen.

In ihrer reich dokumentierten Untersuchung "Robert Musil im Spiegel seines Werkes, Versuch einer inneren Biographie"⁴ weist Marie Luise Roth nicht nur äußerliche Parallelen, sondern gemeinsame Charakterzüge zwischen Autor und Hauptfigur nach. Wie Ulrich ist auch Musil ein einsamer und schwer zugänglicher Mensch gewesen, dem es nicht gegeben war, sich in spontaner Gefühlsäußerung und rückhaltloser Hingabe dem Menschen mitzuteilen. Schon als Kind hat er Distanz zu seiner Umwelt gewahrt, seinen Vater, einen eher weichlichen Mann, kritisch betrachtet und das Verhältnis seiner temperamentvollen und nervös gespannten Mutter zu dem Freund der Familie, zu Heinrich Reiter, argwöhnisch überwacht. Lange

Stunden verbrachte der Knabe allein in der abgeschiedenen Dunkelheit seines Zimmers. In seinem Tagebuch sagt Musil: "Nie im Schoße der Familie wohlgefühlt. Eher sie geringgeschätzt. Jedenfalls objektiv beurteilt. Nicht mein Gefühl geschenkt mit gewissen Reserven wie z.B. Goethe Lavatern und den Stölbergs. Darum nicht wohlwollend, tolerant, zwangslos. Ein Anfang der von der Wirklichkeit abbiegenden Linie⁵." Musil ist so wenig in einem festen sozialen Lebensbereich verankert wie seine Figuren, deren Abstammung und Herkunft eine verhältnismäßig kleine Rolle spielt.

Ähnlich wie Ulrich besitzt auch Musil eine doppelte Naturanlage. Auch er fühlt sich — und das schon in frühen Jahren — in seiner Entschlußkraft geschwächt und zu einer nach Lebensmöglichkeiten forschenden Untätigkeit verurteilt. "Die versenkte Phantasie des stillen Kindes, durchkreuzt von einer gewissen Anlage zum Geschichtenausdenken ist mein gewesen", schreibt er in seinem Tagebuch und fährt etwas weiter unten fort: "Ich weiß nicht, wozu man lebt: könnte ich sagen. Was lockt, lockt mich nicht. Schon von Kindheit an. Mit wenigen Ausnahmen. Das ist der unfrohliche und 'unappetitive' Mensch⁶." Neben dieser passiven Lebenshaltung erkennen wir aber in der Persönlichkeit Musils genau so wie in Ulrich eine männliche aggressive Lust an der physischen und geistigen Beherrschung der Welt. Musil war sowohl ein körperlich gut durchtrainierter Fechter, Schwimmer und Tennisspieler wie auch ein wacher, scharfsichtiger Kopf, dem es als Kunst-, Buch- und Theaterkritiker bewundernswert gut gelang, das Dargebotene geistig in den Griff zu bekommen.

Die Verbundenheit zwischen Autor und Werk ließe sich anhand des veröffentlichten Tagebuches noch in unzähligen Einzelzügen nachweisen. Der ganze Roman stellt nichts anderes als eine langsame, mit zäher Energie durchgearbeitete Übersetzung autobiographischer Züge in das Medium der Kunst dar. Ein frühes Kindheitsereignis etwa kehrt mit allen Einzelheiten, aber ausgedeutet und in einen größeren Zusammenhang gestellt im Roman wieder. Im Tagebuch heißt es: "Mich haben als Kind außerordentlich die Löwen und Tiger eines Zirkusplakates erregt, bevor ich mir diese verschaffte und sie ausschnitt, und eine Bonbonniere in Gestalt eines Pferdes. Ich glaube — Pferde hatte ich immer haben wollen — hier war das plötzliche Besitzenkönnen des Gegenstandes das Entscheidende ...⁷." Im "Mann ohne Eigenschaften" aber heißt es: "Ulrich war damals ein kleiner Knabe gewesen, und das gleichsam Unendliche, jedenfalls Unausmeßbare, das ein hoher, muskulöser Pferdeleib für ein bewunderndes Kind besitzt, stellte sich nun in der Empfindung wieder her wie ein märchenhaft-schauriges Gebirge, von der Haarheide überzogen, durch die das Zucken der Haut wie die Wellen eines Windes lief. Es war das, wie er bemerkte, eine jener Erinnerungen, deren Glanz von der Ohnmacht des Kindes kommt, sich seine Wünsche zu erfüllen; aber das sagt wenig, vergleicht man es mit der Größe des Glanzes, die geradezu überirdisch war, oder mit dem nicht weniger wunderbaren Glanz, den der kleine Ulrich ein wenig später mit den Fingerspitzen berührte, als er den ersten suchte. Denn zu jener Zeit waren in der Stadt die Ankündigungen eines Zirkus angeschlagen gewesen, worauf nicht

nur Pferde, sondern auch Löwen, Tiger ebenso wie große, prächtige, in Freundschaft mit ihnen lebende Hunde vorkamen, und schon lange hatte er diese Anschläge angestarrt, als es ihm gelang, sich eines dieser bunten Papiere zu verschaffen und die Tiere auszuschneiden, denen er nun mit kleinen Holzständern Steife und Halt gab" (S. 703/704). Auch die Menschen, denen Musil im Leben begegnet ist, treten im Roman wieder auf. So schildert er in seinem Tagebuch seinen Vater, der in Wirklichkeit allerdings Ingenieur und nicht Jurist war, auf folgende Weise: "Mein Vater hat ganz innerhalb des ihm Gegebenen gestrebt, durchaus in Anpassung an die Möglichkeiten⁸"; und an anderer Stelle: "Vater: der schöne Aufstieg bis zur Berufung nach Brünn. (Seine glättenden Eigenschaften; Vorzugsschüler ohne die üblichen Nachteile; aber doch irgendwie ohne alles Vulkanische⁹." In beiden Aufzeichnungen sieht Musil, ähnlich wie im Roman, den Vater als einen Mann, der es verstand, sich die bestehenden Lebensordnungen zu Nutzen zu machen, und der daher — im Gegensatz zu seinem Sohn — mühelos avancierte.

Die gleiche Ausnahmestellung, die Agathe unter den Figuren im Roman zuteil wird, kommt Martha Musil im Leben des Dichters zu. Über diese stille Lebensgefährtin, die die begabte Schülerin des Malers Lovis Corinth war und von allen Freunden als kluge, feinsinnige und bescheiden zurücktretende Frau geschildert wird, gibt es von Musil selbst wenige, aber einige erschütternde Zeugnisse, die ihre Verwandtschaft mit der Romangestalt der Agathe offenbaren. Während des ersten Weltkriegs leistete Musil in Südtirol an der italienischen Grenze als Offizier, zuletzt als Landsturmhauptmann, Kriegsdienst. In dieser Zeit der Trennung trägt er in sein Tagebuch folgende Sätze ein: "Du: Du lädst den Raum um dich zunehmend stark mit deiner Gegenwart. Intensitätsunterschied zwischen Vorstellung und Dasein wird zu einem Glück, das ich fühle. Eine Menge von Grazie, Duft, Wohlordnung umgibt mich. In die Vornehmheit deines Körpers trete ich wie ein Bauer ein. Ich bin selig mit dir zu plaudern. Ich kann es überhaupt nur mit dir, Kamerad. Einziger Mensch, den ich liebe. Mit dem ich mich verstehe. Verlaufe, verlief; ohne einen Schatten von sich nicht mögen¹⁰."

Martha, die Musil auf einer Karte vom 25. September 1910 seine "verheiratete Schwester" nennt, ist wohl der einzige Mensch, der die Mauern der Einsamkeit, die Musil selbst um sich errichtete, durchbrochen hat¹¹. Wie stark er im Innersten seines Wesens durch die Liebe zu dieser um sieben Jahre älteren Frau erschüttert und verwandelt worden ist, bekennt er in ein paar an den Gehalt der Geschwisterliebe im Roman rührenden Worten: "Martha (...) ist nichts, das ich gewonnen, erreicht habe, sie ist etwas, das ich geworden bin und das ich geworden ist¹²." Karl Dinklage erzählt in seiner Lebensgeschichte Musils, daß sich das Zusammentreffen der beiden Liebenden im Sommer 1915 in Bozen, also mitten im Krieg, bis zu einem mystischen Liebeserlebnis gesteigert habe¹³.

Wir dürfen vermuten, daß Musil, im Gegensatz zu seiner Figur Ulrich, in seiner Liebe zu Martha, die ihn in die Emigration begleitete und ihm bis zu seinem letzten Lebenstag treu verbunden blieb, eine reine Lebenserfüllung fand. Dennoch ist auch er wie Ulrich durch die Liebe nicht in ein unmittelbareres Verhältnis zur

Wirklichkeit gebracht worden. Die Zeugnisse seiner Freunde und Bekannten heben übereinstimmend Musils Weltabgeschiedenheit und seine Unfähigkeit hervor, sich zu politischen Geschehnissen unmittelbar zu äußern. Wie Ulrich schien er sich, je beängstigender und dringlicher die Zeitereignisse wurden, desto weiter von der Wirklichkeit zu entfernen. Oskar Maurus Fontana sagt von ihm: "Er sah die Wirklichkeit genau und scharf, aber ausschließlich in ihrem strukturellen Gefüge, sozusagen in ihrem Koordinatensystem; für die Einzelheiten und Bedingungen hatte er wenig Interesse und Blick¹⁴." "Den politischen Ereignissen selbst begegnete er mit Gelassenheit und Stoizismus¹⁵." Der Bildhauer Fritz Wortruba, der mit Musil in den letzten Monaten seines Lebens in Genf oft zusammenkam, meint gar: "Er war asozial, er war kein Parteigänger, weder in der Kunst noch in der Politik, dadurch war er nicht einzuordnen; er war auch nicht, was man einen Neuerer nennt, deswegen hatte er keine lärmenden Anhänger. Er war also unzeitgemäß ...¹⁶." Ulrichs Bekenntnis im Roman: "Vom Politischen verstehe ich wenig" (S. 1136) läßt sich durchaus auf den Autor übertragen, wenn K. Dinklage sagt: "Musil stand auch den Zeitereignissen wenigstens indifferent gegenüber. Die Revolution machte auf ihn kaum einen Eindruck¹⁷." Musil selbst bestätigt in seinen persönlichen Äußerungen seine der Gegenwart abgewandte Lebenseinstellung, die in der Zeit großer politischer Umwälzungen besonders auffällt. "Der Krieg" — gemeint ist der erste Weltkrieg — "kam wie eine Krankheit, besser wie das begleitende Fieber, über mich. Während seiner Dauer und nachher hatte ich soviel mit den 'Schwärmern' und dem sich bildenden 'Mann ohne Eigenschaften' zu tun, daß ich für das, was sich in der Welt bildete, mindestens zur Hälfte verschlossen war¹⁸." Liest man gar, in welch zögernder, ins Hypothetische und Allgemeine abgewandelter Ausdrucksweise er sich zum Nationalsozialismus äußert, so kann man schon verstehen, daß Wilfried Berghahn ihn, der das Hitlerregime ohne allen Zweifel ablehnte, in heftigen Worten kritisiert: "Denn daß er trotz der haarsträubenden aktuellen Vorgänge keines elementaren politischen Affektes fähig ist, läßt sich nur erklären, wenn man ein grundsätzlich beschädigtes gesellschaftliches Reaktionsvermögen annimmt¹⁹."

Die politische Lebenshaltung Musils stellt nur einen Sonderfall zu seiner allgemeinen Kontaktschwierigkeit und Entschlußunfähigkeit dar. Vor dem Abschluß des ersten Romanbandes im Jahre 1930 wurde er von so starken, sich bereits pathologisch äußernden Arbeitshemmungen befallen, daß er sich bei Dr. Hugo Lukačz, einem Schüler Alfred Adlers, ärztlich behandeln ließ. Forscht man nach dem tieferen Grund einer solchen Lähmung des Entscheidungsvermögens, das sich auf die verschiedensten Lebensgebiete erstreckt, so stößt man auf das Bewußtsein der Sinnlosigkeit der eigenen Existenz, das der Autor mit seiner Figur Ulrich teilt. Ich stelle zum Vergleich zwei Tagebuchnotizen nebeneinander, die, obwohl zwischen ihnen eine Zeitspanne von 36 Jahren liegt, das gleiche zermürbende negative Lebensgefühl ausdrücken.

Im Jahre 1903 schreibt Musil als erst 23jähriger Mann: "In den ersten Tagen in Berlin blitzte es mir hie und da auf. Als ich Zimmer ansah. Kleine, große; dunkle

elegante und altväterlich helle. Ich suchte etwas und wußte nicht was; kein Schreibzimmer, kein Arbeits-, kein Wohnzimmer, ein Zimmer, so als ob es der Mensch vor mir bewohnt hätte, der ich gerne geworden wäre. Es klingt so lächerlich, — aber es hat mich tagelang durch die Straßen getrieben. — Auch vergebens. — Heute habe ich in meinen alten Notizen geblättert; da spürte ich wieder einmal, wie sonderbar das Leben des Robert Musil verlief — langsam, allgemach, — in Sand ...²⁰." Am 8. Dezember 1939, also etwas mehr als zwei Jahre vor seinem Tod, trägt Musil folgende Notiz in sein Tagebuch ein: "Oft das starke Bedürfnis, alles abzuberechnen. Halte dann mein Leben für verfehlt. Habe kein Vertrauen in mich; schleppe mich aber arbeitend weiter, und alle zwei, drei Tage scheint es mir einen Augenblick wichtig zu sein, was ich schreibe. Ich habe auch nach mir und meinen Erfahrungen und Grundsätzen so zu fragen, wie es diesem Zustand entspricht. Nicht weil es interessant sein könnte, sondern weil es in einer Lebenskrise geschieht"²¹."

Aus unserer Beschäftigung mit der Biographie und der Persönlichkeit Robert Musils hat es sich ergeben, daß der Autor des Romans "Der Mann ohne Eigenschaften" in seinem Wesen selbst in hervorragendem Maß durch die Eigenschaftslosigkeit charakterisiert ist. Er hat seine unlösbare persönliche Lebenskrise, die mit einer allgemeinen Zeitkrise zusammentraf, in seinem Hauptwerk dichterisch gestaltet. Mit dieser Erkenntnis kommen wir zu einem seltsam zwiespältigen Ergebnis. Musil versuchte zwar in steter Selbstbesinnung, sein eigenes Ich in dichterischer Form zu fassen; er wählte aber als Abbild seines Selbst den Mann ohne Eigenschaften, einen Menschen also, dem es nie glückt, seine Lebensform zu finden.

2. Ulrich als Gegenbild Robert Musils

In einer Hinsicht ist Musil über sein stilisiertes Abbild Ulrich weit hinausgewachsen: er wurde zum Dichter, während Ulrich die von verschiedenen Nebenpersonen und mehrmals geäußerte Vermutung, er könnte heimlich schreiben, heftig zurückweist. Dieser Unterschied in der Einstellung zum Beruf des Schriftstellers ist für das Problem der Selbstverwirklichung wesentlich. Musil selbst mißt dieser Frage im Roman eine große Bedeutung zu. Während einer Sitzung der Parallelaktion fragt Tuzzi den Mann ohne Eigenschaften, ob er nie geschrieben habe. Ulrich antwortet: "Zu meiner Beunruhigung nie. Denn ich bin keineswegs so glücklich, daß ich es nicht tun müßte. Ich habe mir vorgenommen, wenn ich nicht bald das Bedürfnis danach empfinden sollte, mich wegen ganz und gar abnormer Veranlagung zu töten" (S. 428). Diese scheinbar bloß spielerisch und ironisch hingeworfenen Worte erhalten durch ihre Wiederaufnahme im Roman und einer analogen Eintragung im Tagebuch Musils einen schmerzlichen Nachdruck. Etwas später heißt es nämlich von Ulrich: "Er erinnerte sich, leichthin gesagt zu haben, er werde wohl ein Buch schreiben oder sich töten müssen" (S. 678). In einer Notiz, die die mögliche Weiterführung der Romanhandlung nach dem mystischen Liebeserlebnis er-

wägt, deutet Musil die Problematik der Figur Ulrichs noch einmal an, wenn er sagt: "Also käme hier die Frage des Werks, die Frage Selbstmord oder Schreiben" (S. 1578). Diese schroffe Alternative wirkt so erschütternd, weil ihr Musil in einer seiner letzten Eintragungen im Tagebuch eine Wendung zu sich selbst gibt: "Wenn man annimmt, daß Gott am 'Mann ohne Eigenschaften' o. dgl. etwas gelegen sein könnte, wenn man diese Tätigkeit so überschätzt, muß man sich töten, wenn sie nicht vorwärtsght. Anderseits aber ... soll man es bei dieser Annahme doch auch nicht tun dürfen!"²²."

Aus diesen Zitaten geht hervor, daß Musil für einen Menschen, der sich im Leben nicht handelnd realisiert hat, im künstlerischen Schaffen eine letzte Möglichkeit der Selbstverwirklichung sieht. Außer ihr bleibt nur noch die extreme Gehaltung der Lebensverneinung übrig, die Selbstmord bedeutet. Musil führt zwar Ulrich in dem absoluten Erlebnis der mystischen Geschwisterliebe bis an die Grenze des irdischen Daseins; er hat uns aber die Lebenslösung, für die er sich entscheiden könnte, nicht mehr gezeigt. Im Gegensatz zu seiner Hauptfigur jedoch hat Musil für seine eigene Person schon früh, schon 1906 mit der Veröffentlichung seines Erstlingsromans "Die Verwirrungen des Zöglings Törleß", die kontemplative und passive Lebenshaltung eines Mannes ohne Eigenschaften aufgegeben.

Der Umstand, daß Ulrich bloß redet, Musil hingegen schreibt, trennt den Autor von seiner Figur in einer für ihr Lebensschicksal bedeutsamen Weise. Ulrich benutzt das Gespräch dazu, sich selbst und seine Meinung immer wieder auszulöschen; als ein Meister der Polemik gleitet er mühelos von einer Feststellung zur andern und hält sich gerade durch diese unaufhörliche geistige Beweglichkeit in dem Bereich des Unverbindlichen. Musil hingegen fixiert das Gesagte. Was Ulrich gleichsam nur in den Wind spricht, verfestigt der Dichter, indem er es zu den Figuren und zu Ort und Zeit der Handlung in eine bestimmte Beziehung setzt. Die Gesamtkonzeption des Romans verleiht den einzelnen Sätzen, für die er jederzeit belangt werden kann, eine unwiderrufliche wertende Färbung, und die künstlerische Form gibt seinen Urteilen einen endgültigen Gehalt.

Wir sehen also, daß das Problem der Selbstverwirklichung nicht nur innerhalb des Romans gestellt und dichterisch behandelt wird, sondern durch das gespannte Verhältnis, in dem der Autor zu seiner Figur steht, über das Werk hinaus eine erhöhte Geltung erfährt. Musil stellt zwar in seinem Roman einen Mann ohne Eigenschaften dar, der weitgehend sein Ebenbild ist, er will aber durch den Roman sich selbst von seiner Eigenschaftslosigkeit befreien: er engagiert sich mit seinem Werk, tritt in die Öffentlichkeit und muß für das, was er geschrieben hat, die Verantwortung auf sich nehmen. Auch im engeren Kreis des privaten Lebens wirkt der Roman formgebend auf Musil zurück, gerade weil er als Hauptfigur sein Ebenbild gewählt hat. Dieser schriftstellerische Versuch, sein Ich in die Gestalt Ulrichs zu projizieren, zwingt ihn zur Selbstvergewisserung. Somit erfüllt der Roman im Leben Musils eine ähnliche Aufgabe wie Agathe im Leben Ulrichs. Musil schreibt einmal in seinem Tagebuch: "Wenn wir nicht andere haben, in denen wir uns durch unsere Wirkung spiegeln können, sind wir eigentlich fürchterlich allein"²³." Dem Mann

ohne Eigenschaften tritt in der ihm wesensverwandten Schwester und dem Autor in seiner Schöpfung das eigene Ich objektiviert und damit konkret faßbar entgegen. Das eine Mal reflektiert es sich im existentiellen, das andere Mal im ästhetischen Bereich. Beide Male ist aber die Selbsterkenntnis nur durch den gleichartigen Gesprächspartner, durch die Aufspaltung des Ich in zwei Wesen und durch seine Wiedergewinnung im andern, möglich. Trotz dieser analogen Beziehung unterscheidet sich auch hier wieder die Figur durch ihr weitgehend passives Verhalten vom Autor: Ulrich findet relativ mühelos sich selbst in seiner Schwester wieder, die er durch eine besonders günstige Konstellation der Umstände in einer ihm entsprechenden Weise besitzt; Musil hingegen ringt in einem Jahrzehnte dauernden schweren Schaffensprozeß um seine Ichwerdung. Aus eigenem Antrieb und aktiv handelnd beschreitet er den Weg der Selbsterkenntnis, der vom Selbstbewußtsein zur Selbstverwirklichung führt.

Die Frage, ob er als Mensch bis zum Ziel seiner Bestrebungen gelangt sei, führt über eine bloß inhaltliche Erörterung seines Werkes hinaus; sie ist eng mit der Frage verknüpft, ob es ihm als Dichter gelungen sei, ein Kunstwerk hervorzubringen. Wenn wir im folgenden ein übliches Kriterium der ästhetischen Bewertung wieder aufnehmen und das Verhältnis zwischen Gehalt und Form im Roman überprüfen, um eine Antwort auf diese schwierige Frage zu finden, so hat diese Betrachtungsweise in ihrer Anwendung auf den Roman Musils allerdings eine über das ästhetische Gebiet hinausgehende ethische Bedeutung. Musil selbst hat — wie wir uns erinnern — in der mangelnden Übereinstimmung zwischen Gedanke und Ausdruck ein Symptom der Uneigenschaftlichkeit und des Zerfalls seiner Zeit entdeckt. Sollte es ihm nun geglückt sein, seinen Lebensansichten und -gefühlen die ihnen adäquate Form gegeben zu haben, so hätte er uns nicht nur den Genuß an der harmonischen Schönheit seines Werkes geschenkt, sondern er hätte — und das ist in unserem Zusammenhang das Entscheidendere — eine Dichtung geschaffen, die den Stempel seiner einmaligen Künstlerpersönlichkeit trägt und damit seine Selbstverwirklichung als Dichter bezeugt.

Im Rahmen dieser Arbeit ist es nicht möglich, den Stil des Romans eingehend zu untersuchen²⁴. Es können nur Hinweise auf die formale Ausprägung der großen Themen des Romans, der funktionalistischen, essayistischen und gleichnishaften Erlebnisweise, gegeben werden. Der Funktionalismus drückt sich in einem Stil der fortwährenden Auflösung, in der Durchdringung der verschiedenen Lebensschichten und in der Verflochtenheit der Figuren untereinander aus. Der ganze Roman präsentiert sich als ein dichtes, sich nach allen Seiten ausbreitendes Gewebe, aus dem kein einzelner Faden herausgezogen und verabsolutiert werden darf. Nicht der einzelne Satz und nicht die einzelne Szene, sondern die dramatischen und gedanklichen Schnittpunkte, die Verknüpfungsstellen der Fäden, bestimmen den Gehalt des Romans.

Im besonderen tritt der funktionalistische Stil deutlich in den ersten Kapiteln in Erscheinung, die wie eine geistige Programmansage wirken. Der Augusttag, die Stadt Wien und die zwei Menschen, die durch die Straßen gehen, bilden keine fe-

sten Dingbegriffe. Sie sind in ein Netz von Beziehungen gestellt. Die Schilderung der Stadt gleicht der Beschreibung eines physikalischen Vorgangs. Wien wird nicht in seiner einmaligen Geschichtlichkeit gezeigt, sondern als ein Gebilde, dessen Verkehrsbewegungen und -geräusche denjenigen anderer Städte gleichen. Die Stadt ist ebenso eigenschaftslos wie die Menschen, die sie bewohnen²⁵. So wie in der funktionalistischen Weltauffassung von Ernst Mach Erscheinung und mathematische Formel keine Einheit bilden, so sind auch Charakter und Redeweise der Figuren nicht unauflöslich miteinander verbunden. Zwar hat jede Figur ihre bestimmte Gestalt, aber im kleineren Zusammenhang, im eng abgegrenzten Raum eines besonderen Charakters haben sie eine andere Funktion als im weiten Sinnzusammenhang des ganzen Romans; sie werden in einer wechselnden Perspektive betrachtet²⁶.

Musil distanziert sich durch die schwebende und sich plötzlich verkehrende Bedeutung seiner Sätze nicht nur von seinen eigenen Figuren; er distanziert sich auch vom Leser. Da er sich nicht eindeutig mit einer Figur identifiziert, hindert er auch den Leser, der in das ganze dynamische Spiel des funktionalistischen Denkens miteinbezogen ist, an der Identifikation mit einer der Romangestalten. Statt daß der Leser einfach mitleben und mitfühlen dürfte, wird er durch den immer neuen Bedeutungszusammenhang zur aktiven Auseinandersetzung gezwungen.

Die feste Welt hat sich in der Romanhandlung "Des Mannes ohne Eigenschaften" in ein System von Relationen verwandelt. So wie nach Mach der naturwissenschaftliche Begriff die erfahrene Tatsache nicht direkt bezeichnen kann, sondern nur eine Nachbildung ist, so könnte man auch Musils Darstellungsstil einen Stil der Repräsentation nennen. Als besonders leistungsfähiges sprachliches Mittel, den stellvertretenden Charakter der Figuren und des Geschehens hervorzuheben, dient die Ironie. Sie rückt die Figuren vom Leser ab, sie ersetzt die gefühlsmäßige Anteilnahme durch kritische Befragung, und sie läßt die Szenen im Zwielficht einer doppelten Bedeutung erscheinen.

Der Essayismus, den Ulrich als die einzige seiner wissenschaftlichen und moralischen Welterkenntnis angemessene Lebenshaltung erachtet, drückt sich auch formal im Werk Musils aus. Nicht nur hat er in seinen zahlreichen Aufsätzen über politische, kulturpolitische und literarische Themen die literarische Gattung des Essays bevorzugt, auch die einzelnen Kapitel des Romans tragen die Merkmale des Essays. In ihnen bemüht sich der Autor um die möglichst exakte und eng umrissene Fixierung eines bestimmten Gedankens, schließt die Diskussion am Ende eines Kapitels aber nie ab, sondern greift sie in folgenden Kapiteln von neuen Standpunkten her wieder auf, erweitert sie, schränkt sie ein oder widerlegt sie gar. Musil bemüht sich, die Forderung der "Genauigkeit und Unbestimmtheit", die sich Ulrich auferlegt, als Schriftsteller zu verwirklichen. "Stil ist für mich exakte Herausarbeitung eines Gedankens"²⁷, schreibt er im Jahr 1926. Nach der Veröffentlichung des ersten Romanbandes bekennt er: "Dieses Buch hat eine Leidenschaft, die im Gebiet der schönen Literatur heute einigermaßen deplaziert ist, die nach Richtigkeit, Genauigkeit²⁸." Karl Dinklage schildert, beeindruckt von der gewaltigen geistigen Anstrengung, die minutiöse Schreibtechnik Musils. "Denn wer je-

mals Gelegenheit hatte, seine Arbeitsblätter zu studieren, in seine Schaffenweise Einblick zu nehmen und zu sehen, wie er jeden Gedanken, den er schriftstellerisch verwertete, nach allen Richtungen prüfte, wie er oft auf einem 'Schmierblatt' bis zu drei Kolonnen von Gedanken nebeneinander anordnete und diese noch mit Anmerkungen in den verschiedensten Farben versah, der kann ein wenig ermessen, mit welcher Genauigkeit er vorging. Nur der technisch ausgebildete Sohn, der einen Techniker zum Vater hatte, konnte diese Methode wählen²⁹."

Die essayistische Schreibweise drückt sich auch in der Komposition des ganzen Romans aus. Die einzelnen Kapitel — sie wirken wie kunstvolle Medaillons — sind stofflich so sorgfältig abgerundet, daß sie oft herausgelöst und mit Genuß für sich allein gelesen werden könnten; gedanklich gesehen aber sind sie weniger endgültig in ihrer Aussage als die Kapitel eines beliebigen andern Romans. Sie stellen ein lockeres Gefüge dar, das nicht durch eine fortlaufende, zielgerichtete Handlung, sondern durch die geistige Spannung, in der sie zu einander stehen, zusammengehalten wird. Die beiden Bedingungen der Genauigkeit und der Unbestimmtheit finden in dem stockenden Vorrücken der Handlung ihren stilistischen Niederschlag. Die Sorge um die Genauigkeit verbietet Musil den kühnen, den Erfahrungen vorgehenden spekulativen Gedankenentwurf, der das Geschehen vorwärtstreiben würde; sie veranlaßt ihn, die grundsätzlich gleiche Situation mannigfach zu variieren, um auf diese Weise eine immer stärkere Präzision zu erreichen. Der Umstand, daß die Präzision des Gesagten nie vollkommen sein kann, sondern immer ein Element der Unbestimmtheit enthält, wirkt auf Musil hemmend; sie zwingt ihn, die schon behandelten Themen unermüdlich wieder aufzunehmen und ein Problem nie als abgetan zu betrachten. "Gerade diese Unbestimmtheit", schreibt Wilfried Berghahn, "verbürgt dem Roman seine innere Wahrheit. So wie Ulrich von sich verlangt, essayistisch zu leben, zwar in der Hoffnung auf ein Ziel, aber moralisch immer nur in der Lage, den nächsten Schritt zu ertasten und zu legitimieren, schreibt auch der Autor sein Buch. 'Alles nur soweit verfolgen, wie ich es sehe, das ist die innere Berechtigung dieser Form, ich soll nicht Fertigsein heucheln, wo ich es nicht bin', notiert er bereits am Anfang der Arbeit"³⁰.

In den drei Seinsweisen, in der funktionalistischen, essayistischen und gleichnishaften, drücken sich verschiedene Stufen der Selbstverwirklichung aus. Der Funktionalismus zerstört jede Ichbildung, im Essayismus ist nur eine stark eingeschränkte Verfestigung des eigenen Wesens möglich, und in der Mystik als einer besonderen Form des gleichnishaften Erlebens würde die höchste und absolute Ichwerdung erreicht. Ulrich überwindet die erste Stufe des Funktionalismus, verwirklicht weitgehend die zweite Stufe des Essayismus und scheitert auf der dritten. Wenn es Musil aber gelungen ist, uns in seinem Roman ein großes dichterisches Gleichnis zu geben, so ist er weit über seine Figur hinausgewachsen; er hätte damit die große Synthese, die Ulrich im Leben anstrebt, auf künstlerischem Gebiet erreicht.

Ulrich stellt sich im Roman die bange Frage nach seinen Lebensmöglichkeiten; "Ein Mann, der die Wahrheit will, wird Gelehrter; ein Mann, der seine Subjektivität

spielen lassen will, wird vielleicht Schriftsteller; was aber soll ein Mann tun, der etwas will, das dazwischen liegt?" (S. 261). Musil gibt indirekt, in der Form des ganzen Romans, Antwort auf diese Frage. In ihm greift er einerseits das Tatsachenwissen seiner Zeit auf; ja, er verarbeitet sogar das naturwissenschaftliche Denken — eben den Funktionalismus und den Essayismus — in die Handlung. Er wählt aber andererseits nicht die fachwissenschaftliche Abhandlung zu seiner Darstellung, sondern drückt sich im Medium der Kunst aus. Auch schildert er uns zwar das Vorkriegsjahr 1913/14 in Wien, "aber dieses groteske Österreich ist nichts anderes als ein besonders deutlicher Fall der modernen Welt"³¹. Musil nimmt die geschichtliche Realität in seine Dichtung auf, überschreitet sie aber zugleich und verleiht ihr kraft seiner künstlerischen Phantasie eine über die Grenzen der Zeit hinausreichende allgemeine Bedeutung. "Eine Zeitschilderung? Ja und nein. Eine Darstellung konstituierender Verhältnisse. Nicht aktuell; sondern eine Schicht tiefer (weiter unten). Nicht Haut, sondern Gelenke"³². Im "Mann ohne Eigenschaften", in dem sowohl die Wirklichkeit als auch die in ihr enthaltenen Möglichkeiten geschildert werden, hält er sich kunstvoll in der Mitte zwischen Zeitsatire und Utopie; als große Analogie zu dieser Welt gibt er uns in der Schwebe gelassenes Leben wieder, "nach der Art von Gleichnissen, die unentschieden zwischen zwei Welten zu Hause sind" (S. 649).

Musils Absicht, von dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaften aus die großen Probleme der Menschheitsgeschichte zu erörtern, etwa das der Moral, drückt sich auch in der Erneuerung seiner Bildersprache und in seinem Kampf gegen das veraltete, der gegenwärtigen Zeiterfahrung nicht mehr entsprechende Klischee aus. Er tadelt, daß die Menschen sich noch immer "aufs hohe Roß" setzen und nicht auf einen "Wolkenkratzer", daß sie immer noch "geschwind wie der Wind und scharfsichtig nicht wie ein Riesenrefraktor, sondern wie ein Adler" sind (S. 37). In seinen sprachlichen Gleichnissen erstrebt er stilistisch eine Synthese zwischen dem überlieferten Denken und der modernen Welterkenntnis. Seine Bilder stammen daher auffallend häufig aus dem Gebiet der Naturwissenschaften.

Mehrere Interpreten von Musils Hauptwerk haben die Funktion des Romans als Gleichnis hervorgehoben. Johannes Loebenstein faßt seine Erkenntnis in eine philosophische Sprache: "Die Faktizität des Dichters und seiner Zeit, ihre Empirie und ihre Phantasie haben sich in der Gestalt des Kunstwerkes zu neuer Erfahrung, zur Erfahrung und Erkenntnis der Sinnhaftigkeit dieses Dichters und seiner Zeit versammelt, die nun, der Umweltbezogenheit entkleidet, sich als Gleichnis ausspricht, hiemit immer in gewisser Weise zeitlos werdend"³³. Wilhelm Grenzmann beschreibt die Zwischenstellung, die Musil zwischen Positivismus und Idealismus einnimmt: "Nähe zur Zeit und zu den gegenwärtigen Lebensumständen ist eine Forderung, die der Autor an sein Werk stellt, aber bei allem Realismus behält die Dichtung grundsätzlich einen idealistischen Sinn, und der Dichter ist ein Idealist, da er die Wirklichkeit im Hinblick auf das zu schildern hat, was sein soll"³⁴. Wolfdietrich Rasch schildert das Balancierkunststück, das Musil ausführt, um sich zwischen den beiden Polen des Lebens im Gleichgewicht zu halten:

“Wurde die Karte der Ratio ausgespielt, so hielt er den Trumpf der Phantasie, des ahnungsvollen Gefühls bereit, das rationale Erkenntnismöglichkeiten transzendiert. Aber das erlaubte er sich nur, weil er ebenso, wenn die Mystik als Trumpf präsentiert wurde, die Gegenfarbe der Ratio auszuspielen wußte. Er hatte immer zwei Karten in der Hand. Die schwebende Spannung, in der er sich dabei hielt, war freilich unlösbar³⁵.“ Marie Luise Roth schließlich drückt sich weniger allgemein aus und legt dar, wie der doppelte Aspekt des Romans sich aus der zweifachen Naturanlage des Autors selbst erklärt: “Der Künstler ist aber sowohl nach innen als auch nach außen gerichtet, er ist konkav und konvex. Er ist der Abenteuerer des Geistes, der ‘Neugierige’, der die Bereiche der Wirklichkeit, das Stoffliche analysiert und in ihm den Ausgangspunkt für sein Ringen um die Erkenntnis findet, der die Realität mit den ‘Fingerspitzen’ befühlt, das Körperliche abstastet, um aus den ‘Umrissen und Einzelheiten ein Bild des Ganzen’ zu gewinnen. Er nimmt das Reale in sich auf und verdichtet es abstrahierend zu einem neuen geistigen Ganzen³⁶.“

Die gleichnishafte Beschaffenheit des Romans zeigt sich auch in der souveränen Art, wie der Autor das, was er an Wirklichkeitsstoff nicht brauchen kann, einfach ausscheidet. Die Realität ist für ihn bloß eine Materialsammlung; er holt sich aus ihr, was seinen Zwecken dient. Seine Figuren sind z. B. sehr einseitig beleuchtet. Nur die Seiten ihres Wesens, die sich mit Ulrich oder den großen Themen des Romans berühren, treten aus der Dunkelheit der Anonymität. Ihr Alltagsleben bleibt uns verborgen. Johannes Loebenstein schreibt: “Es ist also eine innere Folgerichtigkeit des Romans, wenn seine Personen oft als Abstrakta erscheinen, unendlich lebendig und plastisch, aber doch als konstruierte Monaden, die von Ulrich, gewissermaßen als dem personifizierten Geist an sich, in Identifikation mit dem erzählenden Dichter (3. Person des Erzählers), auf die Utopie eines andern Lebens hin, das die wesentliche Wirklichkeit wäre, abgehört werden³⁷.“ Wilhelm Grenzmann betont gleichfalls die starke Stilisierung des Romangeschehens: “Nur in einem geringeren Maße” (als Ulrich) “schaffen die übrigen Personen wieder Kreise um sich, in deren Mitte sie stehen. Zugleich werden sehr viele Perspektiven der Sicht und des Urteils durch Ulrich bestimmt³⁸.“

Musil ist sich dieses willkürlichen Verfahrens durchaus bewußt. Er weiß, daß er, um ein einheitliches Weltbild im Roman zu schaffen, auf eine umfassende Wiedergabe der Wirklichkeit verzichten muß. “Form schließt aus, indem sie sich schließt. (...) Sie schließt versuchte Formteile aus, oft mit Verlust; sie schließt Gedanken (Einfälle) aus, die sich nicht ‘unterbringen’ lassen”, schreibt er in seinem Tagebuch und fährt etwas später fort: “Indem Form ein Verlust, und doch schön ist, tröstet sie uns über die unaufhörlichen Daseins- oder Vollkommenheitsverluste, denen wir ausgesetzt sind³⁹.“

Wie groß der Abstand zwischen Wirklichkeit und Kunst sei, erklärt auch Ulrich im Roman seiner Schwester Agathe, indem er in einem doppelten Vergleich, einmal vom Standpunkt der Wirklichkeit aus die Kunst und das andere Mal vom Standpunkt der Kunst aus, die Wirklichkeit beurteilt: “Aber diese Geschehnisse

unseres Lebens", sagt er, "haben weniger Leben als ein Buch, weil sie keinen zusammenhängenden Sinn haben" (S. 920). Etwas später richtet er an sie die rhetorische Frage: "Und die Kunst? Bedeutet sie nicht dauernd ein Schaffen von Bildern, die mit dem des Lebens nicht übereinstimmen?" (S. 981). Die Entfernung des Romans von der Wirklichkeit verstärkt sich sogar in gewissem Sinn zu einer antithetischen Beziehung, wenn man bedenkt, daß ausgerechnet das Thema der Auflösung, Zersplitterung und Spaltung in die Form eines einheitlichen Dichtwerkes gefaßt wird. Der Roman als Ganzes, der künstlerische Wille des Autors, ein autonomes und in sich geordnetes Weltbild zu entwerfen, stellt die deutlichste philosophische Absage Robert Musils an die funktionalistische Denkweise dar. Er versucht auf ästhetischer Ebene, worum sich Ulrich im sittlichen Bereich bemüht und was ihm schließlich in der Liebe zuteil wird: die Übereinstimmung des Menschen in sich und mit der Welt. Die Kunst, die das, was sie stört, außer acht läßt, ist mit der Liebe eng verwandt; "denn Kunst ist Liebe; indem sie liebt, macht sie schön" (S. 377), sagt Musil in seinem Roman und wiederholt an anderer Stelle den gleichen Gedanken: "Ich glaube, Schönheit ist nichts anderes als der Ausdruck davon, daß etwas geliebt worden ist" (S. 1204).

Schließlich ist "Der Mann ohne Eigenschaften" auch insofern ein Gleichnis, als er dem Leser die Lösung der Probleme nicht in die Hand gibt, sondern ein vieldeutiges Sinnbild bleibt, das der unablässigen Auslegung bedarf.

3. Ist Robert Musil als Dichter eigenschaftslos?

"Der Mann ohne Eigenschaften", ein literarischer Riesentorso, ist Fragment geblieben, weil Musil mit Ulrich die Lösung der von der Zeit gestellten Lebensaufgabe nicht gefunden hat. Er ist über seine Titelfigur nicht hinausgewachsen, und es ist ihm denn auch nicht geglückt, sein Haupt- und Lebenswerk formal zu vollenden. In doppelter Hinsicht manifestiert sich also hier ein Versagen. Die Frage, ob der blinde Zufall schuld an dieser Bruchstückhaftigkeit sei — Robert Musil starb völlig unerwartet im Alter von erst 62 Jahren an einem Gehirnschlag — oder ob eine tiefere Notwendigkeit, eine innere Werklogik, den Abschluß des Werkes verhindert habe, ist für das von uns gestellte Problem der Selbstverwirklichung von Bedeutung.

Wir neigen mit der Mehrzahl der Musilinterpreten der Meinung zu, daß das letztere zutreffe. Armin Kesser sagt: "Werke dieser Art werden nicht vom Autor vollendet, sondern vom Leser, der ihren Widerspruch als Aufgabe in sich nimmt"⁴⁰. Martin Flinker ist der gleichen Ansicht, "weil ein solches Werk kein Ende haben kann, solange das dort behandelte Problem, nämlich das der Stellung des heutigen Menschen in der Welt, keine Lösung gefunden hat"⁴¹. Wilhelm Grenzmann unterstützt diese Auffassung, wenn er schreibt: "Es war vielleicht ein in sich selbst unvollendbares Werk, da es dazu dienen sollte, die Welt in ihrer Gesamtheit zu bewältigen"⁴².

Es ist nötig, daß wir noch einmal auf die Eigenschaftslosigkeit Ulrichs zu sprechen kommen, um Gründe zu finden, die Musil gehindert haben mochten, den Roman zu beendigen. Ulrich ist eigenschaftslos, weil er sich nicht für eine bestimmte Lebensweise zu entscheiden vermag, und er kann sich nicht entscheiden, weil die durch den Entschluß bedingte Wahl den Verzicht auf die Totalität des Lebens bedeutet hätte. Musil hat sich zwar als Dichter für eine bestimmte Form des Ausdrucks und damit für eine Einschränkung der wirklichen Möglichkeiten entschieden; er ist aber insofern eigenschaftslos geblieben, als ihm der Entschluß, das Geschriebene als endgültig anzuerkennen, immer schwerer fiel. Das zeigt auch der große Stoß nachgelassener Manuskripte. Von 1933, dem Erscheinungsdatum des ersten Teiles des zweiten Buches, bis zu seinem Tode 1942 hat der Autor mit seinem Stoff gerungen, ohne eine Veröffentlichung zu wagen.

Die Formgebung des Romans erschwerte sich für Musil so sehr, weil er nicht mehr wußte, wohin er Ulrich inhaltlich gesehen führen sollte. Er selbst fand in seinem Leben die Lösung für die im Roman gestellten philosophischen Probleme nicht. Je älter er wurde, desto mehr verlor er die Distanz zu seinem Romanstoff und die Überlegenheit über seine Hauptfigur. Er erlag als Dichter immer stärker dem Lebensschicksal Ulrichs, d. h. der Gefahr der Auflösung in der Eigenschaftslosigkeit. "Weil er selber ja dieser 'Mann ohne Eigenschaften' war", schreibt Robert Lejeune, "wurde auch der zur Dichtung gestaltete 'Mann ohne Eigenschaften' in jene innere Krisis hineingezogen, und es liegt eine tragische Konsequenz darin, daß auch die Dichtung unvollendet bleiben mußte"⁴³. Musils Schaffensweise, sein unentschiedenes Verhalten gegenüber den unzähligen Kapitelvarianten, die er ausgearbeitet hatte, entsprach immer mehr Ulrichs Verhalten gegenüber der Wirklichkeit. "Es ist typisch für ihn", meint Wilfried Berghahn, "daß er alle frühen Entwürfe, die er noch nicht ausgearbeitet hat, bis zuletzt mit sich führt und zu Rate zieht, wenn er einen neuen Schritt vorwärts in der Handlung tun muß"⁴⁴.

Der Vorwurf, den sich Musil im Tagebuch macht, könnte ebenso gut gegen seine Figur Ulrich erhoben werden. "Ich will zuviel auf einmal!" ruft er aus. "Diesen großen Fehler hat mein Schreiben in den ersten Essays, in den Vereinigungen usw. fort bis zum Mann ohne Eigenschaften. Es entstand daraus etwas Verkramptes"⁴⁵.

Musil weigert sich, in seinem Hauptwerk nur eine Teillösung zu geben. Er will um jeden Preis in ihm das ganze Leben umfassen und scheitert an dieser schweren Aufgabe als Künstler, genau so wie Ulrich an ihr im Leben scheitert. Wilhelm Emrich schildert die Unmöglichkeit dieses Unterfangens: "Konfrontiert mit dem Ganzen der Welt, wird das Ganze unüberschaubar. Nur als Teil eines Ganzen war dem Menschen die Illusion eines überschaubaren, gewissen Lebens gegeben. Nun zerbricht die Illusion. Der Mensch wird selbstverantwortlich für das Ganze seiner Welt, und folgerichtig führt sein Versuch, sämtliche Lebensvorgänge zu deskribieren, zu denken, zu beurteilen, zu erkennen, sie der Anschauung zu erschließen, zur Konstituierung eines riesigen Arsenal von Anschauungs- und Denkmöglichkeiten"⁴⁶.

Das Nachlassen der gestaltenden Kräfte zeigt sich im großen Schlußteil, so wie er von Adolf Frisé herausgegeben worden ist, nicht nur im Fehlen einer eigentlichen gedanklichen Entwicklung und in den zahlreichen Wiederholungen, sondern auch in einem immer stärkeren Überwiegen der theoretischen Teile über die Romanhandlung. Maurice Blanchot kritisiert dieses Vorherrschen der abstrakten philosophischen Probleme: "Il y a dans son livre une anxieuse intempérance de problèmes, trop de débats indiscrets sur trop de sujets, trop de conversations d'allure philosophique sur la morale, la vie juste, l'amour. On parle trop, et 'plus il faut de mots, plus c'est mauvais signe'. Le romancier nous donne alors la terrible impression de se servir de ses personnages pour leur faire exprimer des idées: faute majeure qui détruit l'art et réduit l'idée à la pauvreté de l'idée"⁴⁷."

Wenn das Urteil von Maurice Blanchot in dieser Härte auch nur auf den nachgelassenen Teil des Romans zutrifft, so hat Musil doch zweifellos von Anfang an den epischen Stoff zu Gunsten der Reflexion zurückgedrängt und die körperliche Eigenständigkeit der Figuren seinen denkerischen Absichten geopfert. Er begründet auch im Roman ausführlich sein Verhältnis zum eigenen Dichten und sagt, daß ihm die Sorge um die genaue Wiedergabe der Wirklichkeit die traditionelle Erzähltechnik verbiete, die nichts anderes tue, als daß sie die Illusion einer einfachen Scheinordnung des Lebens erwecke. Er läßt Ulrich sagen, "daß das Gesetz dieses Lebens, nach dem man sich überlastet und von Einfalt träumend, sehnt, kein anderes sei als das der erzählerischen Ordnung! Jener einfachen Ordnung, die darin besteht, daß man sagen kann: 'Als das geschehen war, hat sich jenes ereignet!' Es ist die einfache Reihenfolge, die Abbildung der überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen, wie ein Mathematiker sagen würde, was uns beruhigt; die Aufreihung alles dessen, was in Raum und Zeit geschehen ist, auf einen Faden, eben jenen berühmten 'Faden der Erzählung', aus dem nun also auch der Lebensfaden besteht. Wohl dem, der sagen kann 'als', 'ehe' und 'nachdem'!" (...) "Die meisten Menschen sind im Grundverhältnis zu sich selbst Erzähler." (...) "Sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, daß ihr Leben einen 'Lauf' habe, irgendwie im Chaos geborgen" (S. 665).

Auch an anderer Stelle läßt Musil seine Figur die falsche, naive Lebenseinstellung des Menschen und seine ebenso naive Fabulierlust tadeln, der es vor allem auf das 'wem, wo und wann' statt auf das 'was' ankäme. Ulrich fordert, "daß man zuerst die Haltung der persönlichen Habgier gegenüber den Erlebnissen aufgeben müßte. Man müßte sie also weniger wie persönlich und wirklich und mehr wie allgemein und gedacht oder persönlich so frei ansehen, als ob sie gemalt oder gesungen wären. Man dürfte ihnen nicht die Wendung zu sich geben, sondern müßte sie nach oben und außen wenden" (S. 373/374).

Was Musil hier philosophisch motiviert fordert, führt er in seinem Werk aus: er verzichtet auf einen chronologischen, einfachen Handlungsablauf, er spricht in einem kühlen Ton, er hält sich und seine Meinung im Hintergrund, und er beschreibt Figuren und Szenen nicht um ihrer einmaligen Besonderheit oder um des

Lokalkolorits willen. Er hat als Dichter die gleiche unpersönliche und objektivierende Einstellung den Ereignissen gegenüber wie sein Mann ohne Eigenschaften.

Man könnte nun gerade in diesem Stil der Distanzierung die eigentliche künstlerische Leistung Musils sehen, wenn man nicht aus dem Verlauf der Romanhandlung und aus den Tagebuchnotizen zu erkennen vermöchte, daß für Musil wie für Ulrich das eigentliche Problem nicht das der Ablösung von der Wirklichkeit, sondern das der Bindung an die Wirklichkeit war. Musil und Ulrich müssen sich — und diese Erkenntnis ist wesentlich — nicht aus der Gefangenschaft eines engen Familienlebens oder einer geschichtlichen Situation befreien. Als Österreicher sind sie durch einen mangelnden Sinn für die historischen Realitäten gekennzeichnet. Sie kämpfen nicht um die Möglichkeit, sondern um die Wirklichkeit; nicht das Abstrahieren vom Konkreten, sondern die Konkretisation ihrer Ideen bereitet ihnen Mühe. Einzelne Aufzeichnungen, die wie verzweifelte Ausrufe wirken, beweisen, daß Musil, wenn er einen allgemeinen Ausdrucksstil wählt, aus der Not eine künstlerische Form macht. "Ich erlebe furchtbar wenig"⁴⁸, klagt er einmal, und etwas später schreibt er: "Leben, leben ... nichts wollen als schöne Erlebnisse: so eingestellt erfindet man einen Roman"⁴⁹. Kurz vor seinem Tod bekennt er sogar in ergreifender Weise: "Unentschlossenheit: die Eigenschaft, die mich am meisten gequält hat, die ich am meisten fürchte"⁵⁰.

Von diesem Geständnis her, das die eigene als schmerzlich empfundene Eigenschaftslosigkeit bezeugt, erscheint Musil auch der Schriftstellerberuf in einem neuen Licht. Ulrich schildert den Typus des Dichters, der das Gegenteil des erfolgreichen Großschriftstellers darstellt: "Er müßte herzliche Einnahmen ablehnen, Menschen zurückstoßen, Lob nicht wie ein Belobter, sondern wie ein Richter bewerten, natürliche Gegebenheiten zerreißen, große Wirkungsmöglichkeiten als verächtlich behandeln, nur weil sie groß sind, und hätte als Gegengabe nichts zu bieten als schwer ausdrückbare, schwer zu bewertende Vorgänge in seinem Kopf und die Leistung eines Schriftstellers, worauf ein Zeitalter, das schon Großschriftsteller besitzt, wirklich nicht viel Wert zu legen braucht! Würde ein solcher Mann nicht außerhalb der Gemeinschaft stehen und sich mit allen Folgen, die das hat, der Wirklichkeit entziehen müssen?!" (S. 442).

Im Grunde genommen gibt Musil hier nichts anderes als ein Selbstporträt und beschreibt eindrucksvoll die Einsamkeit, die er als das schwere Los seiner Schriftstellerexistenz ertragen muß. Diese Einsamkeit ist nach seiner Auffassung in dem Wesen der Kunst als einer Existenzform der Lebensverneinung begründet. "Zieh den Sinn aus allen Dichtungen" (sagt Ulrich zu seinem Jugendfreund Walter), "und du wirst zwar nicht eine vollständige, aber erfahrungsmäßige und endlose Leugnung in Einzelbeispielen aller gültigen Regeln, Grundsätze und Vorschriften erhalten, auf denen die Gesellschaft ruht, die diese Dichtungen liebt!" (S. 376). Damit stellt sich also die Dichtung in Widerspruch zur Wirklichkeit. Von ihrer Definition her gewinnt auch Ulrichs Weigerung zu schreiben eine für die Persönlichkeit Musils neue Bedeutung. Musil schreibt: "Es fuhr ihm (Ulrich) durch den Sinn,

daß Gerda von ihm verlangt hatte, er möge ein Buch (...) schreiben. Aber er wollte leben, ohne sich in einen wirklichen und einen schattenhaften Teil zu spalten" (S. 678).

Ulrich entzieht sich also dem Schriftstellerberuf, weil er als das bessere Ich des Autors noch immer hofft, den ganzen Zugang zur Wirklichkeit zu gewinnen und sich vollgültig zu realisieren, während Musil selbst weiß, daß die Dichterexistenz an sich fragwürdig ist, weil in ihr bloß ein indirektes Verhältnis zur Umwelt möglich ist. Sogar unabhängig von der Frage, ob der Roman ein Kunstwerk sei, ist Musil ein Mann ohne Eigenschaften, weil er Dichter und nicht Tatmensch geworden ist. Durch seine verklausulierte Ausdrucksweise bezeugt er darüber hinaus auch als Romanschriftsteller noch stärker als die meisten andern Autoren seiner Zeit sein gebrochenes Verhältnis zur Wirklichkeit.

Der prinzipielle Unterschied, der sich aus Ulrichs und Musils Einstellung zum Dichterberuf ergibt, läßt uns vermuten, daß Musil auf die echte Selbstverwirklichung als Mensch verzichtete, nicht weil er wollte, sondern weil er mußte. Er hätte sich demnach so früh entschlossen, sein Leben schreibend zu verbringen, weil er wußte, daß ihm seiner Natur nach die rückhaltlose Teilnahme an der Umwelt verwehrt blieb und daß ihm die distanzierte Lebenshaltung ein Zwang sei. In diesem Fall hätte er für seine Hauptfigur Ulrich eine Lebensmöglichkeit offen lassen wollen, die ihm selber bereits versagt war; er hätte dann selbst zu den "Berufserzählern" gehört, die er im Roman charakterisiert und von denen er sagt, daß sie "Glücksdiebstahl treiben, indem sie etwas, das sie in Wirklichkeit nicht erreichen oder nicht ertragen können, in der Phantasie herstellen" (S. 428).

Bruno Fürst weist ebenfalls auf diese Problematik der Lebenswahl Musils hin: "Bald nachdem er zu schreiben begonnen hatte, wurde ihm klar, daß er werde wählen müssen zwischen Leben und Schreiben, und hatte sich (sic), sofern es überhaupt eine Wahl war, für das Schreiben entschieden. (Ob er schreibt, weil er nicht leben wollte, oder nicht leben durfte, weil er schreiben mußte, 'wäre', wie er gesagt hätte, 'zu überlegen'⁵¹."

Das Ergebnis unserer Überlegungen ist, wie nicht anders zu erwarten war, doppeldeutig: Robert Musil hat sich so weit verwirklicht, als er ein Kunstwerk hervorgebracht hat; andererseits glaubt er selber, sich nicht verwirklicht zu haben, weil er Dichter geworden ist.

"Der Mann ohne Eigenschaften" ist in seinem Gelingen und seinem Mißglücken inhaltlich und formal gesehen das Dokument einer Epoche und eines Dichterschicksals. Er bringt mit großartiger künstlerischer Konsequenz einen Kampf zum Ausdruck, der, solange ein Mensch lebt, notwendiger Weise kein Ende finden kann: den Kampf um Selbstverwirklichung. In welch erstaunlichem Maß Musil in dem einsamen Ringen um sein Werk die Grenzen seiner biographischen Existenz durchbrochen und die Situation des heutigen Menschen überhaupt erfahren und gestaltet hat, wird in einem Urteil offenbar, das Gaëton Picon, unabhängig von Robert Musil, in seinem "Panorama des Idées Contemporaines"⁵² prägt. "Tous les penseurs semblent aujourd'hui se rejoindre en la conception d'un homme

engendrant ses valeurs, construisant sa vérité, transformant le monde au lieu de le contempler, d'un homme faisant et se faisant."

ANMERKUNGEN

Vorbemerkung

Die arabischen Ziffern bei Zitatangaben bezeichnen den Roman "Der Mann ohne Eigenschaften" (Rowohlt 1952).

Die Abkürzung Tb verweist auf "Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden" (Rowohlt 1955).

Einleitung

- 1 "Universitas", Jan. 1956, S. 49
- 2 "L'existentialisme est un humanisme", Paris 1957, S. 23
- 3 Ernst Kaiser und Eithne Wilkins: "Robert Musil. Eine Einführung in das Werk", Stuttgart 1962
- 4 Berghahn Wilfried: "Robert Musil", Hamburg 1963 (Rowohlt)
- 5 Allemann Boda: "Ironie und Dichtung", Pfullingen 1956
- 6 Arntzen Helmut: "Satirischer Stil in Robert Musils 'Der Mann ohne Eigenschaften'", Bonn 1960
- 7 Rasch Wolfdietrich: "Erinnerung an Robert Musil", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 370/371
- 8 Jacottet Philippe: "Begegnung mit seinem Werk", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 431

Dritter Teil: Die Geschwisterliebe als Versuch, Eigenschaften zu erwerben

- 1 Ich stütze mich in meiner Interpretation auf das Kapitel 94 "Die Reise ins Paradies" (S. 1443), obwohl es von den Editoren des Romans stark umstritten ist. Ernst Kaiser hat zum ersten Mal im "Merkur" (Heft 113) im Jahre 1957 und später dann zusammen mit Eithne Wilkins im "Monat" (Heft 168) die Ausgabe von Adolf Frisé (Rowohlt Verlag) heftig angegriffen. Es war mir zwar nicht möglich, die Manuskripte (der Nachlaß befindet sich in Rom) einzusehen, aber es scheint mir doch, daß sich aus der Kenntnis des Gesamtwerkes einige Schlüsse ziehen lassen. Im übrigen liefern die sorgfältige Arbeit von Wilhelm Bausinger ("Studien zu einer historisch-kritischen Ausgabe von Robert Musils 'Der Mann ohne Eigenschaften'", (Rowohlt 1964) und vor allem die kritische Stellungnahme von Wolfdietrich Rasch (Frankfurter Allgemeine Zeitung 6. X. 1962 und 13. X. 1962) wichtige Beiträge, die die editorische Lage zu klären vermögen. Ernst Kaiser geht von der These aus, daß "jene alte 'Reise ins Paradies' nicht in den 'Mann ohne Eigenschaften' gehört" (Merkur S. 678), weil sie als früher Entwurf liegen geblieben sei und nicht mehr in die spätere Romankonzeption passe. Dieser Annahme widersprechen verschiedene Feststellungen, die W. Bausinger in Kenntnis der handschriftlichen Fassungen macht. "Musils Marginalien auf dem frühen Entwurf der 'Reise ins Paradies' sind nicht seine einzige Auseinandersetzung mit diesem Text. Ein 'Schm(ierblatt) Aufbau' – zusammen mit einer ganzen Reihe von Manuskripten, die vorwiegend planende Notizen enthalten, ist es wohl auf das Jahr 1936 zu datieren – enthält beispielsweise ziemlich ausführliche Überlegungen zu Ulrichs und Agathes Reise" (S. 105). "Bei der Arbeit an der handschriftlichen Fassung von 'Wandel unter Menschen', die zu der Reihe der letzten Reinschriften Musils gehört, trug Musil jedoch in das Manuskript 'Korr.(ektur) IV' auf Seite 2 ein: 'Die vorgeschützte Reise /Reinschrift/ s.(iehe) später die wüklliche!'" (S. 106). Aus solchen Eintra-

gungen geht eindeutig hervor, daß sich Musil entgegen der Behauptung von E. Kaiser und E. Wilkins bis zu seinem Tod mit der Reise der Geschwister beschäftigt hat.

E. Kaiser und E. Wilkins scheiden dieses Kapitel aus einer endgültigen Fassung aus, weil sie beweisen wollen, daß die *unio mystica* zwischen den Geschwistern rein geistig sei und daß sie in ihr eine Vollendung erreichen, die den Roman zu einem abschließenden Höhepunkt führt. Sie bestreiten, daß das Verhältnis zwischen Agathe und Ulrich inzestuös sei und daß der Roman in einer allgemeinen Katastrophe, im Versagen Ulrichs und im Kriegsausbruch, ende.

Gegen diese Auffassung möchte ich folgendes einwenden:

1. Das ganze Werk ist von Anfang an auf ein Scheitern des Mannes ohne Eigenschaften hin angelegt. Wie ließe sich sonst der Titel "Die Verbrecher" begründen?
2. Sowohl die Testamentsfälschung als auch die Geschwisterliebe stellen einen Angriff auf die moralischen Normen der Zeit dar.
3. Ulrichs und Agathes Beziehungen sind von Anfang an erotisch gefärbt.
4. Das Motiv des Inzestes ist an sich von sekundärer Bedeutung. Es dient zur Steigerung des mystischen Lebensgefühls und bildet bloß eine Zwischenstufe zur totalen Weiterfahrung.
5. Musil hat sich nie, weder im "Mann ohne Eigenschaften" noch in seinem übrigen Werk, gescheut, gewagte Formen der Sexualität zu schildern. In den "Verwirrungen des Zöglings Törleß" beschreibt er homosexuelle Szenen, in der Novelle "Tonka" schildert er die Beziehungen eines jungen Mannes zu einer geschlechtskranken Frau, und in der Erzählung "Versuchung der stillen Veronika" streift er in einer Episode die Sodomie.
6. Die Interpretation, die E. Kaiser von dem Inselkapitel gibt, ist unzutreffend. Es handelt sich darin nicht bloß "um einen sexuellen Rausch" ("Merkur" 113), und Agathe flüchtet nicht in "Haß und Verwirrung auf eine südliche Insel und in ein sexuelles Abenteuer mit ihrem Bruder" ("Merkur" 113, S. 686). In diesem Kapitel wird genau so wie im 55. Kapitel "Atemzüge eines Sommertags" (S. 1169), das E. Kaiser für den eigentlichen Abschluß und Höhepunkt des Romans hält, eine "Reise zu Gott" geschildert.
7. Daß Musil am Tage seines Todes noch am 55. Kapitel gearbeitet hat, ist irrelevant. Dieser Umstand berechtigt nicht dazu, es einem anderen Kapitel vorzuziehen.
8. Die Form, in der E. Kaiser seine Meinung vertritt, ist wenig überzeugend. Die von ihm angenommene Sublimierung Musils und Ulrichs schildert er auf folgende Weise: "Man fühlt, daß dieser Musil und dieser unwirkliche Ulrich, der in einem unwirklichen Garten, fern, im unwirklich gewordenen Wien des Jahres 1914, Blüten betrachtet, eines geworden sind" ("Merkur" 113), S. 682).
9. Es darf an ein so gewaltiges Werk wie an den "Mann ohne Eigenschaften", der manche Normen sprengt, nicht ein kleinlicher moralischer Maßstab angelegt werden. Die Geschwisterliebe muß als moderner Mythos und darf nicht bloß als sexuelle Perversion verstanden werden. Nur so kann man dem Roman gerecht werden.
10. Mehrere Interpreten lehnen die Auffassung von E. Kaiser und Eithne Wilkins ab. Marie Luise Roth sagt: "Es erscheint uns nur, wenn wir die Texte der 'Gartengespräche', die um die mystische Liebe kreisen, und den Text der 'Reise ins Paradies', die angeblich nur die sexuelle Liebe behandelt, vergleichen, daß trotz des Unterschiedes in der Ausarbeitung und im Stil eine Identität in den Themen besteht" ("Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung" Rowohlt 1960, S. 42).
Wolfdietrich Rasch hat sich ausführlich zu der Kontroverse zwischen A. Frisé und E. Kaiser / E. Wilkins geäußert und die Auffassung der letzteren widerlegt. Ich zitiere die wichtigsten Feststellungen: "Daß ein Entwurf zeitlich weit zurückliegt, ist kein Kriterium für die Wahrscheinlichkeit seines Ausscheidens."
"Man darf nicht, wie es Kaisers tun, das, was Musil nicht mehr vollenden konnte, als nicht gewollt erscheinen lassen."

"Ich kenne keine Zeile von ihm (Musil), die die Annahme erlaubt, er würde gerne den Krieg ausgeklammert haben, um ein Happy-End für seinen Roman zu ermöglichen."
 "Darum (...) ist der Entwurf 'Die Reise ins Paradies' der Zentralpunkt der Komposition, so unentbehrlich für das Verständnis. Denn hier sollte zugleich die höchste Erfüllung und das Scheitern der Liebe dargestellt werden."
 Wilfried Berghahn schließlich greift in seinem Essay "Ärgernisse einer Musil-Deutung" ("Neue Rundschau" zweites Heft 1963, S. 295) das Ehepaar E. Kaiser-Wilkins am schärfsten an: "Kaiser / Wilkins jedoch benutzen Musils Bücher nur als Steinbruch, aus dem sie Motive klauben und solange 'bearbeiten', bis sie in ihre Vorstellung von der psychischen Entwicklung des Dichters passen, die sie dann wiederum für die Quintessenz des Werkes ausgeben."

Vierter Teil: Robert Musil und das Problem der Selbstverwirklichung oder der Dichter und sein Verhältnis zum Werk

- 1 A. Frisé: "Der Mann ohne Eigenschaften", S. 1663: "Auch die Manuskripte von offensichtlich letzter Hand ließen nicht ein einziges Mal erkennen, daß Musil mit einem so jähem Tode gerechnet hatte."
- 2 Tb S. 134
- 3 "Die Wiener Robert-Musil-Gesellschaft 1934–1938", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 379
- 4 In "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960
- 5 Tb S. 486
- 6 Tb S. 469
- 7 Tb S. 204
- 8 Tb S. 467
- 9 Tb S. 486
- 10 Tb S. 173
- 11 Rasch Wolfdietrich: "Erinnerung an Robert Musil", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 365: "Auch wenn Musils Wirkung breiter gewesen wäre, würde wohl die gleiche Verborgenheit ihn dem zudringenden Blick der Öffentlichkeit entzogen, die gleiche Art von Anonymität ihn verhüllt haben. Denn sie gehörte zu seinem Wesen."
- 12 Tb S. 129
- 13 In "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960 S. 266
- 14 "Erinnerungen an Robert Musil", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 328
- 15 "Erinnerungen an Robert Musil", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 343
- 16 "Erinnerungen an Musil", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 401
- 17 "Musils Herkunft und Lebensgeschichte", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 233
- 18 Tb S. 483
- 19 "Robert Musil", Hamburg 1963 (Rowohlt) S. 123
- 20 Tb S. 46
- 21 Tb S. 473
- 22 Tb S. 553
- 23 Tb S. 625
- 24 siehe Berghahn Wilfried: "Die essayistische Erzähltechnik Robert Musils", Diss. Bonn 1956 und Arntzen Helmut: "Satirischer Stil in Robert Musils 'Der Mann ohne Eigenschaften'", Bonn 1960

- 25 Robert Musil schreibt: "Es soll auf den Namen der Stadt kein besonderer Wert gelegt werden. Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeit, Wechsel, Vorgehen, Nicht-schritthalten, Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, bodenlosen Punkten der Stille dazwischen, aus Bahnen und Ungebahnten, aus einem großen rhythmischen Schlag und der ewigen Verstimmung und Verschiebung aller Rhythmen gegeneinander, und gleich im ganzen einer kochenden Blase, die in einem Gefäß ruht, das aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen besteht" (S. 10).
- 26 Ein Beispiel, das Arnheim und Ulrich betrifft, möge dies darlegen: Arnheim liebt es in seiner Eitelkeit, dem Sekretär in dem Frühstücksraum des Hotels die Tagesordnungen zu diktieren. Das Bewußtsein, von der Öffentlichkeit beobachtet zu werden, schmeichelt ihm. Wahrscheinlich braucht menschliche Begabung – und das "war einer seiner Lieblingsgedanken – überhaupt eine gewisse Einengung, um sich entfalten zu können; der wirklich fruchtbare Streifen zwischen übermütiger Gedankenfreiheit und mutloser Gedankenflucht ist, wie jeder Kenner des Lebens weiß, überaus schmal" (S. 391). Auf die beschriebene Situation Arnheims bezogen, wirkt dieser Satz lächerlich und falsch. Von einer wirklichen Einengung, von einer sich am Widerstand entzündenden fruchtbaren Gedankenarbeit, kann bei den selbst- und wohlgefällig angeordneten Morgengepflogenheiten Arnheims gar keine Rede sein. Dennoch bewahrt dieser Satz in einem weiteren und entscheidenden Zusammenhang seine Gültigkeit. Gerade Ulrich ist es zum Verhängnis geworden, daß er in allzu großer Gedankenfreiheit leben konnte, daß der Druck der Ereignisse nie sein wahres Wesen entblößt und ihn zu einem Entschluß gezwungen hat.
- 27 "Literarische Welt", 30. IV. 1926
- 28 "Aus einem Notizbuch", 1932 in "Der Mann ohne Eigenschaften", S. 1640
- 29 "Musils Herkunft und Lebensgeschichte", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 203
- 30 "Robert Musil", Hamburg 1960, S. 135/136
- 31 Tb S. 226
- 32 "Eine verschobene Vorrede", in "Der Mann ohne Eigenschaften", S. 1640f.
- 33 "Das Problem der Erkenntnis in Musils künstlerischem Werk", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 83
- 34 "'Der Mann ohne Eigenschaften', zur Problematik der Romangestalt", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 70
- 35 "Erinnerung an Robert Musil", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 374
- 36 "Akzente" 6/1963, München S. 655
- 37 "Das Problem der Erkenntnis in Musils künstlerischem Werk", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 101
- 38 "'Der Mann ohne Eigenschaften', zur Problematik der Romangestalt", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 53
- 39 Tb S. 501
- 40 zitiert von Karl Kinklage in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 185
- 41 "Der österreichische Musil" in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 382
- 42 "'Der Mann ohne Eigenschaften', zur Problematik der Romangestalt", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 49
- 43 "Gedenkrede für Robert Musil" in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", Wien 1960, S. 418
- 44 "Robert Musil", Hamburg 1963 (Rowohlt) S. 136
- 45 Tb S. 440
- 46 "Universitas", Jan. 1956, S. 53
- 47 "Nouvelle Revue Française", I. III. 1958, S. 490

- 48 Tb S. 130
- 49 Tb S. 134
- 50 Tb S. 182
- 51 "Die Wiener Robert-Musil-Gesellschaft", in "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung",
Wien 1960, S. 378
- 52 Paris 1957

1. Von Robert Musil

Gesammelte Werke in Einzelausgaben, herausgegeben von Adolf Frisé, Rowohlt-Verlag, Hamburg

- I "Der Mann ohne Eigenschaften", 1952
 - II "Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden", 1955
 - III "Prosa, Dramen und späte Briefe", 1957
 - IV "Der Mann ohne Eigenschaften", dritter Band. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Martha Musil, Lausanne 1943
- "Beitrag zu den Lehren Machs", Dissertation, Berlin-Willmersdorf 1908
 "Ich interviewe Alfred Polgar", Forum Heft 13, Wien 1955
 "Brief Susannes und Zweiter Brief Susannes", Akzente Heft 6, Dez. 1963

2. Über Robert Musil

- Allemann, Beda: "Der Dichter in dieser Zeit". Zum Nachlaß Robert Musils (Neue Zürcher Zeitung, Fernausgabe, 23. Juni 1956)
- "Ironie und Dichtung". Pfullingen 1956
- Arnzen, Helmut: "Robert Musil, 'Der Mann ohne Eigenschaften'". In "Der moderne deutsche Roman", Heidelberg 1962
- "Satirischer Stil in Robert Musils 'Der Mann ohne Eigenschaften'", Bonn 1960
- Bachmann, Ingeborg: "Ins tausendjährige Reich", Akzente 1/1954
- Baumann, Gerhart: "Eine Vorstudie", germanisch-romanische Monatsschrift 4/1953
- Bausinger, Wilhelm: "Studien zu einer historisch-kritischen Ausgabe von Robert Musils Roman 'Der Mann ohne Eigenschaften'", Hamburg (Rowohlt) 1964
- Berghahn, Wilfried: "Die essayistische Erzähltechnik Robert Musils", Diss. Bonn, 1956
- "Robert Musil in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten", Hamburg (Rowohlt) 1963
 - "Ärgernisse einer Musil-Deutung", Neue Rundschau 2/1963
- Blanchot, Maurice: "Robert Musil", in La Nouvelle Revue Française 62/1958 und 63/1958
- Boehlich, Walter: "Untergang und Erlösung", Akzente 1/1954
- Csokor, Franz: "Robert Musil", der Monat 26/1950
- "Robert Musil", Preuves numéro spécial, Mai 1952
- Dinklage, Karl: "Robert Musil; Leben, Werk, Wirkung", herausgegeben im Auftrag des Landes Kärnten und der Stadt Klagenfurt, Hamburg (Rowohlt) 1960. Mit Beiträgen von: Marie Luise Roth, Wilhelm Grenzmann, Johannes Loebenstein, Johannes von Allesch, Ervin P. Hexner, Hajo Bernett, Eithne Wilkins und Ernst Kaiser, Joseph Strelka, Armin Kesser, Karl Dinklage, Robert Musil, Oskar Maurus Fontana, Josef Luitpold Stern, Franz Theodor Csokor, Karl Otten, Wolfdietrich Rasch, Bruno Fürst, Martin Flinker, Otto Pächt, Valerie Petter Zeis, Fritz Wotruba, Carl J. Burckhardt, Robert Lejeune, Adolf Frisé, Philippe Jaccottet.
- Deschner, Karlheinz: "Kitsch, Konvention und Kunst", München 1957
- Emrich, Wilhelm: "Formen und Gehalte des zeitgenössischen Romans", Universitas 1/1956
- "Deutsche Literatur in unserer Zeit", Göttingen 1959
- Frisé, Adolf: "Frage nach Robert Musil", Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21. November 1959
- "Angriffe auf eine Edition. Einige Hinweise", Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. September 1962

- Hanke-Tjaden, Irma: "Der freie Geist und die Politik", Diss. Freiburg (Br.) 1961
- Honald, Helga: "Die Funktion des Paradoxen bei Robert Musil", Diss. Tübingen 1963
- Jaccottet, Philippe: "Robert Musil", in *Nouvelle Revue Française* 5, II (1957)
- Jens, Walter: "Statt einer Literaturgeschichte", Pfullingen 1957
- Kaiser, Ernst: "'Der Mann ohne Eigenschaften', ein Problem der Wirklichkeit", *Merkur* 113/1957
- Kaiser, Ernst/Wilkins, Eithne: "Musil. 'Mann ohne Eigenschaften'", *Der Spiegel* 16. Mai 1956
- "Robert Musil; eine Einführung in das Werk", Stuttgart 1962
 - "In Sachen Robert Musil", *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 14. September 1962
- Lejeune, Robert: "Robert Musil", Zürich/New York 1942
- Marcel, Gabriel: "Le journal de Robert Musil", *Allemagne d'aujourd'hui* 1/1957
- Marko, Kurt: "Robert Musil", *Lexikon der Weltliteratur im 20. Jahrhundert* Freiburg, Basel, Wien 1961
- "Robert Musil und das zwanzigste Jahrhundert", Diss. Wien 1952
- Michel, Karl Markus: "Zu Robert Musils Roman 'Der Mann ohne Eigenschaften'", *Akzente* 1/1954
- Maier, Anna: "Franz Kafka und Robert Musil als Vertreter der ethischen Richtung des modernen Romans", Diss. Wien 1949
- Rasch, Wolfdietrich: "Probleme der Musil-Edition", *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 6. Oktober 1962 und 13. Oktober 1962
- "Erinnerung an Robert Musil", *Merkur* 84/1955
- Requadt, Paul: "Zu Musils 'Portugiesin'", *Wirkendes Wort* 3 1954/55
- Riskamm, Karl: "Robert Musil, Leben und Werk", Diss. Wien 1948
- Roth, Marie Luise: "Musiliana", *Akzente* 6/1963
- Rougemont, Denis de: "Tristans neue Gestalt, Dr. Schiwago, Lolita und der Mann ohne Eigenschaften", *Der Monat* 11 1958/59
- Sokel, Walter: "Robert Musils Narrenspiegel", *Neue deutsche Hefte* 7 1960/61
- Strelka, Joseph: "Kafka, Musil, Broch und die Entwicklung des modernen Romans", Wien, Hannover, Basel 1959
- Wiese, Benno von: "Die Amsel", in "Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka", Düsseldorf 1962
- nebst zahlreichen in Tageszeitungen erschienenen Artikeln.
- Nicht mehr von mir eingesehen werden konnten:
- Baumann, Gerhart: "Robert Musil, zur Erkenntnis der Dichtung", Bern (Francke-Verlag) 1965
- Kühn, Dieter: "Analogie der Variation, Das Verhältnis Ulrichs zu den Gestalten des Romans 'Der Mann ohne Eigenschaften' von Robert Musil", Bonn 1965

3. Allgemeines

- Cassirer, Ernst: "Philosophie der symbolischen Formen", Berlin 1923
- Frank, Philipp: "Wahrheit – relativ oder absolut?", Zürich 1962
- Jaspers, Karl: "Psychologie der Weltanschauungen", Berlin, Göttingen, Heidelberg 1960
- "Drei Gründer des Philosophierens; Plato, Augustin, Kant", München 1957
- Kierkegaard, Sören: "Entweder-Oder", Wiesbaden Sammlung Dieterich Band 40
- Mann, Golo: "Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts", Hamburg 1958
- Muschg, Walter: "Tragische Literaturgeschichte", 3. Aufl. Bern 1957
- "Die Mystik in der Schweiz", Frauenfeld, Leipzig 1935
- Nietzsche, Friedrich: *Gesammelte Werke in Kröners Taschenausgabe*, Stuttgart

Plato: Gesamtausgabe in drei Bänden bei Lambert Schneider

Sartre, Jean-Paul: "L'existentialisme est un humanisme", Paris 1957

Scholem, Gershom: "Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen", Zürich 1957

Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur

- 13 Peter Rippmann: *Werk und Fragment*. Georg Lichtenberg als Schriftsteller. 1954. 118 Seiten. Fr. 9.50.
- 14 Ernst Erhard Müller: *Die Basler Mundart im ausgehenden Mittelalter*. 1953. vii + 250 Seiten. Fr. 22.-
- 22 Heinz Schweizer: *Ernst Barlachs Roman «Der gestohlene Mond»*. 1959. 154 Seiten. Fr. 14.-
- 24 Hans Wernle: *Allegorie und Erlebnis bei Luther*. 1960. 115 Seiten. Fr. 12.-.
- 32 Klaus Hufeland: *Die deutsche Schwankdichtung des Spätmittelalters*. 1966. 156 Seiten und 5 Tabellen. Fr. 28.50.
- 33 Alfred Lukas Gass: *Die Dichtung im Leben und Werk Jacob Burckhardts*. 1967. 115 Seiten. Fr. 16.80.
- 34 Heinz Graber: *Alfred Döblins Epos «Manas»*. 1967. 144 Seiten. Fr. 18.80.
- 35 Hansjörg Schneider: *Jakob van Hoddis*. 1967. 107 Seiten. Fr. 14.80.
- 36 Reinhild Buhne: *Jeremias Gotthelf und das Problem der Armut*. 1968. 154 Seiten. Fr. 22.-.
- 37 Friedrich Wilhelm Korff: *Diastole und Systole*. Zum Thema Jean Paul und Adalbert Stifter. 1969. 343 Seiten. Fr. 42.-.
- 38 Mathias Feldges: *Grimmelshausens «Landstörtzerin Courasche»*. 1969. 196 Seiten. Fr. 28.-.
- 39 Elsbeth Leber: *Das Bild des Menschen in Schillers und Kleists Dramen*. 1969. 174 Seiten. Fr. 22.-.
- 40 Mario Carlo Abutille: *Angst und Zynismus bei Georg Büchner*. 1969. 143 Seiten. Fr. 20.-.
- 41 Rüdiger Schnell: *Rudolf von Ems*. 1969. 221 Seiten. Fr. 28.-.
- 42 Valentin Herzog: *Ironische Erzählformen bei Conrad Ferdinand Meyer, dargestellt am «Jürg Jenatsch»*. 1971. 156 Seiten. Fr. 19.50.
- 43 Ulrich Stadler: *Der einsame Ort*. Studien zur Weltabkehr im heroischen Roman. 1971. 119 Seiten. Fr. 21.-.
- 44 Kurt Wenger: *Gottfried Kellers Auseinandersetzung mit dem Christentum*. 1971. 220 Seiten. Fr. 28.-.
- 45 Ute Schwab: *arbo laosa*. Philologische Studien zum Hildebrandlied. 1972. 134 Seiten mit 2 Tafeln. Fr. 32.-.
- 46 Silvia Bonati-Richner: *Der Feuermensch*. Studien über das Verhältnis von Mensch und Landschaft in den erzählenden Werken der Annette von Droste-Hülshoff. 1972. 168 Seiten. Fr. 22.-.
- 47 Andreas Jecklin: *Untersuchungen zu den Satzbauplänen der gesprochenen Sprache*. 1973. iv + 168 Seiten. Fr. 32.-.
- 48 Judith Burckhardt: *«Der Mann ohne Eigenschaften» von Robert Musil*. 1973. ii + 157 Seiten. Fr. 24.-.
- 49 Peter Bonati: *Die Darstellung des Bösen im Werk Wilhelm Buschs*. 1973. 160 Seiten. Fr. 29.-.